

Handwritten text on the spine, partially obscured, including the word "nlis".

5
82

F 182





Denkwürdigkeiten

der

Gräfinn von Genlis.

ueber das

achtzehnte Jahrhundert und die französische
Revolution.

Seit 1766 bis auf unsere Tage.

D. G.

(Zum erstenmal im Druck erschienen.)

Aus dem Französischen übersezt.

Dritter Band.



Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1 8 2 5.

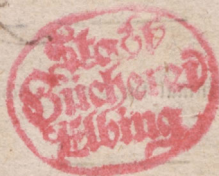
© 1911

© 1911



1458

Handwritten scribble



Denkwürdigkeiten

der

Gräfinn von Genlis.

Die Zeit welche ich im Palais Royal zubrachte, war die glänzendste und unglücklichste meines Lebens; ich stand in der vollen Blüthe meiner Talente, in dem Alter, wo sich mit der Frische und Anmuth der Jugend, alle Annehmlichkeiten, welche die Weltbildung geben kann, verbinden. Ich war bewundert, gelobt, geschmeichelt, aufgesucht; ich fand Mittel viele Zeit für mich zu leben, alle Samstag machte man Musik bei mir, Glück fand sich regelmäßig dabei ein; sein Gespräch war so angenehm, wie sein Talent bewundernswürdig; ich fand ein großes Vergnügen daran, von ihm bewundert zu werden, sein Lob steigerte meine Liebe zur Musik auf das Höchste; die berühmtesten Künstler jener Zeit drängten sich alle mit nie nachlassendem Eifer in meine kleinen Concerte. Einen zweiten Tag hatte ich zur Conversation festgesetzt; alle Dienstage versammelte sich ein sehr liebenswürdiger Cirkel bei mir — kurz, ich beschäftigte mich, ich las, ich schrieb, besonders Pläne zu Arbeiten, die ich späterhin ausgeführt habe; ich war in der großen Welt allgemein beliebt, — das war die schöne Seite meiner Lage. Allein der Haß und die Falschheit

einiger Menschen des Palais Royal, das ewig erneute Geflatsche, die unerwarteten Bosheiten, und die treulosen Versöhnungen, mit denen man mich so oft hinterging; die Ungerechtigkeiten, die Verläumdungen, das Alles machte mir bitteren Kummer, den ich verhehlen mußte, weil meine Stelle mich nöthigte, immer in der Gesellschaft zu leben, die Honneurs im Palais Royal zu machen, selbst wenn ich von Ermüdung niedergedrückt, oder von Unwillen erstickt war — und das bei meinem Charakter, dessen Freimüthigkeit bis zur Naivität ging. Durch diesen Zwang gewann ich wenigstens die Gewohnheit, mich selbst zu beherrschen. In diesem Punkte habe ich sie auch so vollkommen erhalten, daß es Niemanden besser als mir gelingen kann, seinen inneren Kummer zu verbergen. Noch ein Umstand war mir besonders unangenehm: an den Tagen allgemeinen Empfangs mußte immer eine der Damen der Herzoginn von Chartres so lange im Salon bleiben, als sich noch eine oder mehrere fremde Damen daselbst befanden; wir hatten uns verabredet, diese erzwungene Abendwachen eine um die andre zu tragen; die Herzoginn zog sich pünktlich zu Mitternacht zurück, die Damen, welche nicht wachen sollten, folgten ihr, die Wacherinn blieb bis das Spiel beendigt war, und das dauerte oft bis drei, vier Uhr. Ich meiner Seits verließ den Spieltisch zwischen elf Uhr und Mitternacht, blieb also Stunden lang als bloße Zuschauerinn zurück. Diese Langeweile war mir unerträglich, entfernte ich mich von den Spieltischen, um ruhiger nachdenken zu können, so ließ mich die französische Artigkeit keinen Augenblick allein; um den Langweiligen zu

entgehen, und die, welche das nicht waren, zu vermeiden, mußte ich wieder zu den Spieltischen zurück gehen. Nur ein einzigesmal erinnere ich mich glücklicher gewesen zu seyn. Man spielte trente et quarente, es befanden sich lauter erpichte Spieler versammelt, ausgenommen den Prinzen von Ligne, einen der liebenswürdigsten Menschen den ich gekannt habe, und der, weil er wahrnahm, wie sehr seine Unterhaltung mir gefiel, es gegen mich ganz besonders war. Er spielte sehr hoch, was ihn aber nicht hinderte, mir tausend Thorheiten zu sagen. Da er viel und mit unglaublicher Sorglosigkeit verlor, sagte ich, daß ich ihm Unglück brächte, und wie sehr er auch bemüht war mich zurückzuhalten, erklärte ich, von ihm ungestört meiner Träumerei nachhängen zu wollen. Wirklich zog ich mich auch in einen Winkel des Saals zurück, und überließ mich einem tiefen Nachsinnen, einem wahren Anfall von Misanthropie, welcher mir ein Gedicht eingab, das folgender Gestalt anfing:

Secret ennui, sombre chagrin,
 Dégout du monde et de la vie;
 Poison qu'une main ennemie
 Semble répandre dans mon coeur, etc.

(Wörtlich:) Geheime Sehnsucht, finstrier Kummer, Ekel der Welt und des Lebens; Gift, das eine feindselige Hand in mein Herz zu gießen scheint u. s. w.)

Ich schrieb diese Verse vor Schlafengehn nieder, und zeigte sie den folgenden Tag Herrn von Sauvigny, der davon entzückt war, und versicherte, daß er deren keine kenne, welche den Zustand meiner Seele, den ich schildern wollte, so gut ausdrückten. Das glaube ich wohl! Denn

ich hatte das, was ich wirklich empfunden hatte, gemahlt. Ich hob dieses Gedicht auf und benutzte es später in den Schwanenrittern — Es sind die Verse, welche die Ritter auf der Schreibtafel der Prinzessin von Cleve aufgezeichnet finden. *)

Secret ennui, sombre langueur,
Dégoût du monde et de la vie,
Poison qu'une main ennemie
Semble répandre sur mon coeur,
Vous avez détruit mon bonheur!
Illusion enchanteresse,
Douceurs erreurs de la jeunesse,
Charmes regrettés et perdus,
Pour moi vous ne renaîtrez plus!
Il est un temps pour la sagesse:
Cet instant où les passions
Cessent enfin d'agiter l'âme
Est fait pour les réflexions;
Mais dans cet âge tout de flamme,
Où, consumé par le désir,
Le coeur ne cherche qu'à jouir,

*) Für die Leser welche der Sprache mächtig sind, möge dieses Gedicht hier im Original stehen, andre würden durch eine Uebersetzung wenig gewinnen, und finden von Kleists schmelzenden: „o Silberbach!“ bis zu Schillers prächtigen, kühnen: „Nein, länger werd ich diesen Kampf nicht kämpfen,“ in hundert schönen deutschen Gedichten diesen Ueberdruß am Vorhandnen, ohne die Kraft zu entbehren, in allen Abstufungen geschildert. A. d. Uebers.

Qu'il est dangereux, téméraire
De vouloir tout approfondir
Et d'anéantir la chimère
Qui donne ou promet le plaisir !
Telle est la source malheureuse
De cette inquiétude affreuse
Qui me dévore et me poursuit.
Oui, c'est la raison qui me nuit ;
Moi-même, cause de ma peine,
J'ai creusé l'abîme où m'entraîne
Un désir vain et curieux :
J'ai déchiré le voile heureux
Dont le prestige favorable,
Par un mensonge utile, aimable,
Nous cache l'âpre austérité
De l'affligeante vérité.
Une cruelle indifférence,
Un froid mortel, un noir venin,
Glacent mon esprit incertain ;
Le dernier des biens, l'espérance,
N'est pour moi qu'un fantôme vain,
Et je supporte avec chagrin
Ma triste et pénible existence.
Eh ! que fais-je dans l'univers
Au milieu des objets divers
Dont je me trouve environnée ?
Dans ce tourbillon entraînée,
Sans soins, sans desseins, sans désirs,
Insensible à tous les plaisirs,
Des jours brillans de ma jeunesse
Je vois l'éclat s'évanouir,
Le temps s'enfuit et ne me laisse
Qu'un insipide souvenir.

Der Herzog von Chartres wünschte leidenschaftlich die Stelle eines Großadmirals, die sein Schwiegervater (der Herzog von Penthièvre) bekleidete; in dieser Absicht wollte er, was jener nie unternommen, eine Campagne zur See machen. Er schiffte sich in Toulon ein, auf meine Ueberredung begleitete ihn die Herzoginn seine Gemahlinn, und ich erweckte sogar den Wunsch in ihr, Italien zu besuchen. Einige Monate vorher bat mich Frau von Blot, obschon ich — und das seit langer Zeit — Ursach hatte mich über sie zu beklagen, sehr dringend, mich mit ihr zu verbinden, um gemeinschaftlich für ihre Nichte, Fräulein von Chauvigny, die erst fünfzehn Jahr alt und noch nicht verheirathet war, die Stelle einer Hofdame zu erbitten. Ohne Zweifel erhielt sie dadurch eine Versorgung, und ohne Vorwürfe für die Vergangenheit, versprach ich, mich dafür zu verwenden. Man fragte gar nicht danach, eine so junge Hofdame zu haben, allein ich bat so beharrlich und wiederholt, daß ich meinen Zweck doch erreichte. Die junge Person ward sogleich verheirathet, und trat unverzüglich ihre Stelle an. Sie floßte mir Theilnahme ein, denn sie sah wie ein Kind aus, und war durch Gestalt und Karakter gleich liebenswürdig. Unsre Reise ward jedoch als beabsichtige sie nur die mittäglichen Provinzen — denn von Italien sprachen wir nicht — angekündigt, Frau von Potocka und ich verabredeten uns, daß sie sich bei ihrer Abreise von Paris in das südliche Frankreich begeben — was freilich nicht ihr Weg war — und in Bordeaux, wo wir uns trennen wollten, uns erwarten sollte. Zwei Abende vor ihrer Abreise speiste sie bei mir zu Nacht,

und da sie Alles, was ich ihr hatte sehen lassen, herrechnete, bemerkte Herr von Genlis, ich habe etwas sehr bemerkungswürdiges: die Guinguetten (Volkswirthshäuser, Tanzboden) vergessen, und schlug uns vor, den morgenden Abend nach dem Souper den Grand Vainquer (den großen Sieger), die schönste Guinguette der Vorcherons-Straße, zu besuchen. Wir gingen es ein und beschloffen alle verkleidet zu gehen, Frau von Potocka und ich als Köchinnen, Herr von Maisonneuve, ein Kammerherr des Königs von Polen, und Herr von Genlis als Livrebediente. Wir soupirten denselben Abend in Palais Royal, Frau von Potocka und ich; jene war sehr gepuzt, in Goldstoff und mit Diamanten überladen; um elf Uhr trat Herr von Genlis zu ihr, und bemerkte sehr ernsthaft, daß es Zeit sey, sich in die Straße der Vorcherons zu begeben. Diese Einladung, an die majestätischste Gestalt, die ich je erblickte, gerichtet, machte mich sehr zu lachen. Wir begaben uns zum Ankleiden in meine Wohnung zu meiner Mutter, die zu Bett lag, aber unsre Verkleidung gern sehen wollte. Die edle schöne Gestalt der Frau von Potocka war ein Bißchen starkknochig, der Puz war ihr nothwendig; bei dieser Verkleidung verlor sie all ihre Würde, und als sie ihr Corsettschen angelegt hatte, ihr rothes Halstuch, ihre gewürfelte Schürze und runde Haube, hatte sie eine wahrhafte, wirkliche Köchinnengestalt; da ich hingegen in einer ganz ähnlichen Kleidung von dem, was mein Gesicht Zierliches und Ausgezeichnetes haben konnte, nichts verlor, ja es ward durch sie nur auffallender. Herr von Maisonneuve hatte sich am Morgen entschuldigen lassen;

da wir zwei Begleiter bedurften, ersetzten wir ihn mit Herrn Gillier und stiegen alle vier um eilf Uhr in einen Miethwagen. Ich fand in dem Grand Bainqueur, wo wir eine zahlreiche Versammlung antrafen, den größten Beifall. Der Läufer des Marquis von Brancas war unmittelbar meine erste Eroberung — er hatte mich, seinem Herrn bei der Tafel aufwartend, zwanzig Mal sehen müssen, erkannte mich aber nicht. Diese Kleidung welche Frau von Potocka alterte, verjüngte mich um zehn bis zwölf Jahr — ich sah wie höchstens im siebzehnten Jahre aus, und wir spielten unsre Rollen so gut, daß Niemand den geringsten Verdacht hatte; zuerst tanzte ich mit aller Blödigkeit eines Landmädchens mit dem Läufer eine Menuet, nachher einen Contretanz; indessen bestellte uns Herr Gillier um uns zu erfrischen, einen Sallat und Tauben à la Crapaudine. Wir setzten uns an ein Tischchen, wo die Galanterie welche Herr von Genlis mit der ausgelassensten Lustigkeit zwischen Frau von Potocka und mir theilte, uns schallendes Gelächter entriß. Er hatte in seiner fröhlichen Laune immer etwas so Originelles, Angenehmes, und zu gleicher Zeit etwas so Geistreiches, daß es den milzsüchtigsten Menschen hätte kurzweilen müssen. Ein sehr unerwarteter Auftritt steigerte unsre Lustigkeit auf das Höchste. Es war sehr gewöhnlich singend in die Guinguette zu treten, und plözlich hörten wir aus vollem Halse singen:

Lison dormoit dans un boccage

Un bras par ci, un bras par là etc.

(Ins Deutsche zu jener Zeit übersezt und häufig gesungen, auch als Cottillon getanz):

„Schön Suschen lag im Frühlings-Schatten:
„Ein Aermchen hier, das andre dort,
„Am Wasserfall, auf grünen Matten,
„Schlaf sie ihr Schläfchen ruhig fort.“ u. s. w.)

Wir sahen nach der Thüre und erblickten zwei Personen diese Worte singend, das Mädchen als Dienstmagd, der Mann in meine Livrée gekleidet, hereintreten. Ich erkannte sie auf den ersten Anblick, stand auf, lief auf die Dienstmagd zu, und fiel ihr um den Hals — es war meine Mutter mit Herrn Maisonneuve, der sich mit ihr zu dieser Ueberraschung verabredet, und deshalb heute früh sich entschuldigt hatte. Unsere Freude und Dankbarkeit waren unbeschreiblich! Es war von Seiten einer Frau in meiner Mutter Alter, so viel Freundliches, Gütiges in diesem Scherz! — Sie setzte sich mit ihrem Begleiter an unsern Tisch, und sie mit Herrn von Genlis gaben diesem Abend — einem der fröhlichsten meines Lebens — den größten Reiz. Seit Genlis und Silery hatte ich nicht so herzlich gelacht. Erst früh um drei Uhr konnten wir uns entschließen, den Grand Vainqueur zu verlassen. Herr von Brostocky war schon nach Polen abgereist; einige Monate nachher erhielt ich einen Brief von seinen Eltern, in dem sie für ihren Sohn um die Hand meiner damals noch nicht zwölffährigen Tochter warben; als aber in der Folge Herr von Brostocky meine ihm gemachte Bedingung, sich vierzig tausend Livres Men-

ten in Frankreich zuzusichern, nicht erfüllte, war er genöthigt, dem Plane zu entsagen.

Als die Herzoginn von Chartres nach Italien abreiste, nahm sie niemand mit sich als die Gräfinn von Kully *), Herrn von Genlis, einen Stallmeister und mich; zwei Kammerfrauen, einen Kammerdiener und zwei Bediente. Wir durchreisten alle mittäglichen Provinzen, und hielten uns nur auf, um überall den bezauberndsten Festen beizuwohnen, die man dem Herzog und der Herzoginn gab. Die schönsten erwarteten uns in Bordeaux, wo Herr von Clugny, einer meiner Verwandten, Intendant war. Seine Schwägerinn, die Baroninn von Clugny, war eine der schönsten Personen, die ich gesehen habe, besonders waren ihre Haare durch Menge, Farbe und seidne Weichheit unvergleichlich! Sie war von mittlerer Größe, und ich habe sie in einem langen Schlepplleid gesehen, wie man sie damals trug, wo ihr Haar — wenn sie stand, ließ sie es ganz frei herab hängen — um einen Fuß länger war, als ihre Schleppe. Frau von Potocka folgte uns bis Bordeaux nach. Der Herzog von Chartres legte in dieser Stadt den Grundstein des Schauspielhauses, welches Herr Louis errichtete — gewiß eins der schönsten in Frankreich. Diese Ceremonie fand in der Nacht statt; wir waren dabei zugegen, alle Freimaurer, deren Großmeister der Herzog war, fanden sich dabei ein;

*) Jetzt Herzoginn von Lumont, Gemahlinn des Oberkammerherrn des Königs.

es ward Musik gemacht, die Stadt war erleuchtet, auch der Hafen und auf dem Meer ein Schiff, welches mit seinem leuchtenden Takelwerk und Rahen, die sich alle wie Feuerstreifen auf den Wellen abzeichneten, eine allerliebste Wirkung hervorbrachte. Man hätte dem König nicht mehr Ehrenbezeugungen machen können, als der Herzog und seine Gemahlinn auf dieser Reise empfangen. Bei unserer Ankunft in Bordeaux z. B., wohin wir zur See kamen, hatten alle Schiffe die Flaggen aufgezo- gen, und der Maire der Stadt kam mit der ganzen Munizipalität, den Herzog durch eine Rede zu bewillkommen; zahllose Menschen bedeckten das Ufer, und ihr wiederholter Freudenzuruf bewies, daß sie dem königlichen Stamme noch zugethan waren. Bordeaux war, glaube ich, damals die einzige Stadt, die einen Maire hatte, und er war allezeit ein Mann vom Hofe. Damals war es der Graf von Noé, der ehemals im Palais Royal angestellt gewesen war. Ich vertrieb mir in Bordeaux die Zeit sehr gut, auch in Aix, Montpellier und Marseille, wo man uns viele Feste gab. In Marseille sah ich zum erstenmal Galeeren, Fahrzeuge, die traurige Gedanken (an die Züchtlinge) erwecken, die aber eine sehr zierliche Gestalt haben; endlich kamen wir nach Toulon, wo die Feste wieder angingen und zehn Tage dauerten. Das Schönste war das, welches die Admiralität uns gab; unter andern sahen wir ein Kampffpiel auf dem Wasser — ein sehr schönes Schauspiel! Kurz, diese Reise bot einen fortwährenden Zauber. Wer hätte gedacht, daß dieser unglückliche Fürst achtzehn Jahre später denselben Weg, auf

welchem ihn jetzt die Huldigungen überschütteten, seines Ranges entsetzt, beraubt, gefangen, geächtet, noch einmal betreten würde? *) Der Herzog schiffte sich zu seiner Seecampagne ein, und wir führten das unter uns verabredete Wagstück aus, ohne Erlaubniß Italien zu bereisen. Als wir nach Antibes kamen, schrieb die Herzoginn einen Entschuldigungsbrief an den König, in dem sie versicherte, daß diese Reise kein verabredeter Plan sey, und gab ihren Wunsch, ihren Großvater, den Herzog von Modena zu besuchen, als den Hauptgrund dazu an. In Antibes hatten wir die angenehmste Ueberraschung, indem wir dort Herrn von Rouffignac begegneten. Schon in Anger, wo er ein Haus besaß, waren wir auf eine gar sonderbare Art mit ihm zusammen getroffen: ich hatte ihn durch einen Courier benachrichtiget, daß wir zwischen eilf Uhr und Mitternacht dort ankommen, an seiner Thüre halten würden, und von seiner ritterlichen und romantischen Artigkeit ein Jedes eine gute Tasse Fleischbrühe zu erhalten hofften. Mir werde, hatte ich hinzugesetzt, diese Art sich mit der Dame seiner Gedanken zu beschäftigen, um so mehr gefallen, da sie keineswegs gewöhnlich sey. Er fand auch wirklich Mittel, indem er mein Gesuch er-

*) Während Robespierres Herrschaft wurde er, obschon er sehr traurige Beweise seiner revolutionairen Meinungen gegeben, angeklagt und mit seiner Familie — vielleicht um keinen Bourbon in Paris verhaftet zu halten — nach Marseille ins Gefängniß geschickt, nach mehreren Monaten aber nach Paris zurück und auf das Blutgerüst gebracht. U. d. Uebers.

füllte, etwas sehr Ungewöhnliches zu thun. Er besaß einen gezähmten Bären; da er nun gehört hatte, daß es nichts besseres auf der Welt gebe, als Bärenbrühe, ließ er ihn schlachten und die von ihm bereitete Brühe bei unserer Durchreise uns vorsezen. Diese Brühe war sehr röthlich, aber ich genoß nie eine bessere. Ich dankte ihm für das Opfer seines Bären, und daß er um meinetwillen im Großen Lafontaines Fabel vom Falken wiederholt habe. Wir freuten uns, ihn in Antibes wieder zu finden. Durch einen sonderbaren Zufall begegneten wir dem Marquis von Clermont in Amboise; zum Gesandten nach Neapel ernannt, wollte er sich in Antibes nach Genua einschiffen. Ich kannte ihn genau, er war geistreich, liebte die schönen Künste und besaß viele Talente. Seine beiden Gesandtschaftssekretaire waren liebenswürdige junge Leute, die Herren von Midisdale und von Moustier; dieser letzte erklärte sich für meinen Cicisbeo, Herr von Midisdale zu dem der Frau von Kully. Wir wollten durchaus nach Nizza gehen, und der Gesandte entschloß sich, uns bis nach Genua zu begleiten. Widrige Winde nöthigten uns, zehn Tage in Antibes zu verbleiben, allein wir langweilten uns keineswegs; ich hatte meine Harfe mitgenommen, sie war nicht auf dem Wagen unserer Kammerfrauen, sondern auf dem unseren; alle Abende wurde sie in mein Schlafzimmer gebracht, und ich spielte darauf, ehe ich mich zur Ruhe begab. Gewiß habe ich das nicht mehr als zwei oder drei Male versäumt; meine Harfe hat mich nirgends verlassen, als auf dem Wege über die Corniche. Wir machten täglich Musik, schwazten und die Zeit verfloß

uns sehr angenehm. Endlich schifften wir uns in einer Felouque ein, welche ein ganzes Regiment zu unserm Schutz gegen die Seeräuber führte. Diese Vorsicht, welche Gefahr verkündigte, Entführung und Gefechte fürchten ließ, gefiel meiner romantischen Phantasie. Ich improvisirte daraus einen Roman, der meine Reisegefährten sehr belustigte. Nizza ist ein köstlicher Aufenthalt! Wir blieben sechs Tage daselbst, während deren ich viele Spaziergänge auf den blumigen, düstereichen Bergen und am Strande des Meeres machte. In Nizza erfuhren wir, daß man zu Lande nach Genua gehen könnte, und plötz- lich faßten wir den Entschluß, diesen gefährlichen Weg, dessen Name allein schon erschreckt, da er sehr verdienster Weise die Corniche (das Karnieß) heißt, zu machen. Ich ließ den Mann herbeirufen, der uns Maulthiere vermiet- then sollte, und befragte ihn über die Gefahr der Reise; Frau von Kully war gegenwärtig; nachdem er mir ruhig zugehört, sagte er mit eignen Worten: „Für Sie, meine gnädige Frauen, bin ich nicht in Sorgen, aber die Wahr- heit zu sagen, für meine Maulthiere fürchte ich, denn vergangenes Jahr verlor ich deren drei, die von herab- rollenden Felsenstücken — wie das gar oft geschieht — erschlagen wurden.“ Diese Art uns zu beruhigen, ermu- thigte uns nicht sehr, aber zu lachen machte sie uns, und wir reisten ab *). Unser Gepäck und Kammerfrauen

*) Ehe ich Nizza verlasse, muß ich bemerken, daß die Sitte Brustkranke dahin zu schicken, sonderbar und verderblich ist. Die Luft von Nizza ist zwar sehr rein, allein so scharf, daß

gingen zu Wasser, der Gesandte aber mit uns; er und alle Männer auf Maulthieren, wir Frauen auf Tragsesseln. Nicht weit von Nizza, an einem Ort, den man la Tourbe nennt, fanden wir eine allerliebste, mit Blumenkränzen geschmückte Laubhütte, in der uns ein köstliches Frühstück empfing. Dieses war eine Aufmerksamkeit des Commandanten von Nizza gegen die Herzoginn von Chartres, welche unter dem Namen einer Gräfinn von Joinville reiste. Gleich vor Nizza findet man das alte Schloß Montalban, 1744 von den Franzosen erobert; zwei Meilen weiter hielten wir uns bei der Ansicht von dem Thurm von Eze auf, dessen herrliche Lage das Meer beherrscht, nach einer Stunde reisten wir weiter. Ganz mit Recht heißt dieser Weg la Corniche, er ist fast ununterbrochen ein bloßes Karnieß, oft so schmal, daß kaum eine Person darauf gehen kann, auf der einen Seite bilden ungeheure Felsen eine himmelhohe Mauer, auf der andern befindet man sich an einem Abgrund, der fünf hundert Fuß in das Meer herab steigt, dessen gewaltige Wogen sich mit dumpfem einfürmigem Brausen an den Klippen brechen. An allen Stellen, wo wirklich Gefahr vorhanden war, gingen wir zu Fuß und ließen uns am Arme führen. Von Monaco nach Manton, wo der Weg sehr schön ist, schöpft man Athem. Manton ist sehr angenehm am Meeresufer unter

sie schwachen Lungen nicht heilsam seyn kann. Lungenucht ist das einzige dort gewöhnliche Uebel, und die dasigen Aerzte beeilen sich, ihre Brustkranke nach Lyon reisen zu lassen.

Ann. d. Verf.

Citronen und Orangebäumen gelegen — die ganze Luft war durchduftet! — Nach Manton wird der Weg wieder fürchterlich, allein wir fingen an, uns daran zu gewöhnen, und der Anblick einer Menge niedlicher natürlicher Wasserfälle ergabte uns dergestalt, daß wir die Abgründe vergaßen. Bei unserer Ankunft in Bourdeguerra, einer kleinen Stadt, wo man in sehr mahlerischen Ruinen hie und da prächtige Palmen zerstreut findet, mußten wir abermals anhalten, um der schönsten Aussicht, welche uns dieser Weg noch dargeboten hatte, zu genießen. Endlich um sieben Uhr, mit sinkender Nacht, mußten wir in Hospitaletta Halt machen — dem allerabscheulichsten Nachtlager, das je Gastrecht anbot — nur sechs Stunden von Nizza. Wir schiefen alle drei in demselben Zimmer, der Herzoginn machten wir ein Bett von trockenem Laub und den Decken der Maulthiere; in eben dem Gemach befanden sich zwei große Haufen Getreide, auf denen wir, wie der Hausherr versicherte, sehr gut liegen würden. Wirklich nahmen wir eine sonderbare, fast senkrechte Lage an, und brachten, wegen des beständigen Herabrutschens des Korns, die Nacht in einer unaufhörlichen Bewegung zu. Der Tagesanbruch war uns sehr willkommen, und da wir ganz angekleidet geblieben waren, hielt uns unsre Toilette nicht auf. Diesen Tag war unsere Reise sehr ermüdend, ob schon wir nur sechsthalb Meilen zurück legten; der Weg war so schlecht, daß ich ihn, wie den vorigen Tag, fast ganz zu Fuß machte, bald am Rande der Abgründe, längs dem Meere, bald auf einem schmalen, mit großen spitzen Kieseln bedeckten Pfad dicht am Ufer; das ganze Land, welches wir durch-

durchreisten, ist dürr und scheußlich; unsere Träger waren die abscheulichsten Leute von der Welt, verstanden weder französisch noch italienisch, sprachen ein unverständliches Kauderwälsch, betranken sich, fluchten und zankten sich ohne Ende. Man kann sich nicht wohl erwehren, an ihren Zänkereien Theil zu nehmen, wenn man, von ihnen über den Abgründen getragen, sie plößlich vor Zorn zittern, wanken und sich schütteln fühlt, und sie, um die Faust gegen ihren Widerpart zu ballen, den Tragsessel nur mit einer Hand halten. Sie tragen den Sessel vermittelst breiter Riemen über ihre Schultern, allein deshalb müssen sie ihn doch festhalten. Diese Sessel sind lange, enge, schmale Stühle; der Sitz hat ein kleines, mit Wachstuch bezogenes Schirmdach gegen den Regen. Die Beine muß man ausstrecken, man kann sie nicht biegen, und die meinen gingen über den Sitz hinaus. In St. Maurice, einem kleinen Seehafen, fanden wir ein ganz erträgliches Wirthshaus. Von da bis Albenga hat der Weg furchtbare Stellen; bietet aber die herrlichsten Ausichten dar, unter andern oberhalb der Stadt Languella, auf der Spitze des Berges. Der Abhang dieses Berges ist sehr steil und gefährlich. Ich stieg ihn zu Fuß herunter, und ich kann sogar sagen: barfuß, denn die Felspfade, über die wir seit drei Tagen kletterten, hatten meine Schuhsohlen gänzlich abgenutzt, und nicht voraussehend, daß wir würden so viel zu Fuße gehen müssen, hatten wir kein zweites Paar mitgenommen. Um zehu Uhr ließen wir unsere Träger auf der Spitze eines Berges Halt machen, von dem aus wir die Stadt Albenga in ei-



ner reizenden Ebene erblickten. Dieses zeichnet sie an dieser Küste aus, da alle andere an ihr gelegene Städte auf Felsen erbaut sind. Diese unermessliche, fruchtbare Ebene ist mit Felsen und majestätischen Bergen, deren einige mit Schnee bedeckt bleiben, umgeben. Die kahlen Felsen, der erhabene Anblick der Berge, bildet den sonderbarsten Gegensatz mit der lächelnden Schönheit und Fruchtbarkeit der Ebene. Die Wiesen sind mit Dreifaltigkeitsblumen (Pensée) und Lilien bedeckt, der Rosenlorbeer wächst ohne Pflege, alle Felder sind mit Weinlauben umgeben, durch deren sanft von der Luft gewiegte, reich belaubte Ranken man den Reichthum der Anpflanzungen erblickt. Man glaubt in diesem köstlichen Lande, der Mensch baue den Boden nicht zu seinem Bedürfnis, sondern nur zu seiner Lust. Alles, was dem Auge begegnet, ist angenehm, hier findet man wirkliche Schäferinnen, alle jungen Mädchen tragen Blumensträuße in ihrem geflochtenen Haar, fast alle sind hübsch, besonders zeichnet sie die Zierlichkeit ihrer Gestalt aus.

Um einen furchtbar gefährlichen Berg zu vermeiden, schiften wir uns in Pietra ein, und fuhren viertelhalb Stunden auf dem Meer. Von der Bergspitze, die Anvaye (?) und Savona beherrscht, genossen wir der schönsten Aussicht der Welt! — Sie ist aber auch das Merkwürdigste, auf dem Weg von Albenga hierher. Savona ist eine schöne, angenehme, nur zwölf Stunden von Genua gelegene Stadt. Eine kleine Meile vor Savona, zeigte man uns die Palläste von Rovero und Durazzo; große, prächtige Gebäude! die sie umgebenden großen Gärten, sind von

schlechtem Geschmack. Ich bemerkte mit Befremden, daß man in ihnen keine der allerliebsten Blumen — den Drangebaum ausgenommen — anbaut, die hier allenthalben die Felder bedecken. Der Buchs ist hingegen mit vieler Sorgfalt gepflegt, und wird in prächtigen Gefäßen, welche die Terrassen schmücken, gezogen; dieser garstige Busch hat kein anderes Verdienst, als feltner und theurer zu seyn, als die Mirthe, der Jasmin und der Rosenlorbeer, den die Natur hier ohne Beistand erzeugt.

Wir legten diese Reise — gewiß die angenehmste, aber auch gefährlichste die man machen kann — ohne den geringsten unangenehmen Zufall zurück. Um vierzig Stunden zu machen, blieben wir sechs Tage unterwegs, und ich machte der Gefahr wegen, welche die Abgründe uns drohten, mehr wie dreiviertel derselben zu Fuß, weshalb ich denn auch mit geschwollenen Füßen voller Blasen, aber ausserdem in der besten Gesundheit, Genua erreichte. Man kennt so viele Reisen in Italien, daß ich die unsre nicht zu beschreiben gedenke; nur was uns persöulich angeht, werde ich erzählen. Der Gesandte begleitete uns bis Reggio, wo er acht Tage verweilte; wir begaben uns nach Modena, wo die Herzoginn von Chartres ihren Großvater zu besuchen gedachte. Der Anblick der Lombardie ist höchst einladend und reizend! Die Bäume haben keine besondere Höhe, aber das Grün derselben ist entzückend, und Weinranken die von einem Baum zum andern reichen, umschlingen sie. Das Ganze bildet einen bezaubernden Anblick, so daß die Herzoginn von Chartres höchst naïv ausrief: „O mein Großvater ist doch gar zu gütig!“ Sie glaubte in der er-

sten Freude diese Raubgehänge gehörten zu einem Fest mit dem ihr Großvater ihre Ankunft feyre. Der Herzog von Modena empfieng seine Enkelinn mit vieler Freude und Zärtlichkeit. Dieser Fürst, der erstaunlich gut war, hatte damals schon achtzig Jahre erlebt, war blind und sah höchst seltsam aus. Er ließ sich roth und weiß schminken, ließ sich die Augenbraunen malen und hatte eine ungeheure Nase — nie habe ich eine solche Gestalt zum zweitenmal erblickt! — Der Hof bestand aus seinen beiden, viel jüngern Schwestern; keine war verheirathet gewesen, sie waren gut, fromm, verbindlich, *) ferner aus dem Erbprinzen, des Herzogs Sohn; er war sehr freundlich, aber seine Galanterie keineswegs angenehm. Die Erzherzoginn Marie, seine Tochter, zeichnete sich durch ihre Erziehung und ihren Karakter aus. Der Erzherzog Ferdinand, ihr Gemahl, hatte ein allerliebstes Gesicht, er glich sehr viel der Gräfinn von Polignac, hatte auch ein außerordentlich schdnes Haar. Ich will eine kleine Begebenheit, welche die Sitten dieser kleinen Hdse, an denen die Fürsten selbst

*) Bald nachher starb eine derselben an der Schwindsucht, wobei sie bis zum letzten Augenblick ihre Geistesgegenwart behielt. Wenige Tage vor ihrem Tod, wollte sie, weil sie ihren Zustand wohl kannte, die Legate, die sie ihren Freunden durch ihr Testament zu hinterlassen gedachte, selbst unter sie theilen. Sie ließ sich ihren Schmuck, ihre Dosen, deren sie eine große Anzahl hatte, und alle ihre Kleinodien herbei bringen, kaufte sich für ihren Gebrauch bis zum Tode, eine horene Dose, und vertheilte alles Uebrige, so wie es das Testament vorschrieb, an ihre Freunde. U. d. Verf.

bei weitem das Beste waren, schildert, hier einschalten. Der Mann, welcher in Modena die höchste Hofcharge bekleidete, hieß Graf Lascaris; er war etwa vierzig Jahr alt, klein und dick, auch seine Gesichtszüge drückten nicht mehr Adel aus als seine Gestalt. Ich hatte das Glück ihn beim ersten Anblick zu erobern; er war Pallast-Intendant, vertheilte also die Zimmer, und war bedacht, Herrn von Genlis das seinige so weit möglich von dem meinigen entfernt zu bezeichnen. Meine Wohnung war prächtig, mein Zimmer allenthalben, sogar die Decke, mit Spiegeln belegt. Als ich eines Abends nach dem Souper meiner Gewohnheit gemäß, an einem gewöhnlichen Tisch mein Tagebuch schrieb, hörte ich ein kleines Geräusch, und sah zu meinem Erstaunen einen der Wandspiegel sich bewegen, sich leise zurückschieben, und den Grafen Lascaris hereintreten, der mir ganz triumphirend zu Füßen fiel. Ich springe auf, der Tisch fällt über ihn her, die Kerzen löschen aus, und wir bleiben in der dichtesten Finsterniß stehen. Mit lautem Geschrei rufe ich meine Kammerfrau, diese kommt, im Hemd, ein Licht in der Hand, und Herr von Lascaris rafft sich wüthend auf, schlüpft wieder in seine Spiegelthür hinein, und verschwindet. Unglücklicherweise hatte er aber bei diesem Tumult eine derbe Schmarre über den Backen erhalten, und durch meiner Kammerfrau Schwazhaftigkeit — und ein Bißchen auch durch meine eigne — ward die Geschichte am ganzen Hofe bekannt. Ein jeder fragte ihn was er an der Wange habe? Worüber sein gewaltsam unterdrückter Zorn höchst lächerlich ward. Seit diesem Tage war er viel weniger galant ge-

gen mich, und ich viel lustiger mit ihm. Während unser^s Aufenthalts an diesem Hofe folgte ein Fest dem andern. Ich habe in meinen Erinnerungen die Geschichte der Berrückten erzählt, die mich in Reggio (?) fast erwürgt hätte, und von der ich mich sehr heldenmüthig durch den einzigen Faustschlag, den ich je ausgetheilt habe, rettete. *)

*) Den zweiten Tag nach meiner Ankunft in Modena (?) war ich auf einem Hofball. Ich hatte meiner Kammerfrau befohlen, mich den folgenden Morgen nicht zu wecken, sie ging also ziemlich früh hinunter in die Bedientenzimmer, und ließ mich in meinem Stock, der von meiner Wohnung ganz eingenommen wurde, allein. Gegen neun Uhr hörte ich meine Thüre öffnen, und sah eine große starke Dienstmagd auf mein Bett zu gehen. Ich sagte ihr auf italiänisch, daß ich noch schlafen wollte; sie antwortete mit einem schallenden Gelächter, sprang auf mein Bett zu, ergrif mein Hauptkissen, und drückte mirs auf das Gesicht. Nun begrif ich, daß ich mit einer Berrückten im Handgemeng sey. Die Gefahr gab mir eine unnatürliche Stärke; ich hatte keine Klingel am Bett, meine Kammerfrau hatte sich entfernt, ich war in diesem Stock ganz allein. Meine erste Bewegung war an der entgegengesetzten Seite aus dem Bett zu schlüpfen, und durch die Thüre, welche die Berrückte glücklicher Weise offen gelassen hatte, davon laufen zu wollen; allein sie verrannte mir den Weg, und suchte mich zu ergreifen. Da ich ohne Absätze und in bloßen Füßen sehr unsicher ging, sah ich wohl, daß ich der Thörrin großen herben Armen nicht entgehen konnte. Allein sie wankte wie eine Betrunkene, und lachte dabei aus vollem Halse. Ich hoffte sie, weil ihr das konvulsivische Lachen alle Kräfte nehmen mußte, niederwerfen zu können, erwartete sie also, wenn nicht festen Fußes, doch mit Entschlossenheit. Sobald

Der Gesandte trennte sich von uns in Reggio, um seinen Weg nach Neapel, wo er uns, wie er sagte, Zimmer bestellen wollte, zu nehmen. Die Herzoginn von Chartres fand in Modena, so wie in ganz Italien, die größte Bewunderung. Man fand sie allgemein allerliebste! — durch ihren edeln Ton, ihr Betragen, ihre Sanftmuth,

sie mir nahe genug war, gab ich ihr einen Faustschlag auf die Brust — den ersten in meinem Leben — der sie aber auch augenblicklich solchergestalt, daß die Wände ertönten, niederstürzte. Nach dieser Heldenthat entwischte ich, lief auf die Treppe und schrie nach Hülfe. Mehrere Bediente, auch meine Kammerfrau eilten herbei; ich schickte sie in mein Zimmer, die Berrücte fortzuschaffen, und blieb in meiner Kammerfrau Kleid eingehüllt, auf der Treppe. Man fand das arme Geschöpf noch immer auf dem Boden liegend und in vollem Gelächter; als man sie aber fortführen wollte, verschwand diese ungeheure Lustigkeit; sie wehrte sich wüthend mit Händen und Füßen, jedoch gelang es endlich sie zu entfernen. Dieses Mädchen war acht und zwanzig Jahr alt und schon seit zehen Jahren Magd im Schlosse, ihr unglücklicher Zustand war noch sehr neu, und bisher von Niemanden bemerkt worden. Frau von Nully hätte uns jedoch davon benachrichtigen können, aber durch eine Unerfahrenheit, die erzählt zu werden verdient, unterließ sie es. Frau von Nully war freilich erst fünfzehn Jahr alt, und kindischer noch als ihr Alter; obgleich es ihr nicht an natürlichem Verstand fehlte, war sie unglaublich unwissend und einfältig. Anfangs unsrer Reise erregten ihr alle ungewohnten Gebräuche ein Erstaunen, das oft in Ver-spottung derselben überging. Ich verwies es ihr unaufhörlich; endlich machten meine Vorstellungen einen größern Eindruck als ich erwartet hatte. Den Abend vor meiner Begeben-

ihre Freundlichkeit, ihre gescheitern Fragen, ihre richtigen Bemerkungen und Antworten. Wir sollten uns von Modena nach Mantua, welches dem Erzherzog Ferdinand *) gehörte, begeben. Dieser Fürst fragte mich im Vertrauen, wie er die Herzoginn von Chartres daselbst bewirthen solle? Seine Absicht war, uns zuvor zu eilen, um sie dort zu empfangen; ich hielt ihn davon ab und versicherte ihn, das angenehmste, was man einer müden Reisenden thun könnte, wäre ihr bei einem so kurzen Aufenthalt alle Toilette zu

heit mit der Verrückten, war dasselbe arme Mädchen in Frau von Nullys Zimmer gekommen, sie fand sie an ihrem Nachttisch, mit ihrem Kopfsputz zum Valle beschäftigt, ergrif ein Wassergefäß, und goß es ihr über den Kopf. Frau von Nullis, jetzt an das Außerordentliche gewöhnt, glaubte dieses sey bei dem Dienstmädchen von Reggio (?) nun einmal Gebrauch! Ihre Kammerfrau wollte zornig werden, sie legte ihr aber Stillschweigen auf, indem sie sehr ernsthaft bemerkte: man müsse Fremde nicht durch Tadel ihrer Gebräuche beleidigen. Sie verschloß sich in ihr Kabinet, um trockne Wäsche anzulegen, fieng ihre Toilette von neuem an, und sagte uns kein Wort von dem Vorfall. Wie aber, nach meinem Abendtheuer die Magd für verrückt erklärt wurde, erzählte sie denselben. (Souvenir de Felicie)

*) Dieser Fürst 1751 in Parma geboren, 1769 mit der Erzherzoginn Marie, der Königin von Frankreich, und Kaiser Josephs II. Schwester, vermählt, hatte das Abbe Condillacs Unterricht genossen. Seine große Frömmigkeit zeichnete ihn aus, er wallfahrte mehrmals zu Fuß nach Loreto und an andere heilige Orte, und starb 1802.

ersparen. Der Prinz verstand mich. Wir kamen in der Nacht nach Mantua, die Festungsgräben waren voller Leuchtwürmer, wie ich sie schon auf dem Weg nach Genua gesehen hatte. Ihre erstaunliche Menge, ihr sich durchkreuzender Flug, brachten die bezauberndste Wirkung hervor, und erleuchtete das Kräuterwerk in den Gräben. Man fing einen derselben, und brachte mir ihn in den Wagen, ich setzte ihn in eine Papierdüte, und er leuchtete hinlänglich um ein Billet, das wir ihm ganz nahe brachten, lesen zu können. In Mantua wohnten wir in dem schönen Erzbischöflichen Pallaste, wir wurden nur von der Dienerschaft, allein mit aller möglichen Besonnenheit, empfangen; die Zimmer waren alle so wohl erleuchtet, daß man die schönen Gemälde wie bei hellem Tage sehen konnte. Man trug uns ein prächtiges Souper auf, während dem in dem Nebenzimmer Musik gemacht wurde. Der Genuß aller dieser Dinge ohne die Langeweile der Repräsentation, des Puzzes, der Ceremonien, der Bewillkommungen, entzückte uns alle. Herr von Genlis, den seine Heiterkeit und guten Einfälle immer so liebenswürdig machten, war es in Mantua ganz besonders; zur Verspottung der hochtrabenden pedantischen Reisenden, die immer von der Vergangenheit sprechen, that er, als wenn Virgil ihn ausschließend beschäftige; er citirte unaufhörlich die Aeneide, und rief einmal über das andre: o Virgil, o Schwan von Mantua! — Und mit einem Gesicht und Stimme die uns lautes Gelächter abndthigten. Dieser Pallast enthielt ein sehr schönes Schauspielhaus; den folgenden Tag gab man der Herzoginn zu Ehren eine Oper, das Haus

war mit Leuten aus der Stadt angefüllt, wir befanden uns in den Logen des Erzherzogs und begaben uns in den Zwischenakten in den anstoßenden Salon, wo man uns mit Eis bediente. Eine wirklich zauberische Dekoration erregte in dieser Oper unsere Bewunderung: sie bestand aus hohlen, gläsernen Säulen, in denen Fackeln angezündet waren.

Folgende Städte sind mir in Italien am meisten aufgefallen: Venedig, dessen Zugang mich jedoch nicht so sehr, wie man es mir vorher gesagt hatte, überraschte. Rotterdam, das auch mitten im Wasser liegt, mit seinen in Ketten hängenden Zugbrücken, seinen Bäumen, seinem Mastenwald, war mir sonderbarer und viel hübscher vorgekommen. Allein die Einzelheiten von Venedig sind erstauenswürdig! Die Stadt, fast ganz von Palladio aufgeführt *), ist von der schönsten Baukunst; doch von der Zeit geschwärzt, sieht sie traurig aus; auch die Kanäle sind ihrer Tiefe wegen schwarz, die Gondeln haben dieselbe Farbe und sehen wie Särge aus, die auf Tintenflüssen schwimmen. Da Niemand zu Fuß geht, hört man keine Stimme in den Gassen, keinen Wagen fahren, alles ist todt und stumm — man glaubt in einer, von einer bösen Fee bezauberten Stadt zu seyn. Läßt man etwas aus dem Fenster fallen, so ist es auf immer verloren, wie ich das eines Morgens, weil es mir ein allerliebstes Siegel kostete,

*) Die Zahl von Palladios Arbeiten in Venedig soll sich, wie bekannte Baukünstler, die Venedig besuchten, versichern, auf achtzehn bis zwanzig belaufen. U. des Uebers.

erfuhr. Wir wohnten bei dem Baron Zuckmantel, einem geborenen Schweizer, unserm Gesandten in Venedig, der alles mögliche anwendete, um den Aufenthalt der Herzogin angenehm zu machen, allein das öffentliche Mißtrauen des Senats erlaubte keinem Venetianer vom Adel, einen fremden Gesandten zu besuchen; das diplomatische Corps war in seinem gesellschaftlichen Zirkel ganz auf sich selbst beschränkt. Jede Gesandtinn hatte außer ihrer Wohnung in Venedig, auch noch das, was man ein *Cazin* nennt, das heißt: einige artige Zimmer im Erdgeschoß auf dem Marcusplaze. Die spanische Gesandtinn war sehr liebenswürdig, wir versammelten uns oft in ihrem *Cazin* und machten viel Musik. Die Harfe war weder in Venedig noch sonst wo in Italien bekannt, ich erregte durch die meinige viel Bewunderung. Wir sahen alle Merkwürdigkeiten der Stadt mit der größten Aufmerksamkeit und ich schrieb darüber drei Tagebücher; eines für die Herzogin von Chartres, das sie nachher abschrieb, eines für Frau von Kully, mit dem sie es eben so hielt, und das meine, das ich ihnen aber nicht zu kopiren gab, denn es enthielt viele Betrachtungen und kleine Umstände, die mich persönlich betrafen, weshalb sie die Mühe gehabt hätten, es nur im Auszug zu benutzen. Das Tagebuch der Frau von Kully zu schreiben, kurzweilte mich sehr. Es glückte mir darinn einen ganz kindischen Ton anzunehmen, der ihm viel Originalität gab. Ich hatte diese junge Person herzlich lieb gewonnen, sie nannte mich ihre kleine Mama und ich war in jeder Rücksicht ihr Mentor. Auf der ganzen Reise schiefen wir immer in demselben

Zimmer und da unsere Kammerfrauen, weil man uns die bessern Pferde vorspannte, immer nach uns ankamen, sorgte ich für sie, wie für mein Kind. Sie hatte eine sehr zarte Gesundheit und trug immer ein Zugpflaster, das ich ihr verband; ich wachte über ihre Diät und sie befand sich auf der ganzen Reise sehr wohl. Ich diktirte ihr auch alle ihre Briefe an ihre Verwandten, diese fanden großen Beifall in der Familie und trugen sehr dazu bei, ihr die Liebe ihrer Schwiegermutter zu gewinnen. Frau von Kully war so liebenswürdig, wie man es, ohne eine sorgfältige Erziehung genossen zu haben, im fünfzehnten Jahre seyn kann; sie war geistreich, frohsinnig, folgsam, naiv und gefühlvoll.

Wir wohnten in Venedig dem berühmten Fest des Buc-centaurs bei. Es war dieses Jahr des übeln Wetters wegen verschoben worden. Sein Name ist ihm von dem prächtigen, ganz vergoldeten Schiffe gegeben, in welchem der Doge sammt dem ganzen Senat in langen Prunckkleidern sich mit dem adriatischen Meere vermählt. Zuerst begaben sie sich, dem Gottesdienst beizuwohnen, in die Kirche des heiligen Georgs, dann schifften sie sich auf den Buc-tauer ein, auf welchem man sie durch die großen Glasfenster, die dessen Kajüte umgeben, vollkommen betrachten konnte. Ganz Venedig in seinen Gondeln, begleitete den Zug, bei dem nur die Gondeln der fremden Gesandten farbig und prächtig verziert waren. Nachdem man eine kleine Strecke fortgeseegelt war, öffnete der Doge eine kleine Glasthür, zog einen Ring vom Finger, den er hoch empor hob, ins Meer warf und laut dabei rief: daß er

sich vermähle. Auch außer dem Carneval gab es in Venedig mehrere Zeiten, wo man sich verlarvte*); wir trafen eben eine solche, wovon besonders Frau von Kully entzückt war.

Die Gondelfahrer dieser Stadt waren wegen ihrer Redlichkeit und Musikliebe sehr berühmt; sie haben freien Zutritt in die Oper, das hat ihnen von Vater auf Sohn einen solchen Geschmack an der Tonkunst gegeben, daß sie Verse aus dem befreiten Jerusalem nach selbst erfundenen Weisen sangen; unter diesen Compositionen fanden sich sehr artige, davon jährlich einige unter den Namen von Barcarolen gestochen wurden. Des Abends hörte man ihnen oft zu; sie sangen in Parthien oder sich antwortend einer um den andern und immer auf das angenehmste. Ich kann mir nicht schmeicheln, daß unsere Lohnkutscher uns einst das Vergnügen machen werden, Rousseaus Oden nach selbst erfundenen Weisen abzusingen. Man wird wohl begreifen, daß ich Rom mit dem größten Enthusiasmus besuchte. Der Cardinal von Bernis, dem ich von der Ankunft der Herzoginn von Chartres Nachricht gegeben hatte, schickte ihr den Ritter von Bernis, seinen Neffen, bis Terni entgegen. Er war von zwei Wagen begleitet, einem prächtigen, der die Herzoginn nach Rom führen sollte und einem andern, der ihr ein kaiserliches Mit-

*) Das war das ganze Jahr über Sitte; eine wächserne Nase, ein solches Auge, oder ein anderer Theil des Gesichts, welcher verummmt war, reichte hin, um von allen Regeln der Toilette zu entbinden.

tagessen brachte. Wir hielten uns in Terni auf, um die berühmte, bewunderungswürdige Cascade von fünfhundert Fuß Höhe zu sehen, und befanden uns eben daselbst, als der Ritter dort ankam und uns aufsuchte. Er begleitete uns in den Gasthof, wo wir sein vortreffliches Diner verzehrten, zurück. Nach Tische fuhren wir durch die Porta del Populo nach Rom herein. Mein Entzücken war so groß, daß ich alles was im Wagen saß, umarmte, und ohne es selbst zu wissen, war mein Gesicht von Thränen überflossen. Herr von Genlis Spdtterei veränderte plözlich meine Stimmung; ich fing an lauter Narrheiten zu schwätzen und verlor wirklich den Kopf. Der Cardinal Bernis empfing uns mit einer Verbindlichkeit und Anstand, der gar keine Beschreibung gestattet. Er war damals sechs und sechzig Jahr alt, sehr gesund, von frischer Gesichtsfarbe, sein Ausdruck hatte ein solches Gemisch von Gutherzigkeit und Feinheit, Adel und Einfalt, daß es ihn zu dem liebenswürdigsten Menschen machte, den ich je gesehen. Nie sah ich irgend wo mehr Pracht; wir wohnten bei ihm, er beßstigte unsere Kammerfrauen, unsere Bediente; ihr Tisch war wie der seinige besetzt und mit einem prächtigen Surtout*) versehen. Er gab mir eine sehr schöne Wohnung und alle Morgen nach dem Frühstück brachte man mir

*) Man wird wohl Surtout im Deutschen mit Aufsatz übersetzen; es werden so die mehr oder weniger reichen und sinnreichen Verzierungen, Confituren und Zuckerwerk genannt, Blumenvasen, Crystallgefäße, Spiegelgläser u. s. w., welche die Mitte des ganzen Tisches einnehmen und vom Anfang an schon darauf stehen. A. d. Uebers.

eine ungehenre Platte mit Eis und Cremen, welche man zwei- bis dreimal des Tags erneuerte. Bei der Tafel setzte er sich allezeit zwischen die Herzoginn von Chartres und mich. Bei den Diners — die kbstlichstn, die man sich denken kann, versammelte sich die beste Gesellschaft und die vornehmsten Fremden — und für einen Jeden war der Cardinal der liebenswürdigste Wirth. Ich badete mich oft in Rom und immer des Abends, so bald ich im Bad war, benachrichtigte man den Cardinal, der sich dann mit seinem Neffen einstellte und fast ein Stündchen mit mir plauderte. Er erzählte mir eine Menge sehr belustigende Anekdoten; im vierzigsten Jahre, sagte er mir, hatte er noch gar keine geistliche Würde, gar kein Vermögen, aber viele Schulden gemacht, im fünf und vierzigsten war sein Glück gemacht. Als er in Ungnade fiel, sagte er zu seinen Freunden *): „Vertheidigt nur nicht meinen Ver-

*) Nachdem sich Bernis lange vergeblich bemüht hatte, ein kleines Glück zu machen, das heißt, eine Præbende von einigen Tausend Liv. zu erlangen, versuchte er nach Höherem zu streben und das gelang ihm. Er ward Gesandter in Venedig, trat bei seiner Rückkehr in den Staatsrath und ward bald darauf Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Nun kam der Zeitpunkt des Bündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich und des für das letzte so unglücklichen und schimpflichen siebenjährigen Kriegs. Man beschuldigte Bernis, beides herbeigeführt zu haben, und er, schuldig oder vom Unglück seines Vaterlandes nur entmuthigt, trat vom Ministerium zurück, verlor alle Gunst des Hofes und ward verwiesen. Erst sechs Jahr darauf ernannte ihn der König zum Bischof von Alby

stand und meine Talente; ihr machtet euch verdächtig und dientet mir nicht. Aber meinen Charakter und mein Herz in Schutz zu nehmen, habt den Muth! Diese vertheidigt.“ Er theilte mir auch viele interessante Züge vom Pabst Ganganelli mit. Dieser war ein Heiliger und ein Mann von überlegenem Verstand. Ich sprach mit ihm von den römischen Sitten; unter den Großen, sagte er mir, wären sie schlecht, aber selbst in dieser Klasse gäbe es keinen Gottesleugner; es finde sich noch immer eine religiöse Grundlage und man gehe, wenn die Leidenschaften ausgebraußt haben, aufrichtig in sich. Unter dem Volk, setzte er hinzu, herrsche reine Sittlichkeit, und Ehebruch sey außerordentlich selten. Allein als unbeschreiblich heftig schilderte er das Volk, welches er größtentheils der Hitze des Klima's schuld gab, besonders, weil die Mordthaten im Monat August am häufigsten vorkämen. Man mordete, sagte er, weder um zu stehlen, noch aus vorbedachter Rache, sondern in einem Anfall von Zorn. Die Straßen waren damals in Rom nicht erleuchtet; im Sommer lustwandelt man die ganze Nacht darinn, und sonderbarer Weise fällt dann kein Mord und keine Beraubung vor. Als ich den Cardinal fragte, woher das käme?

sagte

und mehrere Jahre später zu seinem Gesandten in Rom, wo ihn Frau von Genlis in seinem höchsten Glanze beschreibt. Während der Revolution war sein Haus der Zufluchtsort der alten königlichen Tanten; er verarmte, ward durch ein spanisches Jahrgeld vor Mangel geschützt und starb 1794 im achtzigsten Jahre. A. d. Uebers.

sagte er lachend: ich dränge da in ein Geheimniß, er wolle es mir aber vertrauen: das Volk glaube ziemlich allgemein, daß die Cardinäle des Nachts oft verkleidet in den Straßen gingen, und, mit Recht überzeugt, daß der Mord eines Priesters das größte Verbrechen sey, und aus Furcht auf einen Cardinal zu stoßen, ermorde es lieber niemand *). Außer den Gängen, die ich mit der Herzoginn von Chartres machte, besuchte ich viele Gegenstände mit dem Ritter von Vernis allein — was, da er über fünfzig Jahr alt war, mit allem Anstand geschehen konnte. So betrachtete ich mehrere Ruinen im Mondenlicht; auch die herrlichste von allen: das Coliseum. Ich wollte die Scala santa hinaufsteigen: eine Treppe, von welcher die mündliche Ueberlieferung versichert, sie sey aus Jerusalem, wo unser Heiland sie am Tage der Kreuzigung herab stieg, nach Rom gebracht worden. Sie ist ganz mit Kupfer bedeckt; die Stufen sehr hoch, und man darf nur auf den Knien hinauf steigen, hinab geht man sie nie. Oben ist eine kleine Landung, in deren Hintergrunde man durch eine Thür schreitet. Ich ging zu Mitternacht mit dem

*) Die Ehrfurcht der Römer für die Priester, wird von dem Landvolk nicht mehr getheilt. Räuberbanden, die im Kirchenstaat und dem Königreich Neapel so gewöhnlich sind, schonen das Leben eines Priesters so wenig als ein anderes. In viele dieser Räuber sind gegen die Priester ganz vorzüglich erbost. Matera, der berühmteste Räuber aus der terra di Laboro, schenkte nie einem in seine Hände gefallenem Priester das Leben; er mordete sie mit wahrer Freude. Die Zahl derer, die durch ihn fielen, ist ansehnlich. N. d. Herausg.

Ritter v. Bernis diese Scala santa zu erklimmen; man gewinnt großen Ablass damit. Die Menge Menschen beiderlei Geschlechts, die mit einer Geschicklichkeit, die sehr deutlich darthat, wie viel Uebung sie hatten, die Treppe hinauf stiegen, erbaute mich sehr; viel mehr als das leise Seufzen des Ritters, der sich hinter mir befand und mir langsam immer vier bis fünf Stufen tiefer nachfolgte. Es ward ihm bitterlich schwer, diese hohen Stufen zu ersteigen; er hatte auch Podagra und diese Anstrengung verursachte ihm heftige Schmerzen. Oben angelangt, hinkte er, und deshalb waren wir genöthigt, unsere nächtliche Streifereien abzukürzen. Ich empfing auch mehreremal den Seegen des Papstes und ging täglich in die Peterskirche zu beten und zu bewundern. Ich habe in meinem ganzen Leben nur zwei Dinge gesehen, die meine Erwartung übertroffen haben: die Peterskirche und das Meer. Der Cardinal Bernis schenkte mir einen schönen Rosenkranz von Lapis lazuli, den der Papst geweiht hatte; ich habe ihn seitdem meinem Zögling, den jetzigen Herzog von Orleans gegeben. Wir wohnten in Rom einem der schönsten Kirchenfeste, dem Frohnleichnam bei, eben so bei unserer Rückkehr von Neapel dem Petersfeste. Bei diesem befanden wir uns mit dem Herzog von Gloster auf derselben Tribune, der, obgleich Protestant, von diesem religiösen Pomp äußerst gerührt war. Dies war ein sehr freundlicher, gütiger Fürst, der die Künste liebte und Kenntnisse derselben besaß. Am Petersfeste ertönten in derselben Kirche (der Peterskirche) zehn Orgeln zu gleicher Zeit, brachten aber des ungeheuern Raumes wegen, nicht mehr Wirkung her-

vor, als in andern Kirchen eine einzige. Man sollte glauben, Gott nie anbeten gesehen zu haben, wenn man seinen Dienst nicht in diesem ehrwürdigen Tempel verrichten gesehen. Ja ich glaube, der Gottesleugner selbst, wenn er sich auch nicht bekehrte, würde hier doch gerührt.

Wir waren auch in Rom Zeuge des Einzugs des Kardinals Colonna und der Uebergabung des weißen Zelters, welchen der König von Neapel dem Pabst entrichtete. Ein zahlreicher Zug begleitete dieses, prächtig angeschirrte Pferd; die Uebergabung hatte in der Peterskirche selbst, wo der Zelter dem Pabst vorgeführt wurde, statt. Diese wunderliche alterthümliche Ceremonie ist seitdem abgeschafft. Bei unserm zweiten Aufenthalt in Rom sahen wir das Feuerwerk von St. Angelo und die Erleuchtung der schönsten Kuppel der Welt.

Der Cardinal gab der Herzoginn von Chartres herrliche Conversationen, das heißt, Gesellschaften von zwei bis dreitausend Personen. Man nannte ihn den König von Rom und er war es in der That durch den Prachtaufwand und das Ansehn, dessen er genoß. Auch des berühmten Winkelmanns *) Bekanntschaft machte ich in Rom; er war Bibliothekar des Cardinals Albani und Custos der herrlichen Kunstsammlung, die wir in der Villa Albani (so nennt man in Rom die Landhäuser **), sahen. Win-

*) Winkelmann ist uns Deutschen hinlänglich bekannt, um des Herausgebers Anmerkung den Lesern zu ersparen.

U. d. Uebers.

**) Nämlich: Villa, heißt ein Landhaus, nicht Villa Albani, wie man aus diesem Bericht abnehmen sollte. U. d. Uebers.

Felmann zeigte mir ein antikes Basrelief, welches einen weiblichen Satyr vorstellte — wie er mir sagte, das einzige Beispiel einer solchen Darstellung, das man gefunden hat. Der Kardinal Albani, welcher die schönsten Sammlungen in Italien besaß, hatte eine solche Leidenschaft für die Alterthümer, daß er sie, wenn man sie ihm nicht verkaufen wollte, stahl. Er hat in dieser Rücksicht einen unerhörten Streich verübt, den mir der Kardinal Bernis und zehn andere Personen erzählt haben, ja der Prinz von Palestrino, welcher der Beraubte war, selbst. — Dieser Herr aus dem Hause Colonna, war damals zwei und siebenzig Jahr alt und auf des Kardinal Bernis Empfehlung mein Cavaliere servente in Rom. Der Prinz von Palestrino besaß in dem Garten seines Landhauses einen prächtigen antiken Obelisken, den er dem Kardinal Albani, der ihn um jeden Preis an sich zu bringen entschlossen war, durchaus nicht verkaufen wollte. Kurze Zeit nachher machte der Prinz eine Reise; nun schickte der Kardinal in der Nacht viertausend Menschen, die in den Garten einbrachen, den Obelisken hinweg trugen und dem Kardinal brachten, der ihn darauf in seiner Villa Albani aufstellen ließ. Da der Kardinal sehr mächtig in Rom war, durfte der Prinz ihn nicht gerichtlich belangen, er machte einen Scherz aus der Sache, beglückwünschte ihn über seine außerordentliche Heldenthat, und veruneinigte sich nicht mit ihm. Als wir die albanischen Gärten besahen, zeigte mir der Prinz diesen merkwürdigen Obelisken. Dieser Prinz von Palestrino war der Vater der Herzogin von Cerifalco, welche neun Jahre in einem

unterirdischen Gewölbe zubrachte, deren erstaunliche Geschichte ich in Adele und Theodor erzählt habe. Er gab der Herzoginn von Chartres ein Fest, seine unglückliche Tochter stellte sich, aus Ehrerbietung gegen eine bourbonische Prinzessin, dabei ein; denn da sie seit ihren Unglücksfällen dem epileptischen Uebel unterworfen war, lebte sie in der größten Zurückgezogenheit. Sie verweilte nur eine Viertelstunde bei diesem Feste und ich setzte mich neben sie, um sie mit Muße betrachten zu können. Obschon sie noch nicht fünfzig Jahr alt war, sah sie wie eine siebzigjährige Greisinn aus und hatte keine Spur ihrer ehemaligen Schönheit behalten. Ihre Haltung fiel mir auf; ich habe sie nach der Natur beschrieben; ihr Kopf war gebückt, ihre Augen niedergeschlagen, und von Zeit zu Zeit überlief sie ein kleiner Schauer. Der Prinz erzählte mir ihre ganze Geschichte, von der ich einen Theil in meine Episode aufnahm. Diese unglückliche Frau hatte die Sanftheit und Frömmigkeit eines Engels; sie hat nie erfahren, warum ihr unmenschlicher Gatte sie in das Gewölbe eingesperrt hat. Die Religion, die zu allem gut ist, rettete ihr das Leben. Denn dieses Ungeheuer, das einiges Gefühl für diese erhalten hatte, wagte nicht, sie zu vergiften *). Als seine eigene Todesstunde schlug, vertraute er seinem

*) Nämlich, er ließ sich nicht von einer blinden Leidenschaft hinreißen, seine unschuldige Gemahlinn zu vergiften, sondern hielt sie aus religiöser Furcht vor dem Mord, die Nachricht ihres Todes verbreitend, ohne Menschengesellschaft, ohne den Trost der Beschäftigung, ja des Lichtes, neun Jahre lang in einem unterirdischen Gewölbe gefangen. U. d. Uebers.

Kammerdiener: er halte in den Gewölben des Schlosses ein strafbares verrücktes Weib verborgen; daß es seine, seit neun Jahren todgeglaubte Gattinn war, sagte er nicht. Der Kammerdiener empfing den Schlüssel des Gewölbes, um der Unglücklichen, die seit zwei Tagen keine Nahrung genossen hatte, beizustehen. Er klopfte vergeblich an der Thürluke, damit sie kommen möchte, ihr Wasser und Brod zu empfangen; sie lag schon ohne Besinnung; der Kammerdiener begab sich in den Kerker und leistete ihr Hülfe; er erkannte sie, brachte ihr auf mehrere Tage Nahrung, ließ ihr den Schlüssel des Gewölbes und weil er ihren kranken Gatten nicht verlassen konnte, schickte er dem Prinzen von Palestrino einen Eilboten mit einem Billet seiner Tochter, die ihm in wenigen Zeilen meldete, daß sie lebe und seine Hülfe ersehe. Der Prinz warf sich mit allen seinen männlichen Verwandten dem König von Neapel zu Füßen und machte ihn mit dem Schicksal seiner Tochter bekannt. Der König erlaubte ihm, ein Regiment mit sich in das Schloß des Herzogs zu nehmen, für den Fall, daß dieser Gegenwehr zu leisten versuche. Als der Prinz von Palestrino dort ankam, lebte der Herzog noch; man belehrte ihn, daß der Prinz angelangt, daß sein Verbrechen bekannt sey und sein Schlachtopfer in Freiheit gesetzt werden würde. Der Prinz hatte das Billet seiner Tochter sorgfältig aufbewahrt, auf meine dringende Bitte zeigte er es mir, ich konnte mich nicht müde an diesem kleinen Papierstreifen sehn! die Schriftzüge, die Worte, denen fast allgemein die letzte Sylbe fehlte, alles hatte für mich einen unendlichen Werth. Ich habe, und ich glaube zuerst,

die sonderbare Bemerkung gemacht, daß es bei dem Verlust des Gedächtnisses ohne Verstandeszerrüttung, immer die letzten Silben der Worte sind, die man vergißt. So erging es auch den englischen Matrosen John Selkirk, nachdem er fünf und zwanzig Jahre auf einer wüsten Insel gelebt: er sprach noch recht gut Englisch, aber die letzten Sylben der Worte hatte er vergessen. Ich habe eben diese Erscheinung bei einer jungen, aber seit vierzehn Jahren Blinden gesehn, der ich, wie ich späterhin sagen werde, die Fähigkeit zu schreiben wiedergab.

Unser Aufenthalt in Neapel war eben so angenehm, als der in Rom. Auf unserm Weg durch die pontinischen Sümpfe, begegneten wir den Einsiedlern, welche mir den Stoff zu der Novelle „der Eremiten der pontinischen Sümpfe“ verliehen.

Als ich im Jahr 1800 aus der Fremde nach Frankreich zurück kam, erfuhr ich, daß die nun verwittwete Herzogin von Orleans sich um ihre Rückkehr bemühe, der erste Consul ihr aber abgeneigt schien. Dieses veranlaßte mich, die anziehende Anekdote von ihr zu erzählen, in welcher gegen den Schluß von ihr gesagt wird, wie sie auf der Brücke von Beauvoisin so rührende Empfindungen über das Glück ausdrückt, sein Vaterland, wenn auch nur nach kurzer Abwesenheit, wieder zu sehn. Ich sendete diese Erzählung zwei Monate nach meiner Rückkehr in ein Journal ein, und nahm sie später in meine Romanenbibliothek auf. Dieser Aufsatz fand den größten Beifall; man druckte ihn sogar einzeln ab; allein die von mir gehoffte Wirkung hatte er nicht; er mißfiel dem damaligen Hofe.

Die Herzoginn ward nicht zurück gerufen, allein ich hatte wenigstens den Trost, zum Besten der Unschuld und der Tugend einen Versuch — der nicht einmal ohne Gefahr war — gemacht zu haben.

In Neapel wohnten wir bei dem französischen Gesandten, Herrn von Clermont, der ebenfalls zu Ehren der Herzoginn von Chartres, allerliebste Feste gab. Wir wurden bei Hofe vorgestellt, und ich will eine Anekdote erzählen, welche den damaligen Zustand der Polizei in Neapel schildert. Wir kamen zu Mittag an; indem wir durch die Straße von Toledo — der von St. Honoré in Paris zu vergleichen — fuhren, schnitt man uns einen Mantelsack vom Wagen, der die Lioreen aller unserer Bedienten und alle unsere Staatsreisfröcke enthielt. Unsere Couriere waren voraus, also nahmen wir es nicht wahr und die Leute in der Straße fanden diese Handlung ohne Zweifel so einfach, daß es ihnen nicht einfiel, uns darauf aufmerksam zu machen. Unsere Verlegenheit war nicht gering, denn um bei Hofe zu erscheinen, mußten wir unsere Reisfröcke haben. Der Gesandte entlehnte uns dergleichen bei Damen seiner Bekanntschaft, sie waren aber viel weiter als die unsern, so daß unsere Röcke auf ihnen viel zu kurz wurden und wir im lächerlichsten Aufzug bei Hofe erschienen. Der Gesandte erzählte unsere Abentheuer, man lachte viel darüber und der König sagte zu ihm, unsere Reisfröcke sollten uns wieder gegeben werden, er solle sich nur, als von ihm beauftragt, an eine Gerichtsperson, die er ihm nannte, wenden, diese würde den Hauptling dieser Spitzbuben-

bande kommen lassen und ihm in des Königs Namen befehlen, ihre Beute wieder herauszugeben.

Dieses alles geschah; man stellte uns unsre Reifbrücke ohnentgeltlich zurück; allein nicht so die Livreen, von welchen der königliche Befehl nichts erwähnte. Wenn wir diese wieder haben wollen, sagte man uns, müßten wir sie bezahlen — und dieses ließen wir uns auch gefallen. Aus diesem allen ward klar, daß die Regierung diese Räuber duldete, und einen Zins dafür von ihnen annahm. Als Frau von Kully und ich der Königin vorgestellt wurden, sagte uns der Gesandte: daß wir sogleich nach unsrer letzten Verbeugung drei oder vier Schritte zurück treten sollten, um nicht in die Nothwendigkeit zu kommen, der Königin die Hand zu küssen, die sie uns sicherlich darbieten würde — denn keine Französin würde sich dieser Etiquette unterwerfen. Das befremdete mich sehr, denn die des französischen Hofes war noch viel auffallender: man neigte sich dort fast zur Erde, zog seinen Handschuh ab, und küßte den Saum von der Königin Kleid. Wahr ist es, daß sie sich immer mit der Anerbietung begnügte, und den Rock zurück zog, ehe man Zeit hatte, ihn zum Mund zu führen. Sehr verwunderlich kam es mir in Neapel vor, daß auch der König allen Damen seine Hand zum Fuß reichte. Das fand in Frankreich nie statt. Dahingegeben ließ er, wenn man zur Tafel ging, alle Damen voran gehen — eine Artigkeit die unsre Könige nicht beobachteten. Wir dinirten zweimal bei der Königin; sie sah der Königin von Frankreich ähnlich, hatte aber weder so etwas Glänzendes, noch so vielen Adel. Ihre Phy-

siognomie war äußerst sanft, ihr Betragen voll Anmuth, sie hatte Talente, Geist, Kenntnisse, liebte Musik und sang das Italiänische recht angenehm. Wir sahen sie zwei oder drei Mal in ihrer Familie, wie sie ihren Kindern Unterricht gab. Sie erklärte ihnen, recht sehr gut, die Geschichte nach Kupferstichen. Auch den kleinen Erbprinzen sahen wir, der noch bei seiner Amme, einer kalabresischen Bäuerinn, war, die Königin hatte verlangt, daß sie ihre Landestracht beibehalte, was mir sehr vernünftig vorkam. Das Kind war so gewohnt auf seiner Mutter Arm zu seyn, daß es, wenn sie das Zimmer verließ, zu weinen begann. Daraus konnte man absehen, wie viele Zeit die Königin mit ihren Kindern zubringen müsse.

Da unser Gesandter meine Harfe sehr gerühmt hatte, und dieses Instrument in Italien noch unbekannt war, wünschte die Königin mich zu hören, und bat auf das huldvollste darum, mit dem Ausdruck, daß wir zusammen, unter uns, Musik machen wollten, wobei sie zu singen gedanke. Dieses kleine Concert fand auch in ihrem Cabinet statt; es ward mit meiner Harfe eröffnet; um mich spielen zu sehen, setzte sich die Königin zu meiner Rechten neben mich; sie ward höchst entzückt, und in einer dieser Aufwallungen küßte sie mir die Hand. Unser Gesandter sagte mir auch, auf unsre Vorstellung deutend: ich solle in mein Tagebuch schreiben, daß ich abgeneigt gewesen, die Hand der Königin zu küssen, allein daß sie die meinige geküßt habe. Bei diesem kleinen Concert sang Herr von Clermont mit der Königin ein Duett, der König selbst sang der Herzogin zu Ehren eine veraltete

französische Romanze, von wenigstens hundert Jahren her. Seine königliche Stimme gefiel mir nicht so ganz wie der Königin ihre. Dieser Fürst war sehr gütig und herablassend; *) aber seine Erziehung war höchst vernachlässigt, und er war noch immer nicht des Italiänischen mächtig; er sprach nur neapolitanisch, weshalb alle komischen Opern, welche er vor allen liebte, in Neapel in der Volkssprache gegeben wurden. Denke man sich daß ein Usurpator in seiner Rathsversammlung nur in seinem Volksdialekt sprechen könnte, so würde er, wär er auch der größte Eroberer, der größte Krieger, an diesem Platze unerträglich lächerlich erscheinen; allein die Legitimität adelt Alles, die Ehrfurcht, welche sie einflößt, zu gleicher Zeit auf Gerechtigkeit, Gewohnheit und Meinung gegründet, kann nur durch Laster und schlechte Handlungen geschwächt werden, nicht durch geringfügige Unvollkommenheiten, die weder von der Seele, noch dem Charakter herrühren. Uebrigens war der König damals noch sehr jung, er hat seitdem durch Erfahrung, durch seinen Fleiß und sein Betragen alles was persönliche Würde einem Fürsten geben kann, gewonnen. Die Königin gab mir den Auftrag, ihr einen Harfenspieler von Paris zu senden, auch schickte ich ihr den

*) Er war so herablassend daß er, um in der Umgegend von Neapel einen Spazierritt zu machen, eine ungeheure Zeit brauchte, um durch die Stadt zu kommen, weil er immer Schritt reiten, und überall anhalten mußte, um dem Volk Muße zu lassen, damit es mit ihm rede, und ihm, was er einem Jeden erlaubte, die Hand küße.

jungen Hinner der ein artiges kleines Talent hatte, (un joli petit talent).

Ich sah in Neapel eine sehr bemerkungswürdige Sache; das Abwickeln der verbrannten Manuscripte. Der Erfinder dieser sinnreichen und langsamen Behandlungsart, nahm sie in unsrer Gegenwart vor; allein er hatte keine Zöglinge, und diese merkwürdige Arbeit schritt nicht fort. Er entrollte in diesem Augenblick eine Arbeit über die Musik.*)

Die Schönheit des Klimas von Neapel ist so wie die

*) Wir Deutsche haben diesen Gegenstand so vielfach und weitläufig abgehandelt, daß wir ganz befremdet seyn müssen, ihn in so wenigen Zielen abgefertigt zu sehen. Frau von Genlis spricht nämlich von der Stadt Herculanium, die ehemals in der Gegend des jetzigen Neapel stand, unter dem Kaiser Titus durch einen Ausbruch des Vesuvus verschüttet, und erst 1711 durch das Graben eines Brunnens wieder entdeckt worden. Im Jahr 1753 fand man erst den Schatz von Papyrus Rollen, der den Wunsch, sie lesbar und verständlich zu machen, erweckte. Allein die mannichfaltigsten bis zu unsrer Zeit fortgesetzten Bemühungen der verdienstlichsten Männer haben noch zu keinem entschiedenen Gelingen geführt. Herr Champoleon mußte denn nun wirklich glücklicher seyn. Die Rollen sind von Feuer, Seewasser und Asche auf eine Weise aufgelöst und zusammen gefleht, welche nach der mühseligsten Arbeit die vorhandenen Bruchstücke nur in Bruchstücken entziffern läßt. Der Mann, den Frau von Genlis damals daran arbeiten sah, war wahrscheinlich noch der Pater Antonio Maggio, oder doch Einer, der nach seiner Methode fortarbeitete; daß spätere Erfindungen nicht besser gelangen, wird vielen Lesern bekannt seyn.

seines Hafens, seiner Ansichten und Umgebungen, unvergleichlich, und wird durch die Wunder der Natur die wir alle genau betrachteten, noch merkwürdiger. Wir besuchten oft das Landhaus der Prinzessin von Francavilla, in deren Garten Ananas in freier Luft, und in einer solchen Vortrefflichkeit gezogen wurden, daß Herr von Genlis versicherte; sie kämen den Ostindischen ganz gleich. Man mußte sie in einer tiefen Schaafe zerschneiden, und diese füllte sich ganz mit dem herausfließenden Saft. Dennoch war die Prinzessin von Francavilla die einzige, welche dergleichen anbauen ließ, den König selbst nicht ausgenommen. Auch die besten Feigen, die ich je kostete, habe ich in Neapel gegessen; sie hatten die Größe einer schönen Birn.

Den Besuch bestiegen wir nicht, weil er gerade damals Funken sprühete, und Steine auswarf. Mit Bewunderung sahen wir die neuentdeckte schöne alte Stadt Portici, und den Pausilippo. Was mich vorzüglich erfreute, waren die Weingehänge, die sich allenthalben in den Feldern von einem Baum zum andern rankten. Schon in der Lombardei sahen wir die Rebe also behandeln, aber dort sind die Bäume niedrig, in der Umgegend von Neapel aber von der majestätischsten Höhe.

Bei einem unsrer Spaziergänge spielte uns der Gesandte einen recht kindischen Streich, der uns großen Schrecken verursachte. Er führte uns — was Frauen in Neapel immer vermeiden — über den Quai, wo die Lazaroni sich aufhalten, mit der Erlaubniß ganz nackt zu seyn; ihr Gesicht, ihr ganzer Körper ist von einem dunkeln Roth, daß sie aussehn wie fürchterliche Wilde.

Den Tag vor unsrer Abreise besahen wir die berühmte Karthause von St. Martin, welche von keinem Frauenzimmer betreten werden darf. Die Herzoginn von Chartres hatte ein Breve des Pabstes, das sie und ihr ganzes Gefolg dazu ermächtigte. Man zeigt daselbst das berühmte Cruzifix des Michel Angelo, dessen bewundernswürdig wahrer Ausdruck die Sage veranlaßt hat, als hätte der Künstler die Grausamkeit gehabt, einen Menschen wirklich in Geheim in seiner Werkstätte kreuzigen zu lassen, um ein lebendiges Vorbild zu haben. Diese abgeschmackte und unmenschliche Verläumdung wird anfangs bloß ein übertriebenes Lob gewesen, und später ein Volksgeschwätz geworden seyn, das von des Künstlers ganzem Leben, und der Unmöglichkeit der Sache selbst, widersprochen wird.

Wir verließen Neapel, entzückt über die Stadt, ihre Umgebungen, den Hof und unsern Gesandten, welcher der Herzoginn allerliebste Feste gegeben hatte. Auch der Hof von Parma ward von uns besucht. Der Erbprinz, obgleich ein Schüler des Philosophen Condillac war doch sehr fromm. Seine Ähnlichkeit mit der Herzoginn von Chartres, deren Güte und liebenswürdigen Karakter er ebenfalls besaß, fiel uns sehr auf. Die Erbprinzessin, eine Schwester der Königin von Frankreich, war eine sehr außerordentliche Fürstin; man erzählte eine Menge Geschichten von ihr, die ich mit Stillschweigen übergehe, weil sie falsch oder doch übertrieben seyn können; allein gewiß ist es, sie liebte nur die Jagd, und brachte ihre meiste Zeit zu Pferd und im Walde zu. Sie hatte ein

großes Verlangen mich die Harfe spielen zu hören, ich lehnte es aber unter dem Vorwand, daß sie verstimmt sey, ab; unsrer Gesandtin, der Frau von Flavigny, gestand ich aber diese Gefälligkeit zu, weil sie mir versprach, daß nur ein halbes Duzend ihrer Freunde, die es gewiß verschweigen würden, zuhören sollten. Wir wohnten in dem Pallast, ich ließ meine Harfe zu Frau von Flavigny tragen, und fing gleich nach dem Souper darauf zu spielen an. Nach wenigen Minuten öffneten sich beide Thürflügel und die Infantinn trat herein. — Das war ein Donnerschlag für uns! — Sie sagte sehr gnädig, daß man uns verrathen habe, und sie hoffe ich werde ihr nicht wehren, meine Gefälligkeit gegen Frau von Flavigny ebenfalls zu genießen. Ich machte eine kurze Entschuldigung, und überzeugt es sey das Beste ihr so viel vorzuspielen als sie wolle, that ich mein Möglichstes, und stellte mich, als habe ich keinen andern Zweck, als ihr zu gefallen. Den folgenden Tag sprach sie von nichts als meiner Harfe und sagte, sie habe den Kopf so voll von ihr, daß sie in einem Brief an ihre Mutter, die Kaiserinn, den sie habe schreiben müssen, zur Hälfte nur von ihr gesprochen habe.

Ich habe den Faden meiner Reisebeschreibung unterbrochen, um alle die Hbfe der Schwestern der Adniginn von Frankreich abzuhandeln; denn von Neapel gingen wir zuerst nach Rom, wo wir noch vierzehn Tage verweilten. Der Cardinal erzeigte der Herzoginn bei ihrer Abreise eine Artigkeit, die uns hätte können theuer zu stehen kommen: er ließ vier neue Räder an unsern Wagen legen; allein sie paßten nicht daran, und so schdn der Weg auch war,

so konnten wir ohne umzuwerfen nicht schnell damit fahren; das geschah denn auch eine halbe Stunde vor Rom. Der Wagen fiel auf die Seite, wo die Herzoginn saß; da ich sie nun im sechsten Monat schwanger glaubte, und nicht auf sie fallen wollte, warf ich mich in der ersten Bewegung auf die entgegengesetzte Seite, zerbrach das Wagenfenster und verwundete mich am Kopf. Während man den Wagen wieder aufrichtete, traten wir in ein schlechtes am Wege gelegnes Wirthshaus, das la Horta hieß; von hier schickten wir einen Eilboten nach Rom, um unsre alten Räder zurück zu erbitten, welche uns auch unter der Bedeckung des Ritter von Bernis auf einem Karren zugeführt wurden. Diese alten Räder hielten ohne allen Unfall noch die ganze Reise aus. Sie waren in der Werkstätte des, in dieser Arbeit so berühmten Simons gemacht worden. Wir kehrten durch Turin, wo wir sechs Tage verweilten, nach Frankreich zurück. Hier, in Turin, sahen wir mit vieler Theilnahme die Gemahlinn des Erbprinzen von Piemont, Prinzessin Clotilde, wieder; diese mit allen Tugenden begabte Fürstin war an einen ihrer würdigen Prinzen voll Frömmigkeit, wohlthätig und vom tadellosesten Lebenswandel, vermählt. Wir gingen über den Mont Genis, der in dieser Fahrzeit von lauter Blumen die von Wasserfällen und Bergströmen durchschnitten sind, bedeckt wird. Es ist unmöglich diesen bezaubernden Anblick zu beschreiben! Damals konnte man nur in Tragsesseln über diesen Berg reisen, und so gefährlich der Weg war, machte er doch den König, der ihn bahnen ließ, unsterblich. Wir lasen die Inschrift welche sagte: der Fürst habe

habe diesen freien Weg dem Handel der Völker eröffnet. Deshalb ist man Napoleon um so mehr Lob schuldig, daß er aus demselben Weg eine wahre, prächtige Heerstraße, die man in Wagen befahren kann, machte. Ich habe nicht von Florenz gesprochen, wo der Hof nicht gegenwärtig war, und von verschiednen andern Städten, in denen wir verweilten; doch als Tonkünstlerinn muß ich von der italiänischen Oper insbesondere sprechen. Durch einen glücklichen Zufall hörten wir in der kleinen Stadt Forli etwas Einziges in seiner Art. Ein sehr reicher Privatmann daselbst, ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, hatte auf seine Kosten ein großes hölzernes Theater aufgebaut, und beschloß die Sommerzeit, wo alle große Tonkünstler Urlaub haben und umherreisen, zu benutzen, um sie zur Darstellung einer großen Oper in Forli zu versammeln. Es fanden sich nicht allein die größten Schauspieler der Zeit ein, sondern das Orchester war mit den größten Tonkünstlern Italiens besetzt. Diese Neuheit hatte eine so ungeheure Menge Menschen herbei gezogen, daß man genöthigt war, sie in ein Zeltlager um die Stadt herunterzubringen. Wir kamen den Abend vor einer Vorstellung an, fanden mühselig eine schlechte Wohnung, die man uns abtrat, und blieben, weil der Hausherr seine Loge der Herzoginn überließ. Man spielte Artaxerxes; der berühmte Pacharotti spielte und sang göttlich die Rolle des Helden; er war fünf und zwanzig Jahre alt, und hatte eine allerliebste Gestalt. Ich habe nie etwas Vollkommneres als diese Darstellung gesehen; da die Zuschauer wiederholt da Capo riefen, dauerte sie bis Mit-

ternacht. Bei einer zweiten Vorstellung dieses unvergleichlichen Schauspiels sahen wir ein entzückend schön aufgeführtes pantomimisches Ballet von Novère: Orpheus und Euridice. Wir hatten bei dem Herzog von Modena schöne Opern gesehen, allein sie kamen in der Ausführung denen von Forli bei weitem nicht gleich. In Italien sahen wir zum erstenmale Pferde auf die Bühne kommen, und in Rom das Schauspiel von Priestern und Mönchen besuchen; aber die Rollen der Frauen waren von der Art Sängern übernommen, die als Opfer von ihrer Eltern Habsucht und der Musikleidenenschaft bekannt sind. Die himmlische Schönheit dieser Stimmen ist gar mit nichts zu vergleichen; aber es bleibt immer unbegreiflich wie die Operation, welche sie hervorbringt, in einem christlichen Lande geduldet werden kann.

Bei unserm Weg durch Frankreich besahen wir die Manufakturen von Lyon. In Châlons übernachteten wir bei der Schwiegermutter der Frau von Rully. Hier begegnete uns etwas recht Merkwürdiges. Wir speisten mit einer Stiftsdamen Abtissin, welche ihr Gelübde abgelegt hatte, verheirathet gewesen und Mutter zweier Kinder war. Nachdem sie als Wittwe das Unglück gehabt hatte, aus Unvorsichtigkeit auf der Jagd einen Förster zu erschießen, ward sie Stiftsdame. Bei eben diesem Diner befand sich ein Priester — er war von der Familie Tresfan — der in seiner Jugend im Kriege gedient und das Ludwigskreuz erhalten hatte; er war verheirathet gewesen, und seine beiden Kinder speisten mit uns an derselben Tafel.

Alle Briefe, die wir aus Paris erhielten, versicherten uns, die Herzoginn werde, wegen dieser, ohne eingeholte Erlaubniß gemachte, Reise verwiesen werden. Italien war mir so lieb, daß ich um feinetwillen recht gern eine kleine Verfolgung gelitten hätte; es geschah aber nicht. Wir begaben uns sogleich an den Hof, die Herzoginn ward sehr trocken empfangen; darauf beschränkte sich auch die ganze Ungnade. Denn nach kurzer Zeit schien man gar nicht mehr daran zu denken. Nach einem Monat bekam ich ein heftiges entzündliches Fieber, welches ich der wenigen Vorsicht, mit der ich mich der brennenden italiänischen Sonne ausgesetzt hatte, zu verdanken hatte. Man ließ mir Ader und ich genas sehr schnell.

Die Seekampagne des Herzogs von Chartres dauerte zwei Monate, er kehrte mit allgemeinem öffentlichem Beifall zurück. Er machte eine zweite Seekampagne, diesesmal zur Kriegszeit *) und betrug sich mit ausgezeichnete Tapferkeit. Bei seiner Rückkehr ging ihm die Herzoginn seine Gemahlinn bis Mortagne entgegen. Frau von Fleury und ich begleiteten sie auf dieser Reise, die einem wahren Triumphzuge glich, denn das Volk bezeigte ihm auf dem ganzen Weg, so wie in Paris, den lebhaftesten Enthusiasmus. In den Schauspielhäusern trat dieser mit Leidenschaftlichkeit hervor; — doch wie bald ward dieser Triumph

*) Er führte 1778, während des Bestandes, den Frankreich den amerikanischen Freistaaten leistete, eine Abtheilung der Flotte in dem Treffen von Quessant gegen den Admiral Keppel.

Anmerk. des Uebers.

von Neid und Verläumdung getrübt! — und diese ersten, so glänzenden Tage haben sein ganzes Leben zerstört! In diesem schönen Augenblick öffnete sich seine Seele, er überließ sich allen erhabenen, edeln Empfindungen — allein der Neid, die Verläumdung, die Ungerechtigkeit empörten, erbitterten ihn. Er sagte zu sich selbst: die Tugend bedürfe des Glücks, bedürfe der Stützen — und nun verachtete er sie, entsagte er ihnen. Diese unselige Kränkungen hatten die unglücklichsten Folgen auf sein Schicksal und seinen Charakter. Wäre man billig gegen ihn gewesen, so würde er nie einen, Frankreich so theuern Namen und einen großen Ruf also besleckt haben. Frau von Montesson betrug sich bei dieser Gelegenheit sehr treulos gegen ihn, er mußte es erfahren haben, und verzieh ihr großmüthig bei dem Tod seines Vaters.

Ich kehre zu meiner Erzählung, die ich bei unserer Rückkehr von Italien abbrach, zurück. Die Herzoginn war nicht schwanger, wie ich es bei unserer Rückkehr von Italien geglaubt hatte, aber sie ward es gleich nach der Rückkehr des Herzogs von Chartres. Sie hatte zwei Knaben, von denen der älteste Herzog von Valois hieß. Vergebens stellte ich vor, daß dieses ein unglücklicher Name sey, mein kleiner Aberglaube wendete es nicht ab. Ich schlug den artigen Namen Nemours vor, aber vergeblich. Ich hoffe, das allgemeine Unglück habe das seine erschöpft, er hatte alle Eigenschaften, die ein tugendhaftes Familienleben glücklich machen können.

Ich habe vergessen, einer Reise zu den Heilquellen von Forges zu erwähnen (in der Normandie), und hole

sie jetzt nach, zugleich will ich einen Zug von Aberglauben erzählen, dem ein sonderbarer Zufall den Charakter des Wundervollen gab. Zwei oder drei Tage, ehe wir nach Forges abreisten, schrieb mir Frau von Merode, die damals noch nicht Wittwe war, und der guten Gesundheit ihres Mannes nach, auch gar nicht in Gefahr war es zu werden, die dringende Bitte, einen in Brüssel berühmten Wahrsager, dessen Daseyn selbst uns in Paris unbekannt war, der in der Vorstadt St. Marceaux wohne und Eveillé heiße, um ihre Zukunft zu befragen. Da ich die Wahrsager eben so verachte als verabscheue, war es mir gar nicht gelegen, diesen Auftrag auszurichten, um aber meine Freundin nicht zu verletzen, ergriff ich ein Mittel, das mir drollig genug schien; ich schrieb ihr, daß ich dem berühmten Eveillé ihr Horoscop mitgetheilt habe, und ihr seine Antwort überschicke. Diese war aber folgender Gestalt abgefaßt: „Die Person, welche ihr Schicksal zu wissen wünscht, lasse einen Ring von Blei machen; diesen trage sie drei Tage am kleinen Finger der linken Hand, darauf lege sie diesen Ring in ein Glas Quellwasser und stelle ihn drei Nächte hindurch in Mondschein. Darauf wird sie einen prophetischen Traum haben, der ihr ihre Zukunft enthüllt.“ Ich schickte ihr diesen feinen Spruch, der sehr feierlich lautete, und sie befolgte ihn buchstäblich. In der Nacht nach dem Tage, an dem man den Ring aus dem Wasser gezogen hatte, sahe sich Frau von Merode im Traum in tiefer Trauer gekleidet, in einem ganz grau behangenen Gemach. Als sie noch beschäftigt war, diese Unglück verkündende Um-

gebung zu betrachten, öffnete sich eine Thür, und der Graf Lannoy, mit dem sie seit zwei Jahren entzweit war, trat ein, warf sich ihr zu Füßen und bat um ihre Verzeihung. . . . In diesem Moment wachte sie auf. Noch am gleichen Tage schrieb sie diesen Traum mit allen Umständen auf, und ich zeigte ihn fünf oder sechs Personen, die meine Zaubervorschrift gesehen hatten. Es ist leicht zu begreifen, wie die Einbildungskraft diesen Traum hervorbringen konnte, allein das Wunderbare folgt: einige Tage darauf geht Herr von Merode in vollkommener Gesundheit auf die Jagd, erhitzt sich, trinkt an einer sehr kalten Quelle, bekommt eine Brustentzündung und stirbt am siebenten Tag der Krankheit. — Als ich später Frau von Merode als Frau von Lannoy wieder sah und sie mich ingeheim mit Bewunderung an die merkwürdige Weissagung Eveillés erinnerte, war ich sehr versucht, ihr die Wahrheit zu sagen, allein ich sah offenbar, daß nichts im Stande seyn würde, sie aus ihrem Irrthum zu ziehen. Ich habe mir diesen Scherz immer zum Vorwurf gemacht; meine Absicht war, ihren Aberglauben zu widerlegen, und statt dessen bestärkte ich sie in ihrer Thorheit.

Wir machten die Reise nach Forges vor des Herzogs von Valois Geburt. In Forges fanden wir eine sehr lebenswürdige Frau wieder, Frau von Damas; sie war nicht mehr jung, hatte aber alle Heiterkeit der Jugend behalten; da wir beide sehr natürlich waren, wurden wir sogleich gute Freundinnen, und dieses Verhältniß blieb, so lange wir in Forges verweilten, sehr innig. In Paris löste es sich, weil unsere Gesellschaftskreise nicht die gleichen

waren, ohne Veruneinigung auf. In Forges fand ich den Vorwurf zu meinem Roman: die Einsiedler in der Normandie, welcher in den *Beillées du Château* und auf dem Theater — denn man machte auch ein *Baudeville* aus dieser Anekdote — so viel Beifall gefunden haben. Bei einer Spaziersfahrt im Walde erblickten wir eine Hütte, die so niedrig war, daß ein fünfjähriges Kind kaum gerade darin stehen konnte. Zu unserm Erstaunen sahen wir eine Frau, der mehrere kleine Kinder folgten, auf den Knien heraus kriechen. Die Herzoginn von Chartres ließ den Wagen halten, man befragte diese Frau, welche antwortete, daß sie mit ihrem, an allen Gliedern gelähmten Mann in dieser Hütte wohne. Auf unsere Frage, warum dieselbe so niedrig sey? berichtete sie uns, ihr Mann, der damals noch nicht gelähmt gewesen, habe sie so niedrig gebaut, um sich, wenn die Wand höher aufstieg, die Arme nicht so sehr zu ermüden, und habe nicht daran gedacht, daß sie nicht gerade darin würden stehen können. Alle ihre Antworten waren gleich einfältig. Sie lebten von wilden Früchten, Brod und Kartoffeln, welches letztere man ihnen in der benachbarten Abtei *Bolbec* gab, wo sie die Frau alle Sonntage abholte. Ich kroch auf den Knien in die Hütte und fand den Mann auf einem Lager von Laub. Die Frömmigkeit, die Geduld, die Sanftheit dieses unglücklichen Paares glich ihrer Einfältigkeit. Ihre fast nackten Kinder waren hübsch und gesund. Die Herzoginn gab der Frau ein Goldstück, diese sah es an, kannte es nicht und sagte: ein Sous würde ihr lieber seyn. Die Herzoginn versprach, sogleich

ihnen ein Haus bauen zu lassen, und beauftragte mich mit der ganzen Leitung dieser guten That; dagegen bat ich, die Frau und die Kinder kleiden zu dürfen. Schon den folgenden Tag ließ ich sie nach Forges kommen; sie fanden eine Wohnung, Kleidung, Nahrung, und den Mann übergab ich dem Badarzt. Während der Zeit baute man ihre Hütte; — nach ihrer Vollendung weigerten sich alle Arbeiter, die dabei beschäftigt gewesen waren, den geringsten Lohn dafür zu empfangen — und das war wohl in der ganzen Begebenheit die über alles Lob erhabenste Handlung *). Das fand siebzehn oder achtzehn Jahre vor der Revolution statt. Das Haus ward mit Geräth versehen, der Garten bepflanzt; sie erhielten acht Hühner, eine Ziege, ein Schaaf, ein Lamm, und den Tag vor unserer Abreise wurden sie in ihre neue Wohnung eingeführt. Die größte Freude bezeugte die Frau über die Hauswäsche, welche sie in ihrem Schranke fand, und einen großen Vorrath Flachs zum Spinnen. Diese guten Leute schickten bis zur Revolution alle Jahre ihrer Wohlthäterinn ein Schaaf.

Ich nehme den Faden meiner Erzählung wieder auf. Meine kleinen Schauspiele wurden von Neuem und mit gleichem Beifall wieder vorgenommen; meine Kinder spielten die alten Stücke und ein oder zwei neue. Eine Begebenheit, die damals viel Aufsehen machte, fiel in dieser

*) Ich erzählte die Handlung dieser Bauleute dem Dichter le Mierre, welcher sie in schönen, im Druck erschienenen Versen besang.

Zeit vor. Eines Abends kam meine Kammerfrau, die ein sehr gutes Herz hatte, ganz bestürzt in mein Zimmer und sagte, ein großer, ungefähr fünfzig Jahre alter, mit dem Ludwigskreuz gezielter Herr bitte mich um ein kurzes Gehör. Sie habe ihn zwar abgewiesen, darauf habe er ihr aber anvertraut: wenn er nicht auf einige Tage eine Zuflucht im Palais Royal fände, würde er gefangen genommen werden. Diese Erzählung schien mir seltsam, doch rührte sie mich, ich entschloß mich, diesen Unbekannten in Gegenwart meiner Kammerfrau zu sehen. Es war der Ritter Queissat, der älteste aller seiner Brüder; bei seinem Eintritt rührte mich seine edle Physiognomie. Er erzählte mir mit wenigen Worten seine unselige Geschichte mit Damade, einem Kaufmann von Bordeaux. Man muß eingestehen, daß die Offiziere in jener Zeit gegen den Handelsstand der Provinzstädte ausgelassen unverschämt waren, was unter der militairischen siegreichen Regierung, die wir gehabt haben, nie der Fall war. Das kam daher, weil ehemals alle Offiziers von Adel waren, oder zu seyn behaupteten, und gegen den bürgerlichen Kaufmann die größte Verachtung zur Schau trugen; diese ihrerseits, stolz auf ihren Reichthum, zeigten für den armen Provinzadel und die dürftigen Offiziere die größte Geringschätzung. Uebrigens war derselbe Adel verbindlich und herablassend gegen den gemeinen Bürger und das Volk der Garnisonsstädte, wo man ihn im Ganzen liebte und achtete. An den Händeln der Brüder Queissat, welche, da sie vor dem Parlament entschieden wurden, allgemein bekannt sind, hat der älteste, von dem ich oben sprach, gar keinen Theil

gehabt; er wurde durch eine schreiende Ungerechtigkeit mit seinen Brüdern verurtheilt. Folgendes ist in wenigen Worten die Thatsache: Der Kaufmann Damade ging eines Morgens vor der Wohnung der Herren von Queissat vorbei; zwei der Brüder standen an der Hausthür, und Herr Damade, der sie seit langer Zeit haßte, sagte ihnen im Vorübergehen eine grobe Beleidigung, aus der sich ein Wortwechsel entspann. Einer der Brüder eilt in das Haus, holt ein Pistol, schießt auf Herrn Damade und zerschmettert ihm den Arm. Diese unwürdige Handlung kann gar nicht entschuldigt werden; aber sie ist das Verbrechen eines Einzigen. Das Volk lief zusammen und der Ritter Queissat, der gar nicht gegenwärtig gewesen war, kam bei dem Lärm herbei, hieß seine Brüder in das Haus gehen und verschloß die Thür. Weiter hat er, wie Niemand gelegnet hat, gar keinen Antheil an der Sache gehabt; außerdem hatte er mit der größten Auszeichnung gedient, ja selbst mehrere glänzende Thaten vollbracht (*actions d'éclat*); sein Betragen war untadelhaft und er genoß allgemeine Achtung. Ich konnte ihm kein anderes Unterkommen anbieten, als das Zimmer eines meiner Bedienten zu theilen, und hier blieb er zwei Tage und zwei Nächte verborgen; dann suchte er eine Zuflucht bei einem Freund, der ihn bis zu seiner Verurtheilung versteckt hielt. Sein Rechtsfreund war der berühmte, rechtschaffene Gerbier, der zu mir kam und mir die ganze Sache erzählte; er theilte mir seine Denkschrift mit, ich übernahm, bei den Richtern Vorbitte einzulegen und that es mit allem möglichen Nachdruck. Sobald der Prozeß begonnen war,

brachte man die drei Brüder nach Fort l'Evogue, wo sie bis zur Entscheidung bleiben mußten. Ich besuchte sie von Zeit zu Zeit in ihrem Gefängniß und brachte ihnen Gebäckenes und Zuckerwerk. Meine Theilnahme betraf nur den Ältesten, der sie in jeder Rücksicht verdiente. Bei einem dieser Besuche traf ich einen jungen, seitdem mit Recht berühmt gewordenen Mann bei ihnen an, Herrn Garat; er war der Herren Queissats Landsmann, und nahm den größten Antheil an ihnen. Er sagte mir viel Verbindliches über meine Bemühungen für sie. Seine Züge waren sanft und geistreich, er ließ mir einen sehr angenehmen Eindruck von seiner Persönlichkeit und einige Zeit nachher las ich mit vielem Vergnügen seine erste Lobrede — ich glaube, sie war auf den Kanzler de l'Hopital. Sie fand vielen Beifall und verdiente ihn. Die Herren von Queissat hatten während ihrer Verhaftung eine so lebenswürdige Aufmerksamkeit für mich, daß ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen kann. Sie hatten — ich weiß nicht auf welche Weise — meinen Taufnamen, Félicité, erfahren, und bekamen den seltsamen Einfall, Blumen machen zu lernen, um mir einen Strauß von ihrer Arbeit zu überreichen. Wirklich erhielt ich den zehnten Julius ein prächtiges Bouquet, das ich bei dem Gedanken, daß so kriegerische Hände so manche Stunde mit dieser spielenden Arbeit beschäftigt gewesen waren, mit vieler Nührung empfing.

Nach langer Zeit und vergeblichen Bitten wurde der Prozeß beendigt und die Herren von Queissat verurtheilt, Herrn Damade 75,000 Francs Entschädigung zu bezahlen,

oder auf Lebenszeit gefangen zu bleiben. Da keiner von ihnen mehr als ein kleines, meist schon aufgezehrtes Erbtheil besaß, und alle zusammen nicht zehntausend Franken zu stellen vermochten, hatten sie nichts als das lebenslängliche Gefängniß zu erwarten. Wir appellirten an den Staatsrath; Gerbier, der damals sehr ermüdet und krank war, überließ es mir fast allein, die Denkschrift zu verfassen, wobei er sagte: ich verstehe das so gut, wie ein Advokat; allein meiner Beredsamkeit unerachtet bestätigte der Staatsrath den Ausspruch des Gerichts, und die Sache war unwiderruflich verloren. Mein Kummer war unsäglich, denn ich hatte den Ritter Queissat aufrichtig lieb gewonnen. Wenige Tage vorher erhielt ich ein Schreiben im Namen der Stadt Castillon, wo der Ritter geboren war, das über zwei hundert Unterschriften enthielt und mir in den ehrenvollsten Ausdrücken für die lebhafteste Theilnahme dankte, von der ich dem Ritter seit fünf Monaten so viele Beweise gegeben hatte. Gerbier, der die schönste Seele in der Welt hatte, war ganz danieder gebeugt. Endlich bekam er plötzlich einen Einfall, den er mir sogleich mittheilte. Er hatte mehreren Vorstellungen meiner kleinen Schauspiele beigewohnt und war davon bezaubert; jetzt schlug er mir vor, diese Schauspiele mit der Ankündigung drucken zu lassen, daß ihr Erlöß bestimmt sey, einen Theil der, von den Herren von Queissat zu bezahlenden Straf gelder herbei zu schaffen. Dazu bedurfte es Herrn von Genlis Erlaubniß; er gewährte sie, übernahm sogar die Herausgabe, und übergab Herrn Pankouke den Druck. Die bisher von mir verfaßten Schauspiele

bildeten einen starken Oktavband, die Auflage war ungeheuer groß; ich verschenkte kein einziges Exemplar, sie waren aber in fünf oder sechs Tagen alle verkauft. Ein Notar von Gerbier nahm das Geld ein; die königliche Familie beehrte den Druck dieses Werkes mit der Freigebigkeit, die sie jederzeit bei wohlthätigen Zwecken an den Tag legte. Der Herzog und die Herzoginn von Chartres gaben hundert Louis für zwei Exemplare, der Prinz von Condé fünfzig für das seinige, kein Offizier zahlte nur den bestimmten Preis. Ich werde nie einen Ruffen, den Grafen Gardini, vergessen, den ich gar nicht kannte; er kam aber bei diesem Anlaß zu mir und brachte mir tausend Thaler für ein Exemplar. Nachdem ich ihm von Herzen gedankt, schickte ich ihn zu Gerbiers Notar, um das Geld abzugeben. Wie alle Unkosten abgezogen waren, die, nebenbei gesagt, sich auf eilf tausend Franken beliefen *), blieb der reine Ueberschuß von 46,000 Franken. Nun unterhandelte Gerbier mit Herrn Damade, welcher sich mit dieser Summe befriedigte und eine Quittung ausstellte, die den Herren von Queissat ihre völlige Freiheit zurück gab. Alles dieses, der Prozeß, das Urtheil, der Druck meines

*) Es ist wahr, daß viele Exemplare auf Velinpapier gedruckt waren, und daß diesem Theile eine sehr hübsche Wignette vorgesetzt war; sie stellte meine Devise vor, die auf meine Kinder anspielte, weil ich für ihre Erziehung nur des Nachts, von Mitternacht bis früh um drei oder vier Uhr schrieb: Diese Devise stellte eine Lampe dar, die neben einem Schreibzeug auf einem Bureau stand, und darunter das Motto: Um zu erleuchten verzehre ich mich. U. d. Verf.

Werkes, die Unterhandlung mit Herrn Damade, währte achtzehn Monate lang, während denen Folgendes im Palais Royal vorging und meine Lage veränderte. Die Herzoginn ward von ein paar Zwillingstöchtern entbunden; es war seit langer Zeit zwischen uns verabredet: wenn sie eine Tochter bekäme, sollte ich ihre Erzieherinn werden; allein nicht erst in ihrem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre, sondern ich sollte sie in der Wiege übernehmen. Bis dahin waren die Prinzessinnen während ihrer Kindheit nur von Untergouvernantinnen erzogen worden; ich wollte diese kostbare Zeit der Erziehung aber nicht verlieren, denn diese ersten Jahre bilden die Grundlage des ganzen künftigen Gebäudes. Ich hatte mich auch schon im Voraus entschlossen, sie nicht im Palais Royal zu erziehen, sondern mich mit ihnen in ein Kloster zu begeben. Das Opfer war in meinem Alter groß, allein ich war dem Herzog und seiner Gemahlinn so ergeben, die Welt — das heißt das Palais Royal — stößten mir einen solchen Ekel ein, ich hatte so viele Ungerechtigkeit, Undankbarkeit, Bosheit erlitten, die Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften zog mich hingegen so sehr an, daß mir dieser Entschluß nichts kostete. Alle diese Plane wurden zwischen mir und der Herzoginn von Chartres in geheim verabredet; unsere Trennung that ihr sehr weh, allein sie fühlte deren Vortheile, und nahm sich vor, einen Theil des Tages bei mir zu verleben. Eine Tochter zu haben war ihr größter Wunsch, und sie gestand mir, daß sie das in allen Kirchen Italiens von Gott gebeten habe. Man kann sich ihre Freude denken, als sie von zwei Prin-

zessinnen genaß! — Die ersten Tage war ich sehr besorgt, denn sie waren sehr schwach; es fand sich ein sehr seltsamer Umstand bei ihnen: ihre beiden Füße waren bei der Geburt schwärzlich, wie gequetscht, und rochen sehr übel; das dauerte einige Tage, nach und nach verging aber diese lokale Fäulniß. Man übergab sie der Pflege der Frau von Rochambeau, und sie blieben im Palais Royal bis zu dem Augenblick, wo ich sie übernehmen sollte, doch wurde dieses nicht erklärt. Während dieser Zeit baute man unsern Pavillon in Belle Chasse. Ich that meinen Dienst wie gewöhnlich, sah alle Samstag Leute, und machte alle vierzehn Tage Musik bei mir, bei welcher mehrere Liebhaber sangen, oder ihr Instrument spielten. Unter andern Herr von Abhémar *), der sehr in der Mode und in der

*) Er war lange unter dem Namen von Montfalcon bekannt, und hatte sich durch eine glänzende Waffenthat bei dem Gefecht von Warburg (Hochstift Paderborn 1760) ausgezeichnet, allein ohne Namen, Stand, Verbindungen, brachte sie ihm nichts als das Ludwigskreuz ein. Indem er einst die Pergamente in dem Archiv einer alten Tante durchstöberte, fand er Aktenstücke, die seine Abstammung aus dem alten Hause Abhemar bewiesen. Der Genealogiste Cherin, dem er sie vorlegte, erklärte sie für authentisch, und was Herrn von Montfalcons Tapferkeit nicht gewährt worden war, erhielt der Name Abhemar. Der neue Graf ward wirklicher Oberster des Fußregiments Chartres und heirathete Frau von Balbelle, die vierzig tausend Franken Renten besaß. Graf Vaudreuil, sein Freund, verschaffte ihm den Zutritt in der Gräfinn Julius von Polignac vertrautem Zirkel.

Gunst des Hofes war. Er hatte seine ganze Jugend in der Provinz, wo er vielen Beifall gefunden hatte, zugebracht, woher er denn eine Provinzial-Geckerei mitbrachte, die ihm immer eigen blieb. Er hatte eine angenehme Gestalt, viel Zutrauen in seinen Verstand, der sehr gemein, und in seine Talente, die sehr mittelmäßig waren. Ich habe nie begriffen, wie er am Hofe hat gefallen und sein Glück machen können. Er sang und begleitete sich dabei auf der Harfe. Die Marquise von Bethizi und ihr Mann machten auch Musik; sie hatte eine schöne Stimme; er war liebenswürdig, geistreich, heiter, und tanzte vortrefflich. Dieses Ehepaar, das mit allen gesellschaftlichen Vorzügen begabt war, lebte so einig, daß es allgemein zum Muster angeführt wurde. Ich sah auch oft die Prinzessin von Craon, deren natürliches, offenes Wesen mir besonders gefiel. Meine alten Freunde habe ich alle beibehalten, und habe mich über keinen zu beklagen, als über Frau von Lumilac und Craon, die seit der Revolution, ohne allen Grund und Vorwand, mich plötzlich zu besuchen aufhörten. Als ich den ersten Theil meines Théâtre d'éducation (Schauspiele zur Erziehung) drucken ließ — der die Freiheit der Herren von Queissat bewirkte — erregte ich in der Gesellschaft und unter den Schriftstellern einen allgemeinen Enthusiasmus. Briefe, Gedichte häuften sich, zahllose Menschen wollten mich besuchen, unter andern Herr von la Harpe *), alle Journalschreiber ohne Ausnahme lobten

aus-

*) Herr von la Harpe redigirte damals den Merkur, und sein Lob war um so schmeichelhafter, weil er es sparte. Im Allgemeinen

ausschweifend und ohne allen Tadel dieses Buch, es wurde schnell in alle Sprachen übersetzt, die Kaiserinn von Rußland ließ es, mit dem Urtext zur Seite, ins Russische übertragen — und ich hatte es ihr doch nicht zugeschickt — ich habe meine Schriften nie den Fürsten dargeboten, es sey denn, daß sie mir dieselben abgefordert hätten. Die Churfürstinn von Sachsen erzeigte mir die Ehre, mir zu schreiben, „um meine Freundschaft zu fordern,“ das waren ihre Worte; sie hatte „Ihre Freundin Amalie“ unterschrieben. Als ich in Versailles aufwartete, sagten mir die Königin und alle Prinzessinnen ein verbindliches Wort über dieses Werk. — Kurz, es hat nie Jemand die schriftstellerische Laufbahn mit mehr

gemeinen war seine Kritik feindselig, bitter, übertrieben; er zog sich unaufhörlich Handel damit zu, weshalb der Abbé von Boismont einst in der Sitzung der Akademie sagte: „Wir lieben alle Herrn von la Harpe, allein es thut einem weh, ihn immer mit blutigen Ohren herum gehen zu sehen.“ Der Präsident Roffet, der ein Gedicht über den Ackerbau gemacht hatte, das de la Harpe unbarmherzig mißhandelte, rächte sich durch folgendes Epigramm:

Si Vous voulez faire bientot
 Une fortune immense, et pourtant légitime,
 Il vous faut acheter la Harpe ce qu'il vaut,
 Et le vendre ce qu'il s'estime.

(Wörtlich:) Wollt ihr schnell ungeheuer und doch ganz rechtlicher Weise reich werden, so kauft la Harpe für das, was er werth ist, und verkauft ihn um das, was er sich schätzt.)

Anm. d. Herausg.

Glanz und mehr Glück betreten. In dieser Zeit ging ich nach St. Cloud, wo sich meine Tante und der Herzog von Orleans befand. Man empfing mich sehr schlecht; so meisterlich sich meine Tante zu verstellen wußte, konnte sie ihren Verdruß nicht verbergen; sie wollte von meinem eingearnteten Beifall sprechen, that es aber mit so vieler Bitterkeit und Ironie, daß es Jedermann auffiel. Der Ritter von Chastellux, der diesen Empfang mit ansah, war darüber entrüstet.

Ich brachte jetzt täglich eine Stunde in dem Zimmer der kleinen Prinzessinnen zu, die ich schon mit Leidenschaft liebte; ich bereicherte meinen Verstand, mein Gedächtniß, meine Talente mit neuem Eifer, bei dem Gedanken, daß sie alle mir sollten für sie, so wie für meine Töchter, nützlich seyn. Endlich kam der Augenblick herbei, wo ich mich sollte von der Welt trennen und in ein Kloster gehen. Ich war ein und dreißig Jahre alt (1777), meine Gesundheit war blühend, und, meinem Ansehen nach, hätte ich mich um mehrere Jahre jünger ausgeben können. Seit einem Jahre schminkte ich mich nicht mehr, es ist sonderbar, daß ich immer eine fromme Denkart gehabt habe, und doch alle Frömmigkeits-Dpfer, die ich gebracht, mir nicht von der Religion eingestößt worden sind. — Jetzt betrübt mich das sehr. Die Veranlassung, kein Roth mehr aufzulegen, war folgende: Als ich in meinem zwanzigsten oder ein und zwanzigsten Jahre in Biller Cotterêts war, sprach man von alten Frauen, die noch immer Roth auflegten, und tadelte sie. Ich sagte, daß ich nicht begreife, wie es ein Dpfer kosten könne, sich

nicht mehr zu schminken; man schien mir keinen Glauben beizumessen, das verdroß mich, und ich erklärte, daß ich meinerseits entschlossen sey, es im dreißigsten Jahre aufzugeben. Man erhob ein großes Geschrei, besonders der Herzog von Chartres; ich bot ihm eine Wette an, daß ich den 25 Januar 1776 der Schminke entsagen würde, und hielt Wort. Da diese seltsame Wette während dieser zehn Jahre oft erwähnt ward, gerieth sie nicht in Vergessenheit; vierzehn Tage vor meinem dreißigsten Geburtstag erinnerte ich den Herzog von Chartres an seine Wette zu denken, und den 25 Januar fand ich in meinem Kabinet eine Puppe in Menschengröße, mit tausenden von Schreibfedern im Haar, und einer Feder in der Hand, an meinem Bureau sitzen; an der einen Seite derselben lag ein Rieß prächtiges Papier, auf der andern zwei und dreißig Oktav-Bände, von weißem Papier in grün Corduan gebunden, eben so vier und zwanzig ganz kleine in rothen Corduan; zu den Füßen der Puppe stand eine Pappschachtel mit Billetpapier, Umschlägen, Siegellack, goldnem und silbernem Streusand, Federmesser, Scheere, Lineal, Zirkel — dieses Geschenk entzückte mich, und ich habe mich nie wieder geschminkt.

Ich muß hier der Wohlthätigkeit des Baron von Biomenil huldigen. Er nahm lebhaften Antheil an dem Schicksal der Herren von Queissat; wie sie sich nun nach ihrer Befreiung ohne alle Versorgung befanden, stellte er sie alle, jeden in seinem Rang in seinem, damals in Corsika stehenden Regiment an, und gab ihnen zwölftausend Franken zu ihrer Ausrüstung und Reise. Er hatte die Güte, mir den

Auftrag zu geben, ihnen diese Nachricht bei ihrem Ausgang aus dem Gefängniß zu verkündigen; allein ich überließ Herrn Gerbier, der bei der ganzen Sache mehr Verdienst gehabt hatte, als ich, einen Theil dieser fröhlichen Botschaft; denn auf seine Bitte willigte ich in den Druck meiner Schauspiele, und als sie nach allem Abzug 47,000 Franken eingebracht hatten, und ich von dieser Summe Herrn Gerbier nicht allein seine Arbeit, sondern auch verschiedene baare Vorschüsse bezahlen wollte, schlug er Alles mit seltner Großmuth aus. Er muß also für den Wohlthäter der Herrn von Queissats angesehen werden. *)

Den Abend bevor ich Velle Chasse bezog, befand ich mich bei dem kleinen Souper im Palais Royal, Frau von Barbantane war auch gegenwärtig; als man von meinem Eintritt ins Kloster sprach, sagte diese: ich würde eine sehr lebhaftere Rührung empfinden, wenn ich das Klostersgitter hinter mir verschließen hörte; sie habe das bei ih-

*) Gerbier war sehr dienstfertig; er war es, der dem Abbé Arnauld zu einer Pfründe verhalf. Dieser, wegen seiner Reden aus dem Stegreif berühmte Advokat ordnete und bestimmte in seinem Arbeitszimmer den Plan derselben, beim Vortrag ging er, sogar in der heftigsten Leidenschaftlichkeit, nicht von demselben ab. Mäßigung, seiner Spott, Anmuth, Salbung, Aufschwung, Kraft und Gewalt, bildeten diese mannichfaltige, mächtige, siegreiche Beredsamkeit, welche noch jetzt unter einem Geschlecht, das Gerbier nicht mehr kannte, im Andenken steht. Er ward 1725 geboren, 1746 erschien er zum erstenmal im Gerichtssaal, und bald übertrug man ihm die Vertheidigung der berühmte-

rem Eintritt in Panthemont erfahren. Die Herzoginn von Bourbon war fünfzehn Jahr, als sie ihr übergeben wurde, also konnte sie vorausssehen, nur drei bis vier Jahr im Kloster zu bleiben. Dieser Vergleich machte mich sehr empfindlich, und ich sagte ihr, daß sie mich wirklich erschreckte, denn wenn der Eindruck sich nach dem Opfer abmässe, müßte ich, da die Prinzessinnen nur eilf Monate alt seyen, in Ohnmacht fallen.

Den Tag meines Eintritts in Belle Chasse hatte ich die unaussprechliche Freude, mit Serbier die Herrn von Queisat aus ihrem Gefängniß zu befreien, und ihnen zugleich Herrn von Biomenils Großmuth gegen sie zu verkünden. Ich habe in meinem Leben nichts rührenders und edleres gesehen, als die Freude des Ritters, und die Freude aller Drei. Sie hatten einen vierten Bruder, der nicht mit in ihrer traurigen Sache begriffen war, er befand sich aber in Paris, und war in Aufträgen an seinen ältesten Bruder unaufhörlich bei mir gewesen; jetzt war er auch bei diesem Auftritt zugegen. Ich führte sie alle zu Serbier, von wo sie

sten Streitsachen. Man ist jetzt bemüht, seine Aufsätze zu sammeln, was um so wichtiger ist, da er immer die Sache der Unschuld und Gerechtigkeit vertheidigte. Ein Biograph sagt von Serbier; er war von mehr als mittler Größe, seine Bewegungen alle edel und frei, er hatte eine hohe Stirn, blitzende Augen, eine Adlernase, einen angenehmen Mund; lebendige, bewegliche Züge, alle diese Annehmlichkeiten wurden noch durch eine tönende, biegsame, bezaubernde Stimme erhöht. Serbier, dessen Vater in Rennes auch Advokat gewesen war, starb 1788.

Ann. des Herausg.

folkten zum Baron Biomenil gehen, um ihm zu danken. Darauf lud ich sie alle vier nebst Gerbier ein, noch an demselben Tage in Belle Chasse mit mir zu speisen.

Es war Mittag, als ich in dem allerliebsten Pavillon einzog, der in Belle Chasse in der Mitte des Gartens nach meinem Plan gebaut war; er hing mit dem Kloster durch einen langen Lattengang zusammen, der oben mit Wachstuch bezogen und von Weinreben bedeckt war. Die ganze Schwesternschaft von der Priorinn angeführt, kam meine kleine Prinzessinnen an der großen Klosterpforte zu empfangen; wir brachten sie in die Kirche, dann begaben wir uns in unser niedliches Haus. Die Erschütterung von welcher Frau von Barbantane gesprochen, blieb mir ganz fremd; ich empfand nur Freude bei dem Eintritt in diesen friedlichen Schuzort, wo ich eine so sanfte Herrschaft üben sollte. Hier, dachte ich, könnte ich mich gesichert vor der Bosheit, die mir so viel Berdruß zugezogen hatte, allen meinen wahren Neigungen ergeben. Die ersten Tage war ich nicht sehr ruhig in Belle Chasse, die Neugier zog alle meine Bekannten herbei. Alle Welt war von meiner Einrichtung, die aber auch allerliebft war, bezaubert! In meinem Schlafzimmer war ein großer Kofoven, den mein Bett nur zur Hälfte einnahm, er hatte einen Durchgang in das Zimmer der Prinzessinnen, von dem mich nur eine Glasthüre mit klaren Scheiben und ohne Vorhänge trennte, so daß ich von meinem Bett aus alles, was bei ihnen vorging, sehen konnte. Eines der Zimmer enthielt in Glasschränken alle meine naturhistorische Sammlungen, — ich hatte aus dem Palais Royal nur diese mitgenommen, und

meinen Bureau. Ich war die erste Frau, die einen solchen hatte; anfangs bekrittelte man es sehr, doch bald machten es alle Frauen nach. Herr von Genlis, der ihn mir gab, hatte ihn in meinem Kabinet unter einen großen Spiegel gestellt, mein Bruder machte sehr hübsche Verse, die er unter Rahmen und Glas bringen ließ, und sie unter diesen Spiegel hing. Hier sind sie:

Q'un vieux notaire en long manteau,
Avec un pâle et long visage,
Se sèche devant un bureau,
C'est son devoir, c'est son usage;
Mais que ce meuble du barreau,
Que ce noir et triste bureau
Se trouve chez vous, ma Thémire,
Je ne puis m'empêcher de dire,
Dussiez-vous en être en courroux,
Qu'un bureau n'est pas fait pour vous.
Non, ce n'est point ici sa place.
Quoi! vit-on jamais une Grâce
Assise à côté d'un bureau!
Voilà le bizarre tableau
Que vous nous présentez vous-même,
Lorsqu'avec une peine extrême,
Appliquée à votre bureau,
Vous faites un extrait nouveau.
L'amour le plus vif, le plus tendre
N'osera jamais entreprendre
D'avouer le feu le plus beau,
Dans un cabinet à bureau;
De son aspect, de sa présence,
Telle est la fâcheuse influence:
Où des Amours c'est le tombeau.

Levez les yeux, voyez, de grâce,
Au-dessus de votre bureau,
Ce que vous offre cette glace,
Sur vos traits vous verrez la trace
De l'ennui, source de tous maux,
Et c'est là l'effét des bureaux.
Ah! si du soin qui me travaille,
Vous pouviez, partageant les soins,
Avec moi venir à Versailles,
Je pourrois me flatter du moins
De vous guérir de la folie
Des bureaux; et de votre vie,
Vous n'y voudriez retourner,
Ni même en entendre parler.
Du bureau quittez la manie,
De l'étude les vains travaux,
Lorsqu'on est aimable et jolie,
Ne valent pas un doux repos.
Oui, c'est là le bonheur suprême,
Le seul qui soit toujours nouveau,
Et je ne tolère un bureau,
Que pour écrire à ce qu'on aime.

Meine Wohnung in Palais Royal blieb unbesezt, denn sie ward für meine älteste Tochter aufbewahrt, der man eine Stelle bei ihrer Verheirathung versprochen hatte. Sie war prächtig meublirt, mit blauem Damast behangen, der mit den schönsten goldnen Stäben verziert war; sie enthielt für achtzehntausend Franken Spiegel, ich nahm nichts mit mir, sondern ließ mich in Belle Chasse mit der größten Einfachheit meubliren, denn nach dem Familiengebrauch gehörte, nach vollendeter Einziehung, alles Geräth der

Gouvernante. Der Gehalt derselben betrug sechstausend Franken; da ich die Prinzessinnen aber schon in der Wiege übernahm, bot mir der Herzog von Chartres deren zwölftausend; ich schlug diese Zulage aus, denn ich wollte nicht, daß man glauben solle, ich habe diesen Beruf aus Eigennutz übernommen. Man hat den Herzog von Chartres oft des Geizes beschuldigt — und das war eine Unbilligkeit. Ich bin Zeuge, daß er zweimal sehr bereitwillig die Schulden seiner Gemahlinn bezahlte, er gab ihr sehr freigebig die Kosten ihrer italiänischen und holländischen Reise, und Alles, was die Erziehung seiner Kinder erforderte. Ich habe ihn sehr freigebige Handlungen thun sehen. Folgende drei will ich von vielen andern erwähnen. Der Ritter Barbantane, der in Diensten des Herzogs von Zweibrücken stand, befand sich bei dem Tod dieses Fürsten ohne Stelle und ohne Vermögen. Der Herzog sah mich über seine Lage bekümmert, und ohne daß ich die geringste Aeußerung deshalb gemacht hätte, sagte er mir ganz aus eigener Bewegung, ich solle ihm schreiben, daß er von ihm einen Jahrgehalt von viertausend Franken annehmen möchte; der Ritter hatte das Zartgefühl, dasselbe abzulehnen, weil er gar kein Recht dazu hatte; da eine solche Handlungsweise aber nicht gewöhnlich ist, erwartete sie der Herzog nicht. Ich war noch in Palais Royal, als der Herzog das Unglück hatte, auf seinen Läufer zu schießen. Wirklich war es nicht seine Schuld; der Mensch lag, ohne daß es der Herzog wissen konnte, in einem Graben, ein Rebhuhn stieg aus eben diesem Graben in dem Augenblick auf, wo der Läufer sich in die Höhe richtete, und so traf

der Schuß ihn in den Kopf. Die Flinte war zwar nur mit Schrot geladen, die Verwundung aber sehr gefährlich. Ganz in Verzweiflung trug ihn der Herzog auf seinen Armen in seine Chaise, und führte ihn sogleich nach Paris zu dem besten Wundarzt. Der Verwundete ward geheilt, allein seine Gesundheit hatte sichtbar gelitten, und er starb nach acht Monaten. Der Herzog sicherte seiner Wittwe eine Pension von fünfzehnhundert Franken zu, die auf ihre zehn oder zwölfjährige Tochter übergehen sollte; da sich aber diese Frau sehr schlecht aufführte, nahm er ihr das sehr hübsche Mädchen, that sie zur Erziehung in ein Kloster das die Klausur hatte, und bezahlte außer dem Jahrgelohalt von fünfzehnhundert Franken, dort ihre Pension; sie blieb ungefähr sechs Jahr daselbst, dann steuerte sie der Herzog aus, und verheirathete sie.

Als ich in Palais Royal war, trug mir der Herzog eines Tages auf, ihm einen guten Gärtner für Mousseaux zu suchen; unter der Bedingung, daß er eine junge Milchverwalterinn heirathen solle. Ich erinnerte mich sogleich einer jungen Rose, der Tochter der Milchverwalterinn im Schlosse Genlis; meiner Rechnung nach mußte sie etwa achtzehn Jahre alt seyn. Sogleich schrieb ich an ihre Mutter, und erhielt zur Antwort: daß sie noch unverheirathet sey. Diese ließ ich nach Paris kommen, und that sie bei Frau Adam, der berühmtesten Milchverwalterinn, in die Kost, sie lernte vortreflichen Rahmkäse machen, und außerdem in drei Monaten alles, was zu ihrem Handwerke gehört. Inzwischen suchte ich einen jungen Gärtner, und fand einen, der sehr berühmt in seiner Kunst ge-

worden ist: er war ein Deutscher, und nannte sich Ettighausen. Rose war hübsch und sehr rechtlich, mein Gärtner verliebte sich sogleich in sie, ich gab ihr eine artige Ausstattung, besorgte ihre Hochzeit, begleitete sie selbst in die Kirche, und hatte die Freude, sie nach Mousseaux in das allerliebste Häuschen einzuführen, das der Herzog ausdrücklich für sie hatte bauen lassen. Es hatte die Gestalt einer aufgezputzten Melkerei, war mit allem Geräth versehen, die Schränke voll Hauswäsche, Töpfergeschirr, Kupferwaaren, und einem Duzend silbernen Bestecken. Um mir Freude zu machen, gab ihnen der Herzog tausend Thaler Gehalt, und Ettighausen um seiner Frau Glück zu vollenden, führte einen allerliebsten Einfall aus; er ließ, ohne ihr Wissen, ihre Mutter aus Genlis kommen, so daß sie ihr ganz unerwartet in ihrem neuen Hause entgegen trat. Ich wußte allein um dieses Geheimniß. Um die Ueberraschung recht vollständig zu machen, wollte er nicht, daß sie bei der Hochzeit gegenwärtig sey. Er behielt diese gute Frau immer bei sich, behandelte sie mit aller Sorgfalt, und trennte sich erst von ihr, als ich sie von ihm verlangte, um unsre Milchammer in St. Leu zu verwalten. — Nie habe ich einen angenehmeren Morgen verlebt!

Den Haushalt in Belle Chasse und die Erziehung der Prinzessinnen und der Prinzen, habe ich mit einer Sparsamkeit geführt, die gerühmt worden ist. Mein erster Grundsatz war: selbst das Auge darüber zu haben, alle Tage abzurechnen, den Preis der Dinge, und besonders die Quantität ihres täglichen Bedarfs in der Küche und bei den Mahlzeiten zu kennen. Die Quantitäten wechseln

nicht ab, und an diesen wird man vorzüglich betrogen, an ihnen findet, wenn man nicht sehr aufmerksam ist, die Veruntreuung statt. Ich wußte genau, wie viel Reiß, oder Macaroni für eine Suppe, für vier, acht, zwölf Personen nöthig war, denn dazu braucht man nur zu wissen, wie viel es für eine bedarf. Eben diesen Schluß hatte ich rücksichtlich des Zuckers, der Compoten, der Cremes gemacht; für das Mehl, die Milch, die Butter u. s. w. Ich schickte alle Wochen einen Menschen, dessen zarter Gewissenhaftigkeit ich sicher war, in Geheim in die Halle, um sich nach dem laufenden Preis aller Lebensmittel zu erkundigen, und ihn aufzuschreiben. Um sich der furchtbaren Feindschaft der Köchinnen zu entziehen, hatte ich ihm das strengste Geheimniß versprechen müssen, so daß man nie unser Einverständnis in dieser Rücksicht erfuhr. Dieser Mensch war Kammerdiener bei Mademoiselle und hieß Horain. Ich nenne ihn gern, denn ihm verdankte ich größtentheils, die so sehr gerühmte, gute Wirthschaft in Belle Chasse, und den Ruhm einer guten Haushälterinn, den man so ungern Frauen gönnt, die ihren Geist bilden, und sich mit Lesen beschäftigen.

Ich lasse mich aus verschiedenen Ursachen in diese kleinen Umstände ein. Einmal werden sie wenig Platz in diesen Denkwürdigkeiten einnehmen; zweitens ist es meine Pflicht, nichts in dieser Rücksicht zu übergehen; da ich die Ausgaben übernommen hatte, forderte die Redlichkeit allein schon, daß ich kein Mittel vernachlässigte, sie gut zu vertheilen. Geld unter Händen zu haben, wollte ich nie eingehen, ein Schatzmeister zahlte auf meine unter-

schriebene Scheine. Man liest in den Denkwürdigkeiten der Frau von Maintenon mit Vergnügen den Haushalts-Rath, den sie ihrem Bruder und ihrer jungen Schwägerinn so vielfältig giebt, wie sie vorschrieb, was sie für Speisen zu Mittag bereiten sollen, und sie von den Preisen der Lebensmittel unterrichtet, u. s. w. Diese Gutmüthigkeit, diese Sorge im Kleinen gefällt bei einer Person, die in einer so großen Welt lebte; für sie war es aber keine Pflicht, ich hoffe also man wird mir diese kurze Abschweifung nachsehen. Mein zweiter Grundsatz war: meine Zöglinge zu gewöhnen, daß sie bei allen Gelegenheiten mit fürstlicher Freigebigkeit schenkten, aber was sie kauften, wie Privatleute bezahlten; mein dritter, meine persönlichen Bedürfnisse nie bei den Kaufleuten, die sie versahen, zu kaufen. Der Herzog von Chartres gab dieser Haushältigkeit seinen Beifall, aber er forderte sie nicht; und wenn ich ihm zum Besten dieser Erziehung ganz ungewöhnliche Ausgaben zumuthete, hat er sie immer, nicht allein ohne Widerstreben, aber eifrig und mit Vergnügen gemacht. Z. B. alles unterrichtende Spielgeräth, Bauklötzchen zu Pallästen, die in der Vollkommenheit, die ich ihnen geben ließ, sehr theuer waren, und viele andre Dinge, endlich der Ankauf der schönen Herrschaft St Leu, die des Schlosses la Motte, einzig um meine Zöglinge mit dem Meer bekannt zu machen, unsre kleinen Reisen, die größern im Innern von Frankreich u. s. w. Ich hatte mich bemüht, alles, bis auf das Zimmergeräth zum Unterricht behülflich zu machen. Auf die Tapete in dem Zimmer der Prinzessinnen waren in Delffarbe, Grau in Grau,

Medaillons mit den Büsten der sieben Könige von Rom, der Kaiser und Kaiserinnen, bis Constantin den Großen gemalt. Die Felder über den Thüren, stellten vorzügliche Begebenheiten aus eben dieser Geschichte dar; unter jedem Medaillon befand sich die Jahreszahl, und der Name des Dargestellten. Auf drei großen Wandschirmen waren die Könige von Frankreich abgebildet; die Feuerschirme, die Lichtschirme, die Thürfelder im Eßzimmer, stellten mythologische Gegenstände dar. Die ganze Treppe war mit Landkarten, die zum Unterrichte herabgenommen werden konnten, bedeckt; die Karten der Südländer hatte ich unten an die Treppe, die der nördlichen, oben an derselben aufgehängt. Alle diese Dinge hab. ich in Adele und Theodor erzählt. Ueber die Gitterthür, welche unsre Wohnung schloß, hatte ich endlich, folgende aus Addison im Zuschauer genommene Worte mit goldnen Buchstaben schreiben lassen: True happiness is of a retired nature and an enemy to pomp and noise. (Die wahre Glückseligkeit ist einsamer Art, und haßt Pracht und Geräusch.)

Herr von Schomberg besuchte mich oft, und brachte Alembert mich sich, für den ich gar keine Zuneigung hatte. Seine unedle Gestalt, seine scharfe Kehlkopfsstimme mißfielen mir. Im Gespräch war er scharf, beißend, niedrig = komisch und spottfüchtig; ich nahm ihn nur aus Gefälligkeit gegen Herrn von Schomberg auf.

Während den zehn ersten Monaten meines Aufenthalts in Belle Chasse, gab ich nach einander die folgenden Theile meines Théâtre d'Education heraus. Die Journale lobt

ten sie wie die ersten. Bei Gelegenheit des Theiles, welcher die aus der heiligen Schrift genommenen Bühnenstücke enthält, sagte mir d'Allembert in Herrn von Schombergs Gegenwart, ganz freundschaftlich: er rathe mir künftighin nicht mehr von Religion zu sprechen — diese Mode sey vorüber. Ich solle meine schöne Fantasie einzig mit moralischen Gegenständen beschäftigen, (man wußte daß ich am Adèle und Theodor arbeitete) dann könnte ich sicher seyn, den glänzendsten Beifall zu ärndten. Er zum Beispiel würde der Akademie vorschlagen, vier Plätze für Frauen zu gründen, um mich an ihre Spitze zu stellen; er sey gewiß, diese Gunst, die mich mit Ruhm bedecken würde, zu erhalten, denn das Publikum würde wohl einsehen, man habe die drei andern nur ernannt um das Recht, mir diese Gunst zu erweisen, zu gewinnen und den Neid, den es erregen müsse, zu schwächen. Er nannte mir Frau von Montesson, von Angevilliers und Houdetot. Ich erwiderte, daß es mir unmbglich sey, die Religion von der Moral zu trennen, und daß mein Talent, wenn ich es dieser Grundlage berauben wollte, ganz vernichtet seyn würde; daß ich nicht allein ohn' Aufhdren von der Religion sprechen, aber auch mit allen meinen schwachen Kräften die falsche Philosophie, die sie angreift und verläumdert, bestreiten würde. Er antwortete zornig und mit Verachtung: daß es mich gereuen werde; und so ironisch und bitter wie möglich setzte er hinzu: „die Gnade würde wohl auf meiner Seite seyn, aber die Kraft nicht.“ Ich erwiderte: mit Vernunft, Rechtschaffenheit und Beharrlichkeit, sey man allezeit stark. Ungeachtet aller Mühe,

die sich Herr von Schomberg gab uns zu besänftigen und verträglich zu machen, ward der Streit immer bitterer; d'Allembert verließ mich wüthend, und ich habe ihn nicht wieder gesehen. Dieser Auftritt war der Anfang meines Zwiespaltes mit den Philosophen.

Ich habe zu sagen vergessen, daß unter den zahllosen Beifallschreiben, die ich über den ersten Theil von Adele und Theodor erhielt, sich auch eines von Frau von Epinay *) die ich gar nicht kannte, befand. Sie war damals eine sehr kränkliche Frau von fünfzig Jahren, die nie ihr Zimmer verließ. Sie lud mich dringend ein, sie zu besuchen. Ihr Brief war recht liebenswürdig, ich beschloß ihren Wunsch zu erfüllen; sie empfing mich sehr gut, und ich versprach ihr, wider zu kommen. Grimm **) wohnte

*) Frau von Epinay hat für die junge Gräfinn von Belzunce die Gespräche mit Emilie (conversations d'Emilie) die viele Aufzagen erlebt haben, geschrieben; die Grundsätze; welche sie darinn aufstellt, verdammen die Ausgelassenheit der Sitten, deren Verirrungen sie uns in ihren hinterlassenen Denkwürdigkeiten geschildert hat. Diese wurden nach ihrem 1785 erfolgten Tode gedruckt. Ihre Gespräche mit Emilie haben von der Akademie den Preis erhalten.

Ann. des Herausg.

**) Grimm, ein Bayer, kam lange vor der Revolution nach Frankreich; sein Geschmac für die Musik und schönen Künste, verband ihn mit J. J. Rousseau und Diderot. Der Erste führte ihn bei Frau von Epinay ein, der Andre bei Helvetius, Baron Holbach, Allembert u. s. w.; er war heißend, absprechend in der Unterhaltung, man behauptete, er schminkte sich weiß

wohnte bei ihr und war immer der Dritte bei unsrer Unterhaltung. Ich hatte ihn schon in Venedig gesehn und ohne ihn liebenswürdig zu finden, gefiel mir seine Unterhaltung, denn er war viel gereist, und beantwortete alle meine Fragen mit Gefälligkeit. Frau von Epinay kann nie hübsch gewesen seyn, ihrem Wesen fehlte aller Adel, es war etwas Gevatterschwäziges in ihrem Ton, aber sie war natürlich, verbindlich, ohne Pedanterei; ihr Verstand schien mir alltäglich, und ihre Kenntnisse sehr beschränkt. *)

weiß und roth, weshalb man ihn Tyrant le blanc *) nannte. In dem Streit der Glückisten und Piccinisten nahm Grimm, obgleich ein Deutscher, die Parthei der Italiänischen Musik. Er war 1723 in Regensburg geboren, und starb 1807 in Gotha, dessen Fürsten er gedient hatte.

(Grimms Briefwechsel ist zu bekannt, um diese Note welche die Umstände unter denen er statt hatte, erzählt, zu verlängern.) Anm. des Herausg.

*) Tyrant, oder Tirant le blanc ist der Name eines uralten französischen Ritterromans und seines Helden, welchen der Graf von Caylus unsrer Zeit ins Andenken gebracht hat. Es heißt auf deutsch: der ins Weiße trifft. Anm. d. Uebers.

*) Hätte ich damals die unwürdigen Memoiren, welche man seitdem unter ihrem Namen gedruckt hat, schon gekannt, würde ich sie viel ungünstiger beurtheilt haben. In diesem niedrigen Erzeugniß herrscht die edelhafteste Verdorbenheit, weil sie naiv (unbefangen?) und kalt ist. Ich glaube übrigens, daß die Verfasserinn, welche gar keine Grundsätze hatte, sehr oft die Thatsachen entstellte. Sie hatte sich über Rousseau und Duclos zu beklagen, und bin überzeugt, sie vergrößert ihr Unrecht.

Ich fand Frau von Houdetot, ihre Schwägerinn, bei ihr, diese war viel geistreicher wie sie. Ich betrachtete sie mit Neugier, denn ich hatte in J. J. Rousseaus Bekenntnissen gelesen, daß er leidenschaftlich in sie verliebt gewesen war; allein sie schielte stark, und ihre Züge waren nicht schön. Sie war sehr zuvorkommend und lud mich dringend zu sich ein, sie machte mir auch einen Besuch, den ich in der Stunde zurückgab, wo sich, wie ich wußte, der Cirkel ihrer Schöngeister bei ihr versammelte. Dort sah ich Herrn von St. Lambert zum Erstenmal. Ich brachte anderthalb Stunden sehr schweigend und sehr aufmerksam zuhörend bei ihr zu. Der Unterhaltung mangelte Annehmlichkeit, weil ein jeder nur bemüht war, selbst zu glänzen. Das war der zweite bureau d'esprit *), den ich sah, und ich fand ihn nicht kurzweiliger wie den von Madame Geoffrin; als ich in Belle Chasse lebte, sah ich einen dritten, der mir besser gefiel; Frau du Deffant war mit Herrn von Genlis verwandt, allein da sie sich in ihrer Jugend und in ihrem reifern Alter sehr philosophisch aufgeführt hatte, verbot mir Frau von Pluiseux sie zu besuchen. Das

Man muß aber die Sitten jener Zeit nicht nach dem scheußlichen Bilde beurtheilen, das sie von ihnen entwirft. Frau von Epinay mahlte nur einen sehr kleinen Cirkel, der im Ganzen genommen, aus Leuten von sehr schlechter Gesellschaft bestand, und in ihrer Jugend haben sie ihre Aufführung und ihre Verhältnisse, in die gute aufgenommen zu werden, immer verhindert.

Ann. der Verf.

*) Ungefähr wie man Zeitungs-Bureau sagt: ein Ort, wo Verstand zusammengetragen wird. U. d. Uebers.

war von ihrer Seite ein alter Groll wegen dem gegebenen Mergerniß, welches Frau du Deffants achtzig Jahre hätten vertilgen sollen. Frau du Deffant lud mich in den liebenswürdigsten Billets zu sich ein, und ich erhielt von Frau von Puisieux die Erlaubniß zu ihr zu gehen. Ich hatte gar keine Lust sie kennen zu lernen; denn ich stellte sie mir steif, pedantisch, spröde vor, besonders erschreckte mich der Gedanke: bei ihr in einen Kreis von Philosophen zu gerathen. Wenn sie die Stärkern wären, dachte ich, so würden sie mit dem hochtrabenden Ton, den sie in ihren Schriften führen, schwagen und dissertiren, und ich war mir bewußt, daß ich gar eine traurige Rolle in dieser seltsamen Gesellschaft spielen würde, an deren Spitze sich eine alte Sybille befand, die von diesen Deklamationen entzückt war, und der man unmöglich öffentlich widersprechen konnte, da sie blind und achtzigjährig die Achtung für das Unglück und für das Alter anzufordern hatte. Endlich nahm ich einen heldenmäßigen Entschluß, und ging zu ihr. Die Gesellschaft war ziemlich zahlreich, und zu meiner Freude erblickte ich zwei oder drei Männer von meiner Bekanntschaft. Frau du Deffant empfing mich mit offenen Armen, und ich war angenehm überrascht sie sehr natürlich und mit einem Ausdruck von Gutherzigkeit zu finden. Sie war eine kleine, magre, blasse, weiße Frau, die nie hätte können hübsch seyn, denn ihr Kopf war zu dick und ihre Züge für ihre Gestalt zu groß. Doch schien sie nicht so alt, als sie es war. Wenn sie sich nicht im Sprechen belebte, drückte ihr Gesicht eine finstere Traurigkeit aus; zugleich bemerkte man in ihrer Physiognomie, und in ihrer ganzen

Gestalt eine Unbeweglichkeit, die erstaunlich auffiel. Wenn man ihr gefiel, war sie sehr freundlich, sie hatte sogar etwas sehr Herzliches. Menschen, die der Liebe nicht fähig sind, kennen den unermesslichen Unterschied gar nicht zwischen Wohlwollen und Freundschaft. Ein Wohlgefallen ist für sie eine Neigung, sie glauben zu lieben, sobald sie Jemandem gefallen möchten, oder sie Jemand kurzweilt. Dieser Irrthum, der die Weiber in ihrer Jugend herabwürdigt, giebt ihnen im spätern Alter den Anschein der Ziererei und der Falschheit. Wirklich bedeuten die Versicherungen von Zärtlichkeit nichts von dem, was sie auszudrücken scheinen, allein sie werden von dieser Art Weiber fast immer aus Grunde des Herzens gespendet.

Man sprach bei Frau du Deffant nicht von Philosophie, selbst nicht von Literatur. Die Gesellschaft war aus Leuten von verschiedenen Ständen zusammengesetzt, der Schöngeister waren nur wenige, und die welche die Gesellschaft besuchen, sind, wenn sie darinn nicht herrschen, gewöhnlich liebenswürdig. Frau du Deffant schwazte mit Anmuth, ganz anders, als ich mirs vorgestellt hatte; nie ließ sie Ansprüche auf Geistesüberlegenheit blicken; man konnte gar keinen weniger absprechenden Ton haben, als sie; da sie sehr wenig nachgedacht hatte, war sie allein von der Gewohnheit beherrscht. Man sagte sich, daß sie sich in ihrer Jugend, ohne alles System eine sehr philosophische Aufführung habe zu Schulden kommen lassen; damals war man noch so wenig aufgeklärt, daß sie, wenn nicht aus der Gesellschaft verbannt, doch mit der Trockenheit von ihr behandelt wurde, die für einen Wink sich

freiwillig zu entfernen gilt. Als nach dreißig Jahren die Aufklärung anfang um sich zu greifen, glaubte sie, wenn sie Grundsätze, die ihre Aufführung rechtfertigten, annähme, ihren Platz in der Gesellschaft wieder einnehmen zu können. Die Philosophie ersparte ihr die Demüthigung zu erröthen; es war gar angenehm, plötzlich rückwärts schauen zu dürfen, nicht allein ohne Kummerniß und Scham, sondern mit Zufriedenheit, mit einer Art von Stolz; und statt zu gestehen, daß man sich sehr unvorsichtig und sehr unbedacht betragen, sich rühmen zu können, man sey durch eine glückliche Eingebung Schülerin noch zukünftiger Philosophen gewesen. Endlich war es auch gar angenehm allen großen und berühmten Moralisten des Tags sagen zu können: was ihr lehrt, habe ich gethan, bevor die Welt eure Weisheit gehört hatte.

Da Frau du Dessant nie über eine Meinung nachgedacht hatte, konnte man nicht sagen, daß sie eine habe; sie war nicht einmal eine Sceptikerin. Um zu zweifeln, um zu schwanken, muß man doch wenigstens oberflächlich vergleichen, doch einigermaßen untersucht haben. Diese Mühe hatte sie sich aber nie geben wollen. Sie schilderte sich selbst sehr gut, indem sie sagte: sie lasse ihren Geist im Unbestimmten treiben. Welch' eine traurige Lage in jedem Alter, vor allem aber im achtzigsten Jahr! Diese Geistesfaulheit, diese Unbekümmertheit, gab ihr in der Unterhaltung alle Unnehmlichkeit der Sauftheit. Sie stritt nicht, es lag ihr so wenig an der Idee die sie aussprach, daß sie dieselbe immer nur mit einer Art Zerstreutseyn behauptete. Es war fast unmöglich ihr zu widersprechen, sie hörte nicht

zu, oder schien nachzugeben und eilte auf etwas Andres zu kommen. Ich mußte ihr versprechen, bei ihrem Aufstehen zu ihr zu kommen, wo sie während dem Ankleiden immer allein sey — das war zwischen drei und vier Uhr Nachmittags, denn sie hatte seit langer Zeit den Schlaf verloren. Man las ihr die Nacht über vor, und sie schlief nie vor Tage ein. Ich ging nach zwei Tagen wieder zu ihr; sie befand sich in ihrem Armsessel, ein Kammerdiener saß neben ihr und las ihr einen Roman vor. Er machte ihr lange Weile, und sie schien sehr erfreut über meinen Besuch. Ich blieb zwei oder drei Stunden und hörte fast immer nur zu. Sie sprach von vergangenen Zeiten, von dem Hof der Herzoginn von Maine, von Chaulieu, von dem Marquis von Lafare, dem sinnreichen Lamothe, von Frau von Stael, deren Verstand ich sehr liebe, und sie versprach mir ein andersmal vielerlei kleine Manuscripte, und eine Menge Briefe der russischen Kaiserinn zu zeigen. Vermittelt einer kleinen Maschine schrieb Frau du Deffant sehr gut, und bedurfte keines Secretairs, ihre Schrift war groß, aber sehr leserlich. An einem der folgenden Tage ließ sie mir von ihrem Kammerdiener verschiedene kleine Aufsätze eigener Arbeit vorlesen. Es waren Allegorien und Portraits — das war unter geistreichen Leuten von Stand der Geschmack des vorigen Jahrhunderts. Diese Portraits, die nur um zu gefallen und zu schmeicheln, gemacht wurden, sind ziemlich unschmackhaft. Das artigste unter denen von Frau du Deffant, war das der Frau von Mirepoix, welches der Präsident Henault ebenfalls, sehr artig, aber in Versen gemacht hat. Viel

nengieriger war ich, die Briefe der Kaiserinn kennen zu lernen, allein sie enthielten nur Anspielungen und gesellschaftliche, meistens auf Herrn Grimm gerichtete Scherze. Um sie mir verständlich zu machen, mußte Frau du Defsant bei jeder Zeile den Vorleser unterbrechen und sie mir erklären. Diese Briefe sind ihrer Länge und ihrer Frivolität wegen wirklich erstaunlich! es wäre anziehend, sie mit denen zusammen zu stellen, welche eben diese Fürstinn an Herrn von Buffon schrieb, und die von so ausgebreiteten Kenntnissen und so vielem Geiste zeugen.

Man hatte mir gesagt, Frau du Defsant sey bössartig — das habe ich nie bemerkt, sie war nicht einmal medisant. In ihrem Karakter war so viel Schwäche, Unbekümmertseyn, Leichtsin, daß kein lebhaftes Gefühl sie lange zu beschäftigen vermochte. Sie konnte eben so wenig hassen, als lieben. Sie war mit Alembert entzweit, sprach aber von ihm ohne Bitterkeit und Groll; sie erzählte, aber klagte nicht. Ihr Herz war sehr gealtert, die Philosophie hatte es verrottenet, und ihr Verstand war nicht gereift, er war noch jünger, als es in ihrem fünf und zwanzigsten Jahr ziemlich gewesen war. Sie hatte während ihres ganzen Lebens eine dunkle Furcht vor allem Nachdenken gehabt; diese war nun zum Entsetzen geworden und gab ihr vor allem Ernsten einen wahren Abscheu. Sie war von Nervenschwäche, von einer unüberwindlichen Traurigkeit, niedergedrückt, sie hatte eine tödtliche Furcht vor jedem ernsthaften Gespräch, sie wies es sogar ganz trocken von sich; um ihr zu gefallen, mußte man sie von lauter nichts bedeutenden Dingen unterhalten. Alles, was der Ver-

nunft ähnlich sah, machte sie bang; es war wirklich außerordentlich, eine so alte, franke, leidende, schwermüthige Person zu sehen, die von Andern eine ununterbrochene Fröhlichkeit verlangte — und sie selbst nie zu theilen schien; denn sie genoß dabei nicht. Der Verlust ihres Gesichts betrückte sie gar nicht; sie versicherte mich, lieber blind seyn, als einen schmerzhaften Rheumatismus leiden zu wollen. Wie sie ihre Augen verlor, war sie nicht sehr bekümmert, denn sie behielt während fünf Jahre die Hoffnung, wieder sehend zu werden und nachdem sie alle Quacksalber der Welt zu Rath gezogen und vergeblich alle Mittel erschöpft hatte, fand sie sich leicht in ihrem Zustand. Dieser bekümmerte sie nicht, sie entfernte mühselig die Gedanken, welche Alter und körperliche Leiden erzeugen. Eines Tags wagte ich das fromme Sterben des Präsidenten v. Henault gegen sie zu erwähnen; sie unterbrach mich und sagte mit Ironie und gezwungenem Lächeln: „Wollen Sie mir eine Predigt halten?“ Nun lachte ich und versicherte, daß ich ihr viel lieber zuhöre, als ihr vorpredige. Sie hatte keine Religion, aber sie war nicht gottlos und unerachtet des Einflusses langer Gewohnheit, war sie doch keine Philosophin. Ihr Betragen, so wie das so vieler Menschen, hatte von ihren Verbindungen abgehungen; man fühlte, daß sie in der Gesellschaft religiöser Menschen fromm gewesen seyn würde, und ihre letzten Tage, die der Unmuth verzehrte, die Furcht vergiftete, würden friedlich und heiter verfließen seyn.

Herr von la Harpe, der mich schon im Palais Royal besucht hatte, that eben das und mit Eifer in Belle Chasse.

Er hatte eine hochmüthige Haltung, etwas Pedantisches im Ton, aber noch nahm ich dieses nicht in seiner Unterredung wahr. Wenn er sich ohne Zwang fühlte, hatte er sogar Fröhlichkeit und spottete angenehm über alle Ziererei. Er ward so leidenschaftlich für mich eingenommen, daß ich mich gendthigt sah, seinen Enthusiasmus zu mäßigen. Eben das war mir mit Herrn von Sausigny begegnet; nach vierzehnjähriger Bekanntschaft und Freundschaft war ich, achtzehn Monate ehe ich das Palais Royal verließ, gendthigt gewesen, mich ohne Rückkehr mit ihm zu entzweien. Mit Herrn von la Harpe ging es nicht so weit, seine Geständnisse erstaunten mich weniger, weil mir seine Selbstgenügsamkeit und seine Ansprüche früh merklich geworden waren. Die Sache nahm eine romantische, großartige Wendung; Herr von la Harpe schrieb mir: er werde, um von einer unglücklichen Leidenschaft zu genesen, auf Reisen gehn. Darauf ging er nach Lyon, wo er wahrscheinlich Geschäfte hatte, und schrieb mir von da einige empfindsame Briefe; schickte mir allerliebste, für mich gedichtete Verse auf die Schwermuth, die, wie er sagte, die Stimmung seiner Seele und seines Herzens schilderten. Ihre erste Zeile heißt:

„Mes maux et mes plaisirs, ne sont connus que d'elle.“

(Nur sie allein kennt meine Freuden, meinen Gram.)

Da aber allem was er that, ein Bißchen Geckerei beigemischt seyn mußte, endigte sich dieses Gedicht mit einer Zeile, welche Hoffnung ausdrückte; ich antwortete ihm,

wie ich mir schmeichelte, daß „die schüchterne Sehnsucht,
die ihn fesselt:

Vers un bonheur lointain qui toujours semble fuir —
(an ein fernes Glück, das stets zu fliehen scheint)

sich nur auf die Freundschaft beziehe.“ Er kehrte ziemlich vernünftig von Lyon zurück und unser Verhältniß dauerte bis zur Erscheinung von Adele und Theodor. Er fuhr fort, hübsche Verse auf mich zu machen — die hübschesten bei Gelegenheit einer kleinen Ausgabe von la Rochefoucauld's Maximen, die er mir schickte, andere auf zwei kleine Bilder, die ich hatte machen lassen, die Abéone und Adéone vorstellten; die Göttinnen, welche über Abschied und Rückkehr walten. Hier folgen sie:

D e r A b s c h i e d.

Ah, dans un long Adieu, dont la douleur s'irrite,
le Coeur s'échappe en vain vers l'objet que l'on quitte;
On s'éloigne à pas lents, les bras en vain tendus,
Et l'oeil le suit encore, quand on ne le voit plus.

D i e R ü c k k e h r.

Oh bonheur, il revient! le retour a des ailes!
Quel plaisir de conter les souvenirs fidèles!
Que de pleurs! ce moment va donc les essuier!
Que d'ennuis! ce moment les fait tous oublier!

Er machte auch allerliebste Verse auf zwei andere Gestalten: die Tugend und die Wahrheit, welche meine Töchter gezeichnet hatten. Sie schlossen mit folgenden Zeilen:

Et cette double image, à tous les coeurs si chère,
N'est parfaite qu'en vos écrits.

Ich habe diese niedlichen Verse in mehreren meiner Werke angeführt. Er machte in Bercy auch ein hübsches Liedchen auf mein Namensfest: Herr von Genlis hatte meiner Mutter meine Büste von Marmor geschenkt, Herr v. la Harpe lobte Herrn von Sausigny's Verse, die auf dem Sockel der Büste geschrieben waren und fügte folgende Worte hinzu: „Sie hat allen Zauber kleiner Dinge und alle Erhabenheit großer *).“ Ich erzähle diese Umstände nur, weil es der Mühe werth ist zu sehen, wie man von diesem Uebermaß der Bewunderung und Lobsprüche, zu dem des Widerrufs übergehen kann.

Im Anfang meines Aufenthalts in Belle Chasse lernte ich noch zwei Gelehrte kennen, die ich sehr liebte, und über die ich mich nie zu beklagen hatte; Herrn Gaillard, den mit Recht berühmten Geschichtschreiber, und den Abbé von Bauxelles **). Dieser ist durch mehrere, mit

*) Elle a tout le charme des petites choses, et tout le sublime des grandes. Jene Verdeutschung ist schlecht, aber wie soll sich der Uebersetzer helfen? „Beim Kleinen bezaubend, beim Großen erhaben?“ Das Französische schien ihm eigentlich nichtsagend, diese Verdeutschung aber bombastisch.

U. d. Uebers.

***) Er war Prediger des Königs und Bibliothekar im Arsenal, und ward kurze Zeit, nachdem er die Leichenrede des Grafen von Eu, Prinzen von Dombes gehalten, zum Abbé von Bauxelles ernannt. Diese Leichenrede verdiente allen Beifall. Der Abbé war la Harpe's, Thomas und Fontanes Freund und beschäftigte sich viel mit Literatur und Kunst. Außer jener Leichenrede schrieb er eine Lobrede d'Agnesseau's, eine an-

viel Annuth geschriebene Reden, und eine sehr angenehme Lobrede auf Frau von Sevigné bekannt. Er hatte seine Lebensart, eine vortreffliche Denkart, und die liebenswürdigste Unterhaltung. Als ich nach Frankreich zurückkehrte, fand ich ihn gegen mich wie immer gesinnt, hatte aber das Unglück, ihn zwei Jahre später durch den Tod zu verlieren. Als ich aus der Verbannung zurückkehrte, wohnte Herr Gaillard in Chantilly. Mit Vergnügen hörte ich, daß er sich aufrichtig bekehrt hätte. — Auch er starb wenige Monate nach meiner Rückkehr. Seine Philosophie war stets sehr milde und mäßig; Voltaires Gottlosigkeiten empörten ihn sogar, und unerachtet einiger verwerflicher Züge in seinen Werken, sieht man doch, daß er die Religion immer verehrte, und seine große Wahrheitsliebe hat ihn zu dem Geständniß gezwungen: daß Johanne d'Arcs Geschichte wirklich etwas wunderähnliches darbietet. Diese Geschichte ist ein schöner Moment der Nebenbuhlerschaft zwischen England und Frankreich *); er gesteht aufrichtig, daß er sich nach allen historischen Un-

dere des heiligen Ludwigs und eine Leichenrede Ludwigs XVI.
Er starb 1802 in Paris im acht und sechzigsten Jahre.

Anmerk. d. Herausg.

*) Wie schon dieser Moment war, hat Barante in seiner neuerlich erschienenen Geschichte der Herzoge von Burgund, aufs neue dargethan. Da Barante alle Visionen der Heldinn treuherzig erzählt, wird Fr. v. Genlis ihn nicht unter die Philosophen verweisen; seine Darstellung jener Gräuelperiode schließt aber den Ausdruck schon aus dieser ganzen Nebenbuhlerschaft aus.

Anmerk. d. Uebers.

tersuchungen überzeugt habe, daß in dem Leben und den Thaten dieses heldenmüthigen Mädchens etwas Uebernatürliches sey. Die Philosophen haben ihm dieses Geständniß nie verziehen. Ueber Herrn von la Harpe's Befehlung habe ich mich nie gewundert; ich hatte sie ihm vorausgesagt; er war nur aus Schmeichelei gegen Voltaire Philosoph geworden, blos um in die Academie zu kommen, und Menschen, die in der Literatur sehr mächtig waren, nicht gegen sich zu haben. Er gestand mir manchmal, daß die Religion ihm eigentlich recht schön vorkäme; er griff sie immer mit einer gewissen Mäßigung an und hatte zu viel Richtigkeit des Verstandes, um nicht in sich zu gehen. Rhulière *) sah ich ziemlich oft; nach meinem Urtheil war er immer ein sehr mittelmäßiger Dichter, ein oberflächlicher, untreuer Geschichtschreiber, allein er hatte Lebensart und war in Gesellschaft anziehend und angenehm. Man hat viel Böses von seinem Charakter gesagt; er war beißend und medisant, hatte aber vortreffliche Eigenschaften, Zuverlässigkeit im Umgang und Beständigkeit in seinen Verbindungen. Ungeachtet seiner Philosophie erklärte er sich bei deren Erscheinung öffentlich für Abole und Theodor, und vertheidigte sie gegen die zahlreichen Feinde, die sie mir zuzogen.

*) Er schrieb: Histoire de l'Anarchie de la Pologne, in einem Sinn, der ihn aus sehr einleuchtenden Ursachen sehr entschiedene Gegner zuziehen mußte. Wir wünschen, daß dieses Urtheil der Frau von Genlis die Aufmerksamkeit von neuem auf dieses anziehende Buch lenke. Anmerk. d. Uebers.

Auch Herrn Monthion sah ich in dieser Zeit; er war Kanzler des Grafen von Artois, ein geistreicher Mann von dem liebenswürdigsten Charakter; er lebt noch und ist durch seine Unterhaltung, sein Wissen, sein wunderähnliches Gedächtniß, ohne Zweifel einer der interessantesten Greise des Jahrhunderts.

Ich führte in Belle Chasse ein kbstliches Leben! Meine Stelle enthob mich glücklicherweise der Langenweile, Besuche zu machen; Frau von Puisieux war die einzige Person, zu der ich ging, aber selten und auf kurze Zeit, denn sie kam des Abends von acht bis zehn Uhr — wo unser Sprachgitter verschlossen ward — sehr oft zu mir. Dieses Gitter konnte nur von einer Nonne geöffnet werden; deren zwei waren zu diesem Dienste bestimmt und bewohnten deshalb ein kleines Zimmer unten an unserer Treppe, das für sie eingerichtet worden war. Zufolge eines Vorrechts der Prinzessinnen vom Geblüt, durften Männer in unserm Pavillon kommen, allein nur durch diese Thür; der Garten war ihnen untersagt und spätestens um zehn Uhr, mußten sie sich, wie ich schon gesagt habe, entfernen. Wer herein wollte, schellte an dem Gitter, dann zogen die Nonnen den Schleyer herab und öffneten. Außerdem hatten wir auch eine, neben dem Gitter angebrachte Drehlade, worein man unsere Briefe und Packete legte, auch die Speisen für unsern Tisch wurden darin hereingebracht; eine Klingel, die in unser Vorzimmer führte, benachrichtigte die Bedienten, daß etwas abzuholen vorhanden sey. Die männliche Dienerschaft hielt sich den Tag über in dem Vorzimmer auf, Abends zehn Uhr begaben

sie sich aber in ihre Schlafzimmer, die, so wie die Wirthschaftszimmer und die Küchen, auf den äußern Gängen gelegen waren. Wir hatten auch ein Sprachzimmer, wo die Kammerfrauen und zuweilen ich selbst, Geschäftsbesuche empfangen. Es schliefen also gar keine Männer in unserm Pavillon, und wenn die Nonnen sich entfernten, nahmen sie die Schlüssel unseres Bitters mit sich. Wollte man nach zehn Uhr noch einen Auftrag geben, so schellte man dem Bedienten, dieser übernahm ihn am Sprachgitter und hatte dann einen Schlüssel zur Straßenthür. Hätten wir einen Arzt bedurft, so würde man, indeß der Bediente ihn geholt hätte, eine der Nonnen durch unsere Kammerfrau haben aufwecken lassen.

Alle Samstag empfing ich alle meine Bekannte von sechs bis halb zehn Uhr, und alle Abend von acht bis zehn meine vertraute Freunde. Der Herzog von Penthièvre kam fünf- oder sechsmal des Jahres, um seine Enkelinnen zu besuchen und so bald sie zu spielen vermochten, schickte er ihnen die artigsten Spielsachen. Der Herzog von Orleans und Frau von Montesson haben nie einen Fuß nach Belle Chasse gesetzt, der erste hat auch nie seinen Enkelinnen ein Geschenk gemacht. Ich ging nur am Neujahrstag zu meiner Tante, wobei ich meine Töchter zu ihr führte, aber nur sehr kurze Zeit blieb, denn wir wurden mit großer Trockenheit empfangen.

Die glücklichsten Jahre meines Lebens habe ich in St. Aubin, Genlis, Sillery und in Belle Chasse verlebt — man hat sich wirklich nicht über sein Schicksal zu beklagen, wenn

man fünf und zwanzig glückliche Jahre in seinem Leben zählen kann.

Ich hatte die Erlaubniß erhalten, meine Mutter und meine Tochter in Belle Chasse bei mir zu haben; das unaussprechliche Vergnügen meine Mutter zu pflegen, allen ihren Wünschen zuvor zu kommen, sie ganz glücklich zu machen, war meine süßeste Beschäftigung. Ich will mich hier eines Zugs kindlicher Ehrerbietung rühmen, weil ich wohl sagen darf, daß er jungen Frauenzimmern zum Beispiel dienen kann. Meine Mutter hatte einen überlegnen Verstand, sie war gut, mitleidig, großmüthig, sie liebte mich, ihre Unterhaltung war köstlich! — aber sie hatte die ungleichste Laune und ließ sich gänzlich von einer Kammerfrau die sie seit zwei und zwanzig Jahren hatte, regieren. Diese hieß Frau Dufresne, war hinterlistig, lügenhaft, aufhegerisch und über die Maßen bössartig. Meine Mutter hielt sie für einen Engel, denn gegen sie zeigte sie sich immer aufmerksam, gleisnerisch und einschmeichelnd. Ich hatte der ganzen Dienerschaft ein für allemal erklärt, daß ich gegen Frau Dufresne nie eine Klage anhören, und einem jeden gegen sie immer Unrecht geben würde. Dieses brachte mir den Vortheil daß diese Frau, so gern sie aufhetzte, so lange ich in Belle Chasse lebte, nie Streit gestiftet hat; das Gesinde das die größte Ursache hatte ihr zu gefallen, machte ihr den Hof, ließ ihr Geklatsche unbeachtet, und vertrug sich vortrefflich mit ihr. Außerdem war diese Frau sehr treu, und machte sich bei mancher Gelegenheit um das Haus verdient. Um sie mir günstig zu erhalten, machte ich ihr unausgesetzt Geschenke,

konnte

konnte aber bei aller Sorgfalt nicht vermeiden in ihre Ungnade zu fallen. Es befand sich in Belle Chasse eine Stiftsdame, die Gräfinn Dupin, in Pension; sie war sehr liebenswürdig, und ich ging fleißig mit ihr um; unglücklicherweise hatte sie einen Hund, der sich mit dem bissigen Kletter der Frau Dufresne herumschlug, und ihn besiegte. Außer sich vor Zorn schimpfte diese ausgelassen auf Frau von Dupin; ich vertheidigte meine Freundin; aber nun warf sie einen solchen Groll auf mich, daß sie bei meiner Mutter die bittersten Klagen erhob. Leider machten sie so viel Eindruck, daß mich diese zu sich berief, um mir zu erklären: wenn ich Frau Dufresne nicht meine Entschuldigung machte, würde sie Belle Chasse verlassen. Ich antwortete gar nichts, als daß ich ihr gehorchen werde. Wirklich erklärte ich auch meinen beiden Töchtern, von denen die älteste dreizehn Jahre alt war, den Hergang, und was meine Mutter von mir forderte, führte sie zu der alten Kammerfrau, und machte dieser, ohne einen Schatten von Ironie, die anständigsten Entschuldigungen von der Welt. Das Wort Verzeihung kam sogar darinn vor, darauf umarmte ich sie, voll Herzlichkeit, und verließ sie, erfreut meinen Töchtern ein solches Beispiel kindlicher Unterwerfung gegeben zu haben. Um diese Verzeihung zu besiegeln, gab ich der Frau Dufresne am andern Tage einen schönen silbernen Becher; sie war sehr mit mir zufrieden, und meine Mutter dankte mir zärtlich. Seit diesem Augenblick haben wir immer sehr verträglich gelebt.

Um unnütze Ausgaben zu vermeiden, hatte ich bestimmt, daß keine meiner Freundinnen in Belle Chasse zu

Mittag essen sollte, nur mein Mann, mein Bruder und meine beiden Schwägerinnen waren davon ausgeschlossen — und sie thaten es sehr selten.

Die außerordentliche Schönheit meiner ältesten Tochter, ihre bei ihrem Alter erstaunlichem Talente, ihr allerliebster Karakter, meine Stelle als Hofdame die ihr aufbewahrt wurde, endlich ein Regiment, welches dem der sie heirathete versprochen war, zog ihr schon damals viele Freier herbei. Ich hatte nicht Lust sie so früh zu verheirathen, sondern legte eine große Wichtigkeit darein, ihre Erziehung zu vollenden. Sie war schon eine gute Tonkünstlerin, spielte auf eine erstaunungswürdige Weise das Klavier, wenigstens eben so gut die Harfe, worinn ich sie unterrichtet hatte, sie zeichnete Figuren auf das Vortrefflichste, und nach der Natur, bald darauf mahlte sie in Miniatur und in Oehl auf das Vollkommenste — und Tanzen sah ich Niemand besser wie sie. Außer diesen glänzenden und angenehmen Talenten, hatte sie viele Kenntnisse und einen gründlichen Verstand. Späterhin studierte sie die Chemie, und indem sie ein Experiment machte, entdeckte sie ein Salz das ihren Namen trägt. Ihre Schwester die voll guter Eigenschaften, Niedlichkeit, Feinheit und Geist war, hatte weniger Kunstfähigkeit, die Malerei ausgenommen, in welcher sie jetzt Meisterin ist. *) Allein die Natur hatte ihr das Talent zur Musik

*) Eine meiner Enkelinnen, die Gräfinn Gerrard, hat diese Anlage von ihr geerbt, sie malt mit auffallender Vollkommenheit Blumen und Landschaften in Oehl.

versagt. Meine Familie war jedoch sehr musikalisch, sie machte eine Ausnahme von uns Uebrigen.

Im Vorbeigehen will ich hier bemerken, daß man rücksichtlich der Musik, ohne eine beharrliche Anstrengung, die Natur nicht überwindet. Meine Tochter Pulcherie hat die besten Lehrer gehabt, in den beiden letzten Jahren ihrer Erziehung kostete ihr Musik-Unterricht monatlich achtzehn Louisd'or, aber nie konnte ich ein musikalisches Talent in ihr erwecken. Ihre Schwester hat nicht das Viertheil gekostet, und entwickelte ein außerordentliches Talent. Es ist sehr unangenehm so viele Zeit, welche man der Erwerbung gründlicher Kenntnisse hätte widmen können, so vergeblich angewendet zu haben. Jedoch versäumte ich nicht, ihr die Geschichte, und was sonst den Verstand schmücken kann, zu lehren; sie lernte auch das Englische und das Italiänische; hätte ich aber die Musik aufgeopfert, so hätte ich ihr eine wahrhaft erstaunliche Erziehung geben können. Allein die Natur hatte ihr geschenkt, was die glänzendsten Talente aufwiegt: ein edles, uneigennütziges Gemüth, und die rührendste Empfindsamkeit. Ich will nur Einen Zug von ihr erzählen, der sie zu schildern hinreicht. Sie war fünfzehn Jahre alt, wir lebten in Belle Chasse, und ich wußte, daß sie für eine alte Frau die in unsrer Straße wohnte, sorgte. Nach meinen Begriffen glaubte ich, sie beschränke sich, den größten Theil ihres Taschengelds, und die Neujahr und Festgeschenke ihres Vaters, und Oheims darauf zu verwenden. Es war Winter und sehr kalt; da ich alle Ausgaben in Belle Chasse festgesetzt hatte, war es bestimmt, in ihr Zimmer

jeden Morgen nur drei Stücke Holz zu tragen; nun nahm ich aber wahr, daß sie, wenn sie in der Frühe zu mir herunter kam, verfroren, wie ich es an ihr nicht gewohnt war, ausah, sich an den Kamin setze und sich röstete. Ich verwies es ihr, doch vergeblich! Den folgenden Tag ging das von neuem an, und so dauerte es sechs Wochen lang. Endlich entdeckte mir mein treuer Horain der die Augen überall hatte, daß einer der Küchenjungen, mit Namen Albinori, alle Morgen sehr früh eine bestimmte Anzahl Holz forttrage, und auf Befragen sehr unverschämter Weise jede Erklärung verweigert habe. Ich ließ Albinori kommen, und befragte ihn sehr streng. — Das schien ihm nicht in geringsten zu erschrecken; er sagte sehr feck, daß er nur auf Befehl der Fräulein von Genlis gehandelt habe, (so nannte man Pulcherie seit der Heirath ihrer Schwester), welche seit zwei Monaten sich ihr Kaminfeuer entzöge, um ihr Holz ihrer alten Frau zu geben. Und indem mir Albinori diese Eröffnung mit dem Stolz eines Bothschafters in der ehrenvollsten Sendung, machte, empfahl er mir sehr, Fräulein von Genlis nichts davon zu sagen, weil sie ihm das strengste Geheimniß anempfohlen habe. Man kann sich denken, welches unaussprechliche Vergnügen mir diese Entdeckung machte. Unter der Bedingung, daß Pulcherie ihre drei Stücke behalte, schickte ich der armen Frau einen ganzen Wagen voll Holz. Sich selbst ein physisches Leiden aufzulegen um Gutes zu thun, das ist gewiß die seltenste, die rührendste Mildthätigkeit. Pulcherie sagte mir auch in den ersten Tagen, wie sie wieder Kaminfeuer hatte, etwas allerliebstes! Wie ich fragte,

ob es ihr nicht recht wohl thät, beim Aufstehen Feuer zu finden, antwortete sie: sie habe verlernt, in ihrem Zimmer gern warm zu haben. Diese bewundernswürdige Denkart hat sie behalten; sie ist die beste, zärtlichste Mutter, ihre Erziehung läßt gar nichts zu wünschen übrig, denn man kann von dieser der Madame Campan, bei der ihre Kinder nur vier Monate waren, nichts zuschreiben. Diese Bildung die, ich kann es wohl sagen, von Seite des Verstandes, der Kenntnisse, des Unterrichts, der Reinheit der Sitten so vollkommen ist, haben diese Kinder einzig ihrer Mutter zu danken.

Ich bin die erste Prinzessinnen-Erzieherinn, welcher es beigekommen ist, die vortreffliche, in andern Ländern übliche Sitte, lebende Sprachen durch den Gebrauch zu lehren, nachzuahmen. Ich gab meinen jungen Prinzessinnen eine englische Kammerfrau, eine andre Dienerin sprach vollkommen Italiänisch, so daß sie im fünften Jahr drei Sprachen verstanden, und Englisch und Französisch vollkommen sprachen. Wahr ist es, um diese Gewohnheit zu vervollkommenen, hatte ich den Einfall eine kleine Engländerinn mit ihnen zu erziehen. Zuerst brachte man mir ein kleines Mädchen aus Paris, aber sie war so unangenehm daß ich sie nicht mochte; nun schrieb der Herzog von Chartres nach London an Herrn Forch, einen seiner Bekannten, er solle ihm eine hübsche Engländerinn von fünf oder sechs Jahren schicken — doch ihr vorher die Blattern einimpfen lassen. Darüber verstrich viele Zeit, denn Herr Forch fand anfänglich ein Kind das, nach genauer Untersuchung der Aerzte, eine große Anlage zu Drüs-

senübeln hatte, einen Monat später fand er ein anderes, das er impfen ließ, und einem Pferdehändler Namens St. Denis, den der Herzog von Chartres mit dem Ankauf eines schönen Pferdes beauftragt hatte, anvertraute. Er kündigte die Zukunft des kleinen Mädchens in folgendem Brief an:

„Ich habe die Ehre ihrer Durchlauchtigen Hoheit die hübscheste Stute und das hübscheste kleine Mädchen in England zu schicken.“

Dieses Kind war wirklich entzückend, durch seine Unmuth, sein Betragen, seine Sanftheit, seine Gestalt. Ihr Gesicht glich viel der Herzogin von Polognac, doch war sie schöner, hatte eine schönere Taille, eine schönere Stirn und einen noch engelhaftern Ausdruck, sie hieß Nancy Symb, ich nannte sie Pamela, sie verstand kein Wort französisch, und indem sie mit den kleinen Prinzessinnen spielte; trug sie viel dazu bei, sie mit der englischen Sprache vertraut zu machen.

Obgleich meine Tochter erst vierzehn Jahre alt war, entschloß ich mich doch sie zu verheirathen. Herrn von Genlis Wahl fiel auf einen Belgier, den Marquis Baccelaer von Lawoestine; er war zwanzig Jahre alt, hatte eine allerliebste, eben so regelmäßige als angenehme Gestalt, eine hohe Geburt, und war einziger Sohn. Sein Vater besaß eine Herrschaft von 60,000 Livres Einkünften nahe bei Brüssel, außerdem sollte er nach dem Tode seiner Tante, der Prinzessin von Ghistelle, die fünfzig Jahre alt war und keine Kinder hatte, die Grandezza erben. Sein Vater war sehr geizig und wollte ihm nur zehntau-

send Franken geben, allein Herr von Genlis trat ihm seine Stelle als Gardehauptmann ab, und gab ihm meine gänzlich eingerichtete Wohnung im Palais Royal. Nebst der Hofdamen-Stelle meiner Tochter und der Aussicht einmal sehr reich zu werden, machte ihnen das eine recht angemessne Lage; ich gab zu meiner Tochter Ausstattung eine Menge Kleider im Stück, die ich seit zehn Jahren zu diesem Ende gesammelt hatte, auch hatte ich eine Menge Porcellain und Vermeil (vergoldetes Silbergeschirr) welches ich sogleich, ohne auch nur eine Schaale zu behalten, zwischen ihr und ihrer Schwester theilte. Pulcheriens Antheil ließ ich sogleich in ihr Zimmer tragen, und setzte sie in dessen Besitz. Für mich kaufte ich lauter Geräthe von Pfeifen-Erde, und blieb, so lange ich in Belle Chasse verweilte, bei dieser Einfachheit, die ich in Adele und Theodor der Frau von Almane beigelegt habe. Auch meine schönsten Diamanten und Juwelen gab ich meiner ältesten Tochter, unter andern sehr schöne Armbänder und einen Schmetterling von Diamanten; die übrigen schenkte ich ihrer Schwester. Ich war drei und dreißig Jahre alt, hätte aber ohne alle Ueberwindung im zwanzigsten dasselbe gethan. Acht Tage vor der Hochzeit schickte mir der Herzog von Chartres und die Herzoginn prächtige Armbänder, und eine Haarnadel (ehemals Zitternadel) von Diamanten, als Hochzeit Geschenk für meine Tochter. Diese Geschenke waren im Palais Royal Sitte, aber ich lehnte sie bestimmt ab, da ich für meine Tochter nicht mehr annehmen wollte, als ich für mich selbst gethan hatte. Doch eine besondre Güte, ließ ich mir, weil sie eine Auszeich-

nung mit sich brachte, von ihnen erzeigen: sie gaben das Hochzeitmahl im Palais Royal. Meine Tochter wurde des Mittags in der dort befindlichen Capelle getraut, der Marschall Prinz von Soubise, Herrn von Lawoestines Verwandter, vertrat bei dieser Ceremonie Vaterstelle bei ihm. Alle Verwandte meines Schwiegersohns, die des Herrn von Genlis und die meinigen, die in Paris gegenwärtig waren, wurden eingeladen. Es waren im Ganzen vier und dreißig Personen. Des Abends gab ich in Belle Chasse meinen vertrauten Freunden ein kleines Ambigu *); die Thüren unsers Klosters wurden geschlossen, und der Bräutigam ließ seine Braut, die noch zwei Jahre bei mir verweilen sollte, bei mir zurück. Herr von Lawoestine hatte eine sehr vernachlässigte Erziehung erhalten, doch hatte er natürlichen Verstand, einen guten Charakter und ein vortreffliches Herz, und mit diesen kann man im zwanzigsten Jahre alles einbringen. Er hat mir immer viele Freundschaft bezeugt, und ist mir stets sehr werth geblieben.

Meine Ruhe wurde durch eine höchst traurige Begebenheit gestört: die älteste der beiden kleinen Prinzessinnen bekam die Masern; da ihre Schwester von ihr getrennt werden mußte, erbot ich mich gegen die Herzoginn von Chartres mit dieser nach St. Cloud zu gehen, oder mit

*) Ambigu ist ein Abendessen meist von kalten Speisen, wo Fleisch, Früchte und Nachtisch zugleich auf der Tafel geordnet stehen. U. d. Uebers.

der Kranken in Belle Chasse zu bleiben. Obschon die Herzogin selbst die Masern noch nicht gehabt hatte, wollte sie die Kranke selbst pflegen, meine Vorstellungen waren alle umsonst, ich ging also mit der andern Prinzessin, welche die Masern nicht bekam, nach St. Cloud; die Krankheit verlief sehr gut, allein den neunten Tag glaubte Herr Barthez (Tronchin war schon todt) sehr widersinnig, daß sie in das Palais Royal gebracht werden könnte, die Witterung war kalt, das Kind fühlte ihre Wirkung und starb nach sechs Tagen, die Herzogin bekam ebenfalls die Masern, aber von der gelindesten Art. Die Prinzessin welche mir übrig blieb, und bisher Fräulein von Chartres geheissen hatte, bekam nun den Namen einer Fräulein von Orleans; sie war fünf Jahre alt. Nichts kann den Schmerz ausdrücken, den dieses Kind über den Tod seiner Schwester empfand. Er dauerte über zwei Jahre, und mit wiederkehrender Hefigkeit so oft irgend ein Zufall ihr deren Andenken zurückrief. Nie ist in einem reifen Alter eine Trauer lebhafter und zarter gewesen — vor mir legte sie sich Zwang an um mich nicht zu betrüben; oft wenn ich bei ihr im Zimmer war, wendete sie den Rücken und weinte still, indem sie mich glauben machen wollte, daß sie spiele. Man mußte alles Spielzeug welches ihrer Schwester gehört hatte entfernen, und ihr andres ganz verschiedenes geben — kurz sie äußerte schon damals ganz die gefühlvolle Seele, die sie seitdem erwiesen hat.

Der Herzog von Chartres war jetzt sehr bemüht, seinen Söhnen einen Erzieher zu suchen. Der älteste, den man Herzog von Valois nannte, war beinahe acht Jahre

alt, er hatte einen Untergouverneur, den Ritter von Bonnard, der mir seine Stelle verdankte, denn ich hatte ihn auf Herr von Buffons Empfehlung vorgeschlagen. Diesem Mann fehlte es nicht an Verstand, er machte artige Verse, da er aber sein Leben in der Provinz zugebracht hatte, und ihm nicht so viel guter Geschmack angeboren war, seine Gewohnheiten durch denselben schnell berichtigen zu können, so hatte er einen schlechten Ton. Er ist es, der eine Epistel an seinen Sohn folgender Gestalt überschrieb:

„An meinen Sohn Bourbon, der mir an meinem Geburtsstag einen Lilien- und Rosenstrauß, über und über mit Baisers, geschickt hatte *).“

Er ließ diese Epistel in seinen Werken drucken; er machte auch Verse auf mich und meine Schauspiele des Theatre d'Education, die meine Töchter gespielt hatten. Der süßliche Ton seiner Verse war dem Herzog von Chartres ganz besonders widrig, denn auf solche Dinge legte er

*) Das Lächerliche und wirklich Geschmacklose dieser Ueberschrift wird auch im Deutschen nicht ganz verwischt, fände aber, wenn ein deutscher Dichter es gesagt hätte, gewiß gemüthvolle Vertheidiger. Im Französischen, wo man bestimmt weiß, was vor das Publikum gehört — denn wer wollte einem Papawehren, mit seinem Söhnchen zwischen vier Wänden zu . . . dahlen, sagen die Plattdeutschen, kälbern die Obersachsen — zu spielen? — ist aber: bouquet de Lis et de Roses, avec des Baisers tout par dessus, höchst trivial, und wird dadurch noch lächerlicher, daß Baisers ein damals modiges, kleines Zuckergebackenes, und auch einen Kuß bedeutet.

zu viel Wichtigkeit. Uebrigens hat Herr von Bonnard, ohne ein ausgezeichnete Dichter zu seyn, einige hübsche Dinge gemacht. Nach meiner Meinung ziemlich ungegründet, führt man oft folgende Zeilen von ihm an:

Ne parler jamais qu'à propos
 Est un rare et grand avantage;
 Le silence est l'esprit des sots,
 Et l'une des vertus du sage.

(Wörtlich:) Nur zur rechten Zeit zu sprechen ist ein seltener, großer Gewinn; das Schweigen ist der Dummköpfe Verstand, und eine der Tugenden des Weisen.)

Das Stillschweigen ist weder eine Tugend, noch ein Laster, da es, je nachdem es geübt wird, strafbar oder verdienstlich seyn kann.

Der Herzog von Chartres glaubte, mit Unmuth, ausnehmender Höflichkeit gegen die Frauen, und Rechtschaffenheit des Charakters, sey ein Fürst vollkommen. Diese letzte Eigenschaft ist ohne Zweifel sehr nützlich, allein die geringste Tugend ist dem artigsten Betragen vorzuziehen. Eines Abends kam der Herzog wie gewöhnlich zwischen acht und neun Uhr nach Belle Chasse, er fand mich allein, und sagte mir ohne allen Eingang: er dürfe keinen Augenblick mehr anstehen, seinen Söhnen einen Erzieher zu geben, sonst bekämen sie einen wahren Kadendienerton. Und nun erzählte er mir, daß der Herzog von Valois denselben Morgen zu ihm gesagt habe, „er habe recht an seiner Thüre getrommelt“ und nachher, wie er ihm von einem Spaziergange in St. Cloud erzählt, noch hinzugefügt habe: „die Verwandtschaft (womit er die

Mücken *) meinte) sey dort höchst lästig gewesen.“ Diese wichtigen Gründe bewogen den Herzog, seine Wahl eines Gouverneurs nicht länger zu verschieben. Er zog mich dabei zu Rathe. Ich schlug ihm Herrn von Schomberg vor; er verwarf ihn, weil er seine Kinder pedantisch machen würde; nun nannte ich den Ritter von Dürfort; er meinte, dieser würde ihnen Uebertreibung und hochtrabendes Wesen lehren. — Herrn von Thiars. — Der sey leichtsinnig und würde sich der Sache gar nicht annehmen. Endlich lachte ich und sagte: „Nun so nehmen Sie mich!“ — „Nun, warum denn nicht?“ antwortete er sehr ernsthaft. Ich versichere feierlich, daß ich nur zu scherzen im Sinne gehabt hatte, und daß nichts in unsern bisherigen Gesprächen mich einen so seltsamen Vorschlag hatte erwarten lassen. Allein das Wesen und der Ton des Herzogs fielen mir auf; ich sah die Möglichkeit einer außerordentlichen und ruhmvollen Sache, und wünschte sie zu verwirklichen. Freimüthig theilte ich ihm meine Gedanken mit; der Herzog schien höchlich erfreut und sagte: Das ist also beschlossen, Sie werden ihr Gouverneur. Er verließ mich mit der Andeu-

*) Die Mücken heißen im Französischen Cousins, wie die Vetter, die ebenfalls Cousins heißen. Wie wäre es doch zu wünschen, daß ein Hunderttheil von des Herzogs von Chartres Strenge bei unsrer männlichen Jugend schalten möchte, deren symbolische Sprache leider oft von ihr in die gesellschaftliche Unterhaltung übertragen wird.

tung, daß er des folgenden Tages sehr früh zu mir kommen würde. Er traf um acht Uhr bei mir ein; wir verabredeten alle Einrichtungen, es ward beschlossen, daß der Ritter von Bonnard und der Abbé Guyot, der auch auf meine Empfehlung angestellt worden war, als Lehrer der Prinzen beibehalten werden sollten. Diese Herren erhielten die Weisung, die Prinzen alle Mittag um zwölf Uhr nach Belle Chasse zu bringen, und Abends um zehn Uhr zurück nach dem Palais Royal; es sollte ein Landhaus gekauft werden, um alle Jahre acht Monate dort zu wohnen, und ich sollte unbeschränkte Herrschaft über ihre Erziehung erhalten. Da er wußte, daß ich den Unterricht in der Geschichte, der Mythologie, der Literatur selbst gab, welches die Gouverneurs nie thaten, und daß dieses nebst den Lehrstunden, welche die Fräulein von Orleans von mir erhielt, mir keinen Augenblick Freiheit lassen mußte, bot er mir zwanzig tausend Liv. Gehalt. Ich antwortete: solche Obliegenheiten und solche Mühwaltungen könnten nur durch Freundschaft abgezahlt werden; er beharrte vergeblich, ich schlug sie bestimmt aus. Die Erziehung der drei Prinzen habe ich also unentgeltlich gemacht. Das ist eine allgemein anerkannte, nie bezweifelte Thatsache; ich habe sie in den „Unterricht einer Erzieherinn“ (leçons d'une Gouvernante), welche ich 1790, unter den Augen des Herzogs und der Herzogin von Orleans, welche zu keiner Zeit diese Wahrheit verleugnet haben, herausgab, niedergelegt. Dem Gebrauch nach gab man im Palais Royal dem Erzieher zwölf tausend Franken, freie Wohnung, und nach beendigter Erziehung

ertheilte ihm der König das blaue Band. Diese Bedingungen hatte der Graf von Pont gehabt, der nur einen Prinzen erzog und keine einzige Lehrstunde gab; deshalb bot mir der Herzog zwanzig tausend Franken, die ich ohne Bedenken, so wie jede Geldvergütung ausschlug. Außerdem, daß ich mich glücklich fühlte, diesen Beweis meiner Ergebenheit für ihn abzulegen, war das Vertrauen, welches er mir bei dieser Gelegenheit bewies, so außerordentlich und so ehrenvoll, daß es mir schien, als wenn ihm jeder Geldlohn den größten Theil seiner Rühmlichkeit würde genommen haben. Die Herzogin erfuhr mit der größten Freude, daß ich alle ihre Kinder übernehme. Ehe der Herzog die Sache öffentlich erklärte, begab er sich nach Versailles und theilte sie dem Könige mit; wir glaubten, er werde diese Sonderbarkeit tadeln, aber im Gegentheil gab er ihr sogleich seinen Beifall und sagte: „Sie thun gut, und ich bin damit zufrieden.“ Nun wurde es erklärt. Die Männer im Palais Royal, welche an diese Stelle Auspruch gemacht hatten, waren höchst aufgebracht, mit Ausnahme des Herrn von Schomberg, der sich allerliebste betrug und mein Freund blieb. Der Ritter von Dürfort und Herr von Thouars warfen aber eine Feindschaft auf mich, die sich nie hat besänftigen lassen. Diese Begebenheit brachte in der Gesellschaft nicht so viel Erstaunen und Geschrei hervor, als ich gefürchtet hatte, ja ich kann in Wahrheit sagen, daß man ihr allgemein Beifall gab.

Damals gab ich Adele und Theodor heraus, deren erste Ausgabe in weniger als acht Tagen vergriffen ward.

Dieses Werk zog mir, indem es mir die Zustimmung des Publikums erwarb, den unversöhnlichen Haß aller vor-
 geblichen Philosophen und ihrer Anhänger zu. Der Ritter
 von Bonnard, der mir seine Stelle verdankte, und bisher
 große Ergebenheit gezeigt hatte, gerieth in Verzweiflung.
 Er fühlte, daß ihm neben mir die Ehre der Erziehung
 nicht zugetheilt werden würde, und er meinen, nicht seinen
 Ansichten folgen müsse; einer Frau zu gehorchen schien ihm
 sehr demüthigend. Außerdem war er gewohnt, die ganze
 schöne Jahreszeit in St. Cloud zuzubringen, wo ihn seine
 Freunde zu besuchen kamen, und diese Annehmlichkeiten
 sollte er alle verlieren. Er konnte seinen tödtlichen Ver-
 druß weder zurück halten, noch verbergen. Ich war von
 jeher so leichtgläubig, auf die Freundschaft, welche man
 mir versprochen hatte, zu rechnen; sein Zorn, seine Unzu-
 friedenheit erstaunten und überraschten mich deshalb. Er
 sagte, er wolle seine Stelle aufgeben; ich bat ihn, es zu
 überlegen; wenn er bliebe, würde er immer eine Freun-
 dinn in mir finden; ich könnte ihm in der Folge nützlich
 werden; denn da ich für mich selbst nichts verlange, könnte
 ich um so besser für das Glück derer sorgen, und Günstbe-
 zeugungen für die erbitten, welche bei der Erziehung be-
 hülfslich gewesen; wolle er aber durchaus abtreten, so
 werde ich für ihn das Jahrgehalt der Untergouverneurs,
 welche die Erziehung beendigt haben, fordern. Er war
 nur achtzehn Monate dabei beschäftigt, und der Herzog
 von Valois erst acht Jahre alt; allein Herr von Bonnard
 nahm seinen Abschied, und erhielt das Jahrgehalt, das ich
 ihn hatte hoffen lassen — eine Behandlung ohne Beispiel!

Weit entfernt, mir deshalb Dank zu wissen, blieb er bis zu seinem Tode mein bitterster Feind. Herr von Buffon, den ich über die ganze Sache urtheilen ließ, erzeigte mir vollkommene Gerechtigkeit und lobte den Edelmuth meines Betragens, ja seine Freundschaft für mich erhielt dadurch einen Zuwachs. Er sagte und wiederholte öffentlich: Herrn von Bonnards Undankbarkeit sey nicht zu entschuldigen, und er begreife nicht, warum er nicht lieber unter der Herrschaft einer Frau stehen möge, die mehr als jede andere Person in der Welt im Stande sey, die Aufsicht zu führen, als unter der eines talentlosen, unwissenden Gouverneurs. Der Abbé Guyot blieb; aber sehr übler Laune, weshalb er auch einen geheimen Haß gegen mich faßte, den er nie aufgegeben hat.

Außerordentliche Dinge, selbst die ruhmvollsten, sind so wenig für die Weiber gemacht, daß sie immer die Ruhe ihres Lebens dabei auf das Spiel setzen. Sie sind geschaffen, in der Dunkelheit glücklich zu seyn; wenn sie sich darüber beklagen, haben sie sehr Unrecht, denn dieses ist das reinste, dauerhafteste Glück.

An Herrn von Bonnards Stelle ernannte ich Herrn Lebrun, der viele Jahre über des Herrn von Genlis Secrétaire gewesen war. Es war ein vernünftiger, rechtschaffener Mann, er hatte mit Herrn von Coudray die Reise in Amerika gemacht; in der Geschichte und Literatur war er sehr unwissend, aber ein guter Mathematiker. Sein Betragen war sehr anständig, er war ungemein sittlich, phlegmatisch und faust. Des Abbé Guyot Unterricht war oberflächlich und seine Ausprüche an Witz machten ihn pe-

dan-

dantisch. Seine gewöhnliche Redensart war immer: „wenn ich mich so ausdrücken darf,“ und die ging immer voraus, wenn er die am wenigsten fecken, alltäglichsten, bekanntesten Dinge sagen wollte. Vor mehreren Jahren war er in Rußland gewesen, wo er einige Monate das Amt eines Geschäftsträgers (Chargé d’Affaires) verwaltete. Diese Ehre schien ihm so wichtig, er prunkte solchergestalt mit der Wichtigkeit eines Geschäftsträgers, daß ihn die Kaiserin immer nur den Herrn Sur-chargé nannte.

Ich verabredete mit Herrn Lebrun, daß die Prinzen im Palais Royal früh um sieben Uhr aufstehen, dann bei dem Abbé ihre Lehrstunden im Lateinischen und der Religion nehmen, darauf mit Herrn Lebrun Mathematik lernen, und um elf Uhr nach Belle Chasse geführt werden sollten. Diese beiden Herren blieben hier, oder entfernten sich, nach Willkühr, bis um zwei Uhr, wo gespeist ward. Nach der Tafel waren sie ganz frei, denn ich übernahm die Prinzen ganz allein bis Abends neun Uhr; sie kamen nur zum Abendessen zurück und führten meine Zöglinge um zehn Uhr nach Hause. Ich bat Herrn Lebrun, über die Vormittage bis elf Uhr, ein detaillirtes Tagebuch zu halten, so daß ich meine Bemerkungen auf dem Rande beifügen könnte. Auf die ersten Seiten dieses Tagebuches, welche ich schrieb, gab ich Herrn Lebrun Anweisungen über die Erziehung; er brachte es mir alle Morgen, ich las es sogleich, schmählte oder lobte, strafte oder belohnte die Prinzen, wie dieses Buch es veranlaßte. Des Tages über setzte ich meine Bemerkungen am Rande bei

und Abends stellte ich es Herrn Lebrun wieder zu. Am Ende des Jahres war das Tagebuch zu einem starken Bande angewachsen, den ich sorgfältig aufbewahrte, und jedes Jahr kam ein neuer hinzu. Ich selbst hielt ein zweites Tagebuch, in welchem ich alles, was zwischen den Kindern und mir vorfiel, einzeichnete, und meine Ermahnungen hinzusetzte. Abends las ich ihnen allen dasselbe vor und sie mußten es unterzeichnen. Auf diese Weise konnte ich von jeder Minute ihrer Erziehung Rechenschaft geben. Ich hatte geglaubt, diese Tagebücher würden den Herzog und die Herzoginn von Chartres sehr anziehen — allein sie wollten sie nie lesen, sondern sagten immer: sie verließen sich gänzlich auf mich. Demunerachtet sind sie bis zur vollendeten Erziehung mit der gewissenhaftesten Genauigkeit fortgeführt worden, und befinden sich jetzt in den Händen meines ehemaligen Zöglings, des Herzogs von Orleans, dem ich sie übergab. In dem Unterricht einer Erzieherinn (*Leçons d'une Gouvernante*), welchen ich 1790 noch in Frankreich herausgab, habe ich viele Bruchstücke daraus angeführt. Mein erstes Geschäft bestand darin, meiner neuen Zöglinge Musik- und Gesanglehrer zu verabschieden; die einzigen, welche ihnen Herr von Bonnard zu geben für gut gefunden, obschon sie weder Stimme noch musikalisches Gehör hatten; auch hatten sie gar nichts gelernt, und der Herzog von Valois, der wie gesagt acht Jahre alt war, wußte gar nicht, was Fleiß und Anstrengung sey. Ich fing damit an, ihnen etwas aus der Geschichte vorzulesen; der Herzog von Valois hörte nicht zu, er gähnte, streckte sich,

und ich war nicht wenig erstaunt, als er bei der ersten Vorlesung sich auf den Sopha, und seine Füße auf den vor uns stehenden Tisch legte. Damit wir Bekanntschaft mit einander machen möchten, sperrte ich ihn sogleich ein, und machte ihm seine Unart so begreiflich, daß er mir gar nicht böß darüber ward. Er hatte sehr viel natürlichen Verstand, der mir vom ersten Tage an auffiel, und liebte das Vernünftige, so wie alle andre Kinder die albernen Märchen lieben. Sobald man es ihm zur rechten Zeit und mit Klarheit darstellte, hörte er mit der größten Theilnahme zu. Seine Anhänglichkeit an mich ward wirklich leidenschaftlich, weil er mich immer vernünftig und consequent fand. Er mußte eine Menge üble Ausdrücke und lächerliche Gewohnheiten ablegen. So fürchtete er die Hunde ganz unmäßig, und Herr von Bonnard hatte die Aufmerksamkeit für ihn gehabt, bei seinen Spaziergängen im Boulogner Hölzchen immer zwei Bediente voraus zu schicken, welche alle Hunde vom Wege des Prinzen entfernen mußten. Es bedurfte nur ein einziges Gespräch, um ihm die nachtheiligen Folgen dieser Furchtsamkeit fühlbar zu machen. Er hörte mir aufmerksam zu, umarmte mich und bat mich um einen Hund, den er auch erhielt; sogleich überwand er seine, schon sehr stark gewordene Abneigung und zeigte seine vorige Mengstlichkeit nie wieder. Eben so hatte er einen Abscheu gegen den Geruch des Weinessigs, den ich ihm eben so leicht überwinden machte. Sehr bald entdeckte ich, daß er ein erstaunliches Gedächtniß besaß, und ich schmeichle mir, diese schöne Naturgabe zweckmäßig in ihm entwickelt zu haben. Ich

nahm zum zweiten Bedienten einen Deutschen, der sehr gut Klavier spielte, und seine Sprache nach Regeln verstand. Von ihm lernte der Herzog von Valois, in meinem Zimmer und unter meinen Augen, das Deutsche; sein Kammerdiener war ein Italiäner, der den Befehl erhielt, mit ihm und seinem Bruder unausgesetzt nur seine Landessprache zu reden; auch einen Lehrer der englischen Sprache nahm ich für ihn an, der seine Stunden ebenfalls, so wie alle Andern, in meinem Zimmer gab; nur die Zeichenstunde war davon ausgenommen, da man in dem Salon und bei Lampenschein zeichnen lernte *). Kurze Zeit darauf starb meines Bruders vorzügliche Frau in Nizza, wo meine Mutter und mein Bruder sie hingeführt hatten. Ich habe schon gesagt, daß sie mir bei ihrem Tode ihre Pflegamme, die Busca, für die sie seit ihrem dreizehnten Jahre sorgte, empfahl. Sie hinterließ einen einzigen Sohn — er hieß Cäsar —

*) Der Herzog von Montpensier, der durch seine Tugenden und sein Unglück so viel Theilnahme einflößte, hat Denkwürdigkeiten hinterlassen, welche er bei den Verfolgungen, die er während der Revolution ausstand, angefangen hat. Der Herausgeber dieser Denkwürdigkeiten sagt, daß ich diesen Herzog und seine Brüder à la Jean Jaques erzogen hätte. Es ist etwas so komisches in dieser Bemerkung, daß ich sie erwähnen mußte. Ich hatte, ehe ich die Erziehung dieser jungen Prinzen, deren ältester, wie schon gesagt, acht Jahre alt war, übernahm, schon den ersten Theil von Abdele und Theodor herausgegeben, und alle Anhänger von Rousseaus Erziehungssystem zu Feinden. Meine Zöglinge bekamen in

dessen ich mich annahm; er war damals fünf Jahre alt, erhielt seine Erziehung mit den Prinzen, und ist ein vor-
trefflicher Mensch geworden.

Der Herzog kaufte das allerliebste Landhaus St. Leu, wo wir seitdem alle Jahre acht Monate zubrachten. Jeder meiner Jüdlinge bekam einen Garten in dem dazu gehö-
rigen schönen Park, den sie bearbeiteten und be-
pflanzten. Ich hatte einen deutschen Gärtner angenom-
men, der einzig seine Sprache mit ihnen reden mußte, und sie, nebst dem deutschen Kammerdiener, auf ihren
Morgenspaziergängen begleitete; bei der Abendprome-
nade und bei der Mittagstafel sprach man englisch, das
Souper aber war italienisch. Auf die Empfehlung des
päpstlichen Nunzius, Herrn Doria, nahm ich einen ge-
wissen Abbé Mareffini zum Hauscaplan; er war acht
und zwanzig Jahre alt, sehr gut erzogen, und in der
Literatur seines Landes wohl bewandert; er gab den

allen Dingen, die ich sie nicht lehren konnte, Lehrmeister, ich
habe nichts vernachlässigt, um ihnen die frömmsten Grund-
sätze einzuprägen; ich habe mich bemüht, ihren Körper durch
eine, ihren Kräften angemessene, Gymnastik zu stärken, und
habe über diesen Gegenstand keines meiner Mittel aus
dem Emil entlehnt. Ausgenommen der Übung der Halte-
ren, welche Galen erfand, und die ich den Römern nachahmte,
habe ich sie alle selbst erfunden. Man kann es in meinem
„Unterricht einer Erzieherinn“ nachsehen, und ein großer
Theil wird jetzt mit Vortheil öffentlich gelehrt. Man sieht
also, wie wenig dieser Erziehungsplan dem des Emils ähn-
lich sieht.

Anm. der Herausg.

Prinzen täglich ihren italiänischen Unterricht in meinem Zimmer. Ueberdieß fügte ich ihrer Bedienung noch einen Apotheker mit Namen Myon zu, einen vortrefflichen Scheidekünstler und Pflanzkundigen, er begleitete sie bei allen ihren Spaziergängen, um sie Pflanzen kennen zu lehren, und gab uns alle Sommer einen chemischen Coursus, dem ich regelmäßig beiwohnte. Endlich nahm ich auch den Polen Merys auf, derselbe, welcher, wie ich früher erzählte, mit so vieler Geschicklichkeit die kleinen historischen Gemälde in Wasserfarbe gemalt hatte. Jetzt mußte er mir die Bilder zu einer Zauberlaterne, die er nach meiner geschriebenen Beschreibung aus der heiligen und alten, der chinesischen, japanischen und römischen Geschichte auf Glas malte, verfertigen. Man konnte gar nichts hübscheres sehn, wie diese Laterne! alle meine Zöglinge zeigten sie, einer um den andern, einmal in der Woche.

In dem ersten Jahre meines Aufenthalts in Belle Chasse ließ ich meine Nichte, Henriette von Sercey, eine Waise und Creolin, aus Burgund kommen; sie war neun Jahre alt und wurde von meiner Mutter und mir erzogen.

Ich erfand für meine Zöglinge ein Spiel, welches sie entzückte und mich selbst sehr kurzweilte. Ich ließ sie die Begebenheiten der berühmtesten Reisenden aus dem Auszug aus „der Sammlung der Reisen des Abbé Prévot, von Herrn von la Harpe“ im Schloß und Garten dramatisch darstellen. Jeder Hausgenosse hatte dabei eine Rolle, ich selbst war nicht ausgenommen; wir

hatten Pferde *) für die erforderlichen Umstände; den Park bewässernde Fluß stellte das Meer vor, artige kleine Kähne unsere Flotten, dazu hatten wir ein ganzes Magazin von verschiedenen Kleidungen. Unter die schönsten Reisen, die wir darstellten, gehörte die von Vasco de Gama und von Snelgrave. Ich ließ auch ein tragbares Theater verfertigen, welches man in dem großen Speisesaale aufrichtete und historische Gemälde darauf vorstellte. Die Gegenstände gab ich an, Herr Merys gruppirte die Schauspieler, welches meistens Kinder waren, hinter den Vorhang, und die Nichtspielenden mußten sie errathen. Auf diese Weise wurden an einem Abend ein Duzend Gemälde gemacht. Der berühmte David, der oft nach St. Leu kam, fand dieses Spiel allerliebste und machte sich ein Vergnügen daraus, die Gruppen dieser flüchtigen Gemälde selbst zu ordnen. Doch ließ ich auch ein wirkliches Schauspielhaus bauen; die Bühne hatte sehr hübsche Verhältnisse, der Hintergrund konnte geöffnet werden, und zeigte dann eine lange, erleuchtete und mit Blumenkränzen geschmückte Allee. Während der Erziehungszeit haben wir nach und nach alle Stücke meines Théâtre d'Education hier gespielt; auch Pantomimen haben die Kinder hier aufgeführt. Eine von

*) Das Original hat: Chevaux frus, das letzte Wort mit italienischen Buchstaben. Der Uebersetzer hat dessen Bedeutung weder aufsuchen, noch erfragen können, aber der Leser wird sich die Sache auch ohne diesen Zusatz denken können.

diesen war so bemerkenswürdig, daß ich sie nicht unerwähnt lassen kann; es war Psyche von Venus verfolgt. Frau von Lawoestine, damals fünfzehn Jahre alt, stellte Venus dar, ihre Schwester Psyche, und Pamela den Amor. Nie wird man drei so anmuthsvolle Gestalten wieder vereinigt sehen. David war enthusiastischer Bewunderer dieser Pantomime, die, wie er sagte, das schöne Ideal ganz vollendet darstellte.

Im Winter, nach Belle Chasse zurück gekehrt, hatte ich jeden Augenblick auf eine nützliche Weise ausgefüllt. In einem Vorzimmer stand eine Drehbank, wo wir alle, mich selbst dazu gerechnet, drehen lernten. Ich habe jedes Handwerk, das keine Kraft-Anstrengung erfordert, mit meinen Jüglingen erlernt. Auf diese Weise habe ich mit ihnen eine ungeheuerere Menge sassianene Briestaschen gemacht — so schön, als wären sie in England verfertigt; im Korbflechten übertraf ich einen Jeden; wir machten Kisten, Bänder, Flor, Pappkästen, messingene Drahtgitter für Bücherschränke, marmorirtes Papier; wir vergoldeten auf Holz, wir machten alle mögliche Haararbeiten, sogar Perücken — und die Knaben schreinerten. Der Herzog von Valois war der Allergeschickteste. Er hat mit seinem Bruder, dem Herzog von Montpensier, ganz allein einer armen Bäuerinn in St. Leu, für welche er sorgte, einen großen Schrank und einen Tisch mit Schubladen gemacht, so gut wie der beste Schreiner es vermocht hätte. Diese Dinge alle störten das Lernen nicht; sie machten ihre Spiele aus, und nie waren Kinder während der Erziehungsjahre glücklicher! Außer ihrem Pallast in

fünf Bauordnungen, den sie aufbauen und abtragen konnten, hatte ich ihnen auf das Sorgfältigste die Handwerkszeuge aller Künste und Handwerke verfertigen lassen. Als ihre Erziehung vollendet war, wurden sie im Palais Royal zur Schau ausgestellt und dann im Louvre aufbewahrt, wo ich sie unter der kaiserlichen Regierung gesehen habe. Ich bildete mir nicht wenig darauf ein, das Publikum Spielzeuge, die ich ehemals für meine Zöglinge erfand, bewundern zu sehen.

In Paris waren, wie ich schon sagte, alle unsere Ausgänge unterrichtend. Wir verließen das Haus nur, um Gemälde, naturhistorische u. s. w. Sammlungen, oder nach Angabe der Encyclopädie, Manufakturen zu sehen. Dieser Umstand hat mir gezeigt, wie mangelhaft und untreu oft die Beschreibungen dieses Werkes sind. In den Werkstätten schrieb jeder Zögling seine Bemerkung auf ein Pergamentblatt, ich that eben das, und sammelte diese Bemerkungen in ein großes Buch, in welchem ich alle meine Betrachtungen über die Mißbräuche der Lehrzeit, und die Mittel zur Bervollkommnung solcher Einrichtungen aufzeichnete. Diese Handschrift, welche mit vielen andern verloren ging, beklage ich am meisten. Nachdem wir alle Manufakturen in Paris gesehen hatten, besuchten wir die, welche die Provinzen besitzen. Damals wurden in Paris noch keine Stecknadeln gemacht; wir gingen, einzig um diese Arbeit zu sehen, nach Aigle, nach St. Gobin, um Spiegel gießen zu sehen u. s. w.

Von der Gymnastik, die ich damals für meine Zöglinge entwarf, will ich, weil ich sie in dem Unterricht

einer Erzieherin genau beschrieben habe, nicht sprechen. Mochten wir in Paris oder auf dem Lande seyn, so versammelten sich meine Zöglinge Abends zwei Stunden vor dem Zeichnen-Unterricht, alle in meinem Zimmer und wir machten eine gemeinschaftliche Lektüre aus irgend einem wissenschaftlichen Fache; jedes Kind las eine Viertelstunde lang vor; ich wachte über ihre Aussprache, und unterbrach sie zuweilen, um über das Gelesene Betrachtungen zu machen; wenn ein Jedes seine Viertelstunde gelesen hatte, setzte ich die Lektüre bis zum Schluß der zwei Stunden fort. Während die Kinder lasen, machte ich künstliche Blumen oder eine andere Arbeit dieser Art; welches mich nie verhinderte, genau auf das Gelesene zu achten. Dieses war immer ihre liebste Lehrstunde, und sie ward allezeit mit Ungeduld von ihnen erwartet. Sie machten aus unsern Lektüren Auszüge, die ich corrigirte, außerdem gab ich ihnen alle Woche den Stoff zu einer Ausarbeitung, die ich auch corrigirte. Dem Herzog von Montpensier glückte diese Arbeit am besten, er hatte eine natürliche Zierlichkeit im Styl, wie ich sie nie bei einem andern Kinde gefunden; die Aufsätze seines ältesten Bruders verriethen schon den Ordnungsgeist, die Vernunft, die Rechtlichkeit der Denkart, welche den Grund seines Charakters bilden. Als er das zwölfte Jahr erreicht hatte, miethete ich eine Loge in der Comedie Française, damit meine Zöglinge unsere besten französischen Bühnenstücke möchten darstellen sehn; die Fastenzeit ausgenommen, führte ich sie etwa alle acht Tage dahin, denn ich machte eine Auswahl, damit sie nur die Stücke sahen,

aus denen sie Nutzen zu ziehen vermochten. Wenn das Nachspiel frei oder unmoralisch war, blieben wir nicht gegenwärtig. Ich selbst ging, obgleich ich noch jung war, nicht mehr ins Schauspiel; allein wenn ich auch meine Zöglinge nicht hingeführt hätte, würde ich geglaubt haben, damit gegen ihre Eltern, welche in der Oper und aux Français Logen hatten, einen mittelbaren Tadel zu äußern. Außerdem war mir die ausnehmende Strenge in der Erziehung des Prinzen von Lamballe aufgefallen, da sie, wie ein Feder weiß, so unselige Folgen herbei zog. Mich dünkt auch, daß die Prinzen vom Geblüt, die für die Repräsentation bestimmt sind, und alle Künste und Wissenschaften beschützen sollen, natürlicher Weise zuweilen dem Schauspiel beiwohnen, und es in Rücksicht auf Moral und Sitten sollen beurtheilen lernen. Ihr Urtheil, wenn es Scharfsinn verräth, ist von großem Gewicht, und sie werden immer auf diesen Theil der Literatur, so wie auf jeden andern, einen glücklichen Einfluß haben können. Ich muß aber auch gestehen, daß bei dieser Gelegenheit außer allen diesen Ursachen ein Bißchen Menschenfurcht bei mir im Spiele war, so sehr ich diese im Ganzen verachtete: die Furcht, von aller Welt getadelt zu werden, wirkte auch mit zu meinem Entschluß.

Alle Samstag hatten wir in Belle Chasse Gesellschaft; ich hatte das für gut gefunden, um die Prinzen zur Höflichkeit zu gewöhnen, und zum Anhören eines Gesprächs. Ich zeichnete die Fälle wo sie gefehlt hatten, und wo sie nicht das Rechte gesagt und gethan hatten, in mein Tagebuch ein.

Wie Fräulein von Orleans ihr siebentes Jahr zurückgelegt hatte, wurde alle Samstag Musik gemacht, und Zuhörer hinzugelassen. Die Prinzessin spielte in diesem Alter, nachdem ich sie schon zwei Jahre unterrichtet hatte, wirklich auf eine erstaunenswürdige Weise! Wir beide spielten Unifono mit Begleitung einer Violine, eines Basses und zuweilen eines Clarinets. Ich gab der Prinzessin täglich zwei Lehrstunden, davon erstere mir keine Zeit kostete: sobald man mich aufweckte, kam sie mit der Harfe in mein Zimmer und spielte ununterbrochen während meines Anziehens, meines Frühstücks und meines Kopfpuzes. Dieser dauerte immer lange, denn ich habe meine langen Haare bis zur Auswanderung behalten. Ich las dabei meiner alten Gewohnheit zu Folge, aber das hinderte mich nicht zuzuhören, und wenn sie falsch spielte, wiederholen zu lassen. Bei der zweiten Lektion spielte ich mit der Prinzessin, um ihr den Tact recht fühlbar zu machen, und diese dauerte immer gute anderthalb Stunden. Sie hatte allen Unterricht, den ich ihr gab, immer sehr fleißig benutzt, ja ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich in Fräulein von Orleans nie einen einzigen Fehler gefunden habe; sie hatte von Natur eine lebhaft Frömmigkeit und alle Tugenden empfangen. Sie beging Fehler, aber ich wiederhole es, sie hatte kein Unrecht, das heißt, keine schlechte Neigung oder irgend eine beherrschende böse Eigenschaft in sich. Meine Eigenliebe hat bei diesem Zeugniß keinen Gewinnst; ich hätte ja viel mehr Verdienst gehabt, sie gut zu erziehen, wenn ihr die Natur keinen so vollkommenen Charakter verliehen hätte. Ihr Verstand, dessen sie viel hatte,

war dem ihres Vaters ähnlich; er besaß vorzüglich Feinheit und à propos (er traf den rechten Fleck) und diese Eigenschaften mit Sittsamkeit, Klugheit und Vernunft verbunden, bilden eine Person, die man sich eben so sehr freuen zu lernen, als sie das Herz bei vertrauterer Bekanntschaft zu fesseln weiß.

Des Herzogs von Valois Charakter habe ich schon erwähnt; seine beiden Brüder waren einander sehr unähnlich; der Herzog von Montpensier war wenig mittheilend, aber gefühvoll, edel, sein ganzes Wesen hatte eine natürliche Zierlichkeit, sein Betragen, sein Verstand, seine Gestalt etwas Romantisches, und wenn ich ihn länger hätte unterrichten können, würde er vortrefflich geschrieben haben. Seine Begriffe hatten eine gewisse Bestimmtheit, die man höchst selten bei Kindern findet. Folgendes kann es beweisen: Als ich sie zu der ersten Vorstellung eines Lustspiels führte, brachte mir ein jeder den folgenden Morgen einen Auszug des Stückes und las ihn mir vor. Einmal sagte einer meiner Jüdlinge, indem er in seinem Auszug von zwei Liebenden sprach: „die Prinzessin erklärte ihre Liebe;“ der Herzog von Montpensier, der damals zwölf Jahr alt war, unterbrach ihn und sagte: „der Ausdruck ziemt sich nicht; ein Mann erklärt seine Liebe, ein Weib gesteht die ihrige.“ In dieser Bemerkung liegt für ein Kind dieses Alters wirklich eine sehr besonnene Zartheit. Geschichte, Sprachen, Wissenschaften aller Art zogen ihn nicht an. Die Literatur machte ihm Vergnügen; die Künste, vor allem die Malerei und Zeichenkunst, liebte er mit Leidenschaft, übte sie auch nicht

allein als Liebhaber, sondern als Meister. Da ich der Meinung bin, daß man jede natürliche Gabe entwickeln soll, so gestattete ich ihm viel mehr Zeit zum Zeichnen, als den Andern, und da Menschen seines Ranges mehr Versuchungen ausgesetzt sind, als alle andre, so ist es ein großes Glück, wenn man ihnen nebst vielen Tugenden, einen leidenschaftlichen aber unschuldigen Geschmack zum Gegengewicht geben kann. Der jüngste der Prinzen, der Herzog von Beaujolois, den man mir im dritten Jahr gab, war allerliebste an Geist und Gestalt; ich mochte nicht gern daß man es sagte, aber es war unmdglich, es nicht an ihm zu bemerken; wir fanden auch, daß er in seinen Zügen Heinrich IV, den jeder Franzos gekannt zu haben glaubt, sehr ähnlich sähe.

Folgende zwei Züge aus des Herzogs von Beaujolois Kindheit, schildern ihn vollkemmnen. Man fragte ihn, warum er seiner Milchschwester, wenn sie zu ihm kam, immer die schönsten Spielsachen gäbe? „weil sie mir die liebsten sind, und sie mehr Freude daran hat“ war seine Antwort. Wie er sie sehr lieboste und man Verwunderung darüber zeigte, hinzuzügend: sie sey sehr häßlich, sagte er „ah, wenn sie gewaschen wäre, sollte man sehen!“ — Mein Nefse Casar war unbesonnen, heftig, aber geistreich, gefühlvoll, und von Natur zu allem Edeln und Guten geneigt. Die Erziehung, die Zeit und das Unglück haben seine Lebhaftigkeit gemäßiget, er hat nur so viel behalten, als er bedarf, lebenswürdig und glänzend zu seyn. Im fünfzehnten Jahr, ohne Rath, ohne Führer in die Armee gesteckt, hat er für sein Alter die glänzendsten Tha-

ten gethan. Als bloßer Freiwilliger sammelte er die Flüchtlinge und entriß dem Feind eine Fahne, als er noch nicht sechzehn Jahr zählte. General Dumouriez fragte auf dem Schlachtfeld nach seinem Namen, rief ihn herbei und sagte, daß er ihn zum Kapitän ernenne. Mein Neffe bemerkte, daß er nicht das erforderliche Alter habe; „das ist noch ein Grund mehr“ antwortete Dumouriez und bestätigte seine Ernennung. In der Folge werde ich noch mehrere Züge des edeln Charakters dieses ausgezeichneten jungen Mannes erzählen. Sein trauriger Tod, der ihn im acht und zwanzigsten Jahr hinwegraffte, verursachte mir den tiefsten Schmerz.

Um die Portraits von Belle Chasse fortzusetzen, muß ich von meiner Nichte Henriette und von Pamela sprechen. Henriette war hübsch, ihre belebten Züge gefielen jedermann; damals zeigte sich ihr Geist nur in den Beschäftigungen ihres Verstandes, seitdem hat sie ihn auch in der Unterhaltung und in Briefen kund gethan; in Belle Chasse hatte sie gar keine artigen Einfälle, aber sie verstand alles und lernte mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit. Ich bin Zeuge gewesen, wie sie einen sehr schweren Tanz, den russischen Pas, nur durch Zusehen, wobei sie im Rahmen stickte, gelernt hat. Der berühmte Opern-Tänzer d'Alberval lehrte ihn der Prinzessin und der Pamela; diese konnte einmal eines kranken Fußes wegen nicht tanzen, und Henriette erbot sich, ihre Stelle einzunehmen; d'Alberval lachte; sie stellte sich aber zum Tanz und machte jeden Pas so richtig als habe sie ihn gelernt und geübt; d'Alberval war nicht wenig erstaunt und versicherte, es sey

keine einzige Tänzerin bei der Oper, die eines Gleichen fähig sey. Eben so leicht hatte Henriette rechnen gelernt; ihre Handschrift war die schönste in Belle Chasse, sie zeichnete hübsch und höchst vollendet; ihre Stimme war allerliebste, und in jeder Handarbeit war sie unglaublich geschickt — das einzige Talent, was ich ihr nie geben konnte, war das für die Musik; sie spielte kein Instrument, hat aber auch wirklich dieser Kunst nie Zeit genug gewidmet.

Pamela hatte eine entzückende Gestalt; Aufrichtigkeit und Empfindsamkeit waren die Grundlagen ihres Charakters; nie, so lange ich sie erzog, kam eine Lüge über ihre Lippen, nie bediente sie sich einer Hinterlist. Sie war geistreich im Gefühl, ihre witzigen Einfälle entquollen immer ihrem Herzen. Ich war ihr mit Leidenschaft ergeben, und diese Leidenschaft ist in gewisser Rücksicht unglücklich gewesen. Dieses allerliebste Kind war von einem unerhörten Unfleiß besessen; sie hatte gar kein Gedächtniß, war übermäßig unbesonnen, wodurch die Anmuth ihrer Gestalt, da es ihr den Anschein der Lebhaftigkeit gab, noch erhöht, und sie bei der Unthätigkeit ihres Charakters und vielem Verstand, noch pikanter wurde. Ihr Körper war beweglich und leicht, sie lief wie Atalanta, aber ihr Verstand war völlig unthätig, auch blieb sie in späterer Zeit jedes Nachdenkens unfähig; das Schicksal setzte sie in sehr außerordentliche Lagen, sie war bei tausend gefährlichen Gelegenheiten ohne Führer, ohne Rath — allein so lange ihr Mann lebte, hat sie sich dessen unerachtet sehr gut, ja in einigen Fällen recht heldenmässig betragen.

Ich begründete mehrere Preise für die Kinder, doch nur für solche Vorzüge, welche der Eigenliebe nicht schmeicheln, als: des Fleißes, der Sanftheit, der Güte und des Zeichnens. Ueber dieses letzte sprach David das Urtheil. An jedem Neujahrstag wurden alle Arbeiten, die wir das Jahr über fertig hatten, ausgestellt; wir füllten allerliebste Kaufläden damit an, deren Waaren wir dann an unsere Freunde vertheilten. Die Zeichnungen der Kinder, welche den Preis erhalten hatten, waren, in schönen Rahmen gefaßt, dabei ausgestellt.

Ich bin nicht abergläubig, allein der Gedanke an das Uebernatürliche hat einen Reiz, welcher einer lebhaften Einbildungskraft gefällt und sie aufregt. Ohne an Ahnungen und Vorbedeutungen zu glauben, habe ich mich doch nie entbrechen können, sie zu bemerken und auf die Umstände anzuwenden. Folgende traurige Vorbedeutung bestürzte mich sehr. Oben im Park von St. Len war ein erhdhsterer Platz, auf dem, wie wir bemerkten, das Grün lachender, der Pflanzenwuchs reicher, die Feldblumen viel größer als anderwärts waren. Mir fiel ein, dort für jeden meiner Zöglinge einen Baum pflanzen zu lassen, mit seinem Namen und einer Inschrift am Fuße des Stammes. Sogleich ging man an die Arbeit, war aber sehr verwundert, beim Graben eine Menge menschliche Gebeine zu finden, und erfuhr bei der Nachfrage, daß dieser Platz ehemals ein Gottesacker gewesen sey. Diese Entdeckung ergriff und betrückte mich und ich ließ die Bäume dort nicht pflanzen. Seitdem verlor ich vier von meinen Zöglingen —

denn ich zähle meine älteste Tochter unter sie — und in dem Alter der blühenden Jugend *)!

Unter allen diesen Geschäften verfolgte ich mit größerm Eifer als je meine eigene Studien. Ich hatte *Adele* und *Theodor* in Druck gegeben — sie zogen mir meinen ersten literarischen Verdruß zu. Dieses antiphilosophische Werk fand bei dem Publikum einen, meine Erwartungen übersteigenden, Beifall, machte mir aber unversöhnliche Feinde. Ich hatte es jedoch vorausgesehen, wie man in dem Buche selbst lesen kann, wo die Briefe des Herrn von Lagaraye an *Porphir* alles malen und voraussagen, was ich seitdem erfuhr. Herr von la Harpe besuchte mich unausgesezt und zeigte mir immer die größte Ergebenheit; als mein Werk erscheinen sollte, fragte ich ihn, ob er dessen Anzeige selbst übernehmen werde, und verhehlte ihm nicht, daß es sehr religids sey, also Vielerlei gegen die moderne Philosophie enthalte. Er antwortete, daß er darüber leicht hinweggehen und von dem Uebrigen mit der, mir geweihten Freundschaft und mit Gerechtigkeit sprechen werde. Nach einigen Tagen sagte er mir, er werde diese Anzeige nicht machen, allein ich verlore nicht

*) Hier muß sich wohl ein Irthum in das Original eingeschlichen haben; denn der Boden, wo so schöne Blumen wuchsen und die Bäume, die nicht gepflanzt worden sind, können wohl nicht als Vorbedeutung auf den Tod der, unserer Verfasserinn so werthen Kinder, angesehen werden. Wahrscheinlich pflanzte sie die Bäume und die, welche der Todten Namen trugen, gingen zu Grunde. Solche Geschichten wurden schon oft erlebt.

dabei, denn sie sey dem Abbé Remi *), für den er gut stehe wie für sich selbst, übertragen; außerdem werde er, (la Harpe) als Redakteur des Merkurs, diese Anzeige vor dem Druck lesen, und kein Wort, welches mir mißfallen könnte, stehen lassen. Ich antwortete was die Wahrheit war, und ich ihm schon oft gesagt hatte: daß Herr Gaillard diese Anzeige habe machen wollen, ich dieses aber, weil Herr von la Harpe sie übernommen, abgelehnt habe; ich würde, fügte ich hinzu, Herrn Gaillard dem Abbé Remi, den ich gar nicht kenne, vorgezogen haben. Herr von la Harpe wiederholte mir tausendmal, daß ich zufrieden seyn und er sich alle Mühe geben werde. Die Anzeige erschien und die erste Auflage von Adele und Theodor war schon vergriffen. Wie erstaunte ich, diesen Aufsatz von einem Ende zum andern beschimpfend und voller

*) Der Abbé Remi war zugleich Priester in dem Sprengel von Toul und Advokat des Parlaments von Paris; die Encyclopädie hatte ihm die Anzeige der juristischen Werke aufgetragen und er schrieb auch Auszüge für den Merkur. Der Cosmopolitismus, eine kleine Flugschrift, bezeichnete seinen Eintritt in die Literatur; in eben dem Jahr 1770 erschien ein anderes Schriftchen von ihm „die Tage“ in welchem er die Anglomanie der Franzosen, und ihre thörige Vorliebe für Youngs Nachtgedanken lächerlich zu machen bemüht war. Seine beste Arbeit ist seine Lobrede auf den Kanzler von l'Hopital, welche 1777 den Preis der Akademie erhielt. Doch sündigt diese beredte Rede durch Schwülstigkeit und Uebertreibung. Der Abbé Remi 1738 in Remiremont (Lothringen) geboren, starb 1782 in Paris.

Anmerk. d. Herausg.

schmähhlicher, verläumderischer Persönlichkeiten zu finden! — Das war die erste Bosheit der Art die ich erfuhr und ich empfand sie tief. Sogleich schrieb ich Herrn von la Harpe, warf ihm seine Treulosigkeit vor und erklärte, daß ich ihn nie wiedersehen würde. Seitdem erfuhr ich, daß der Abbé Nemi ein unbekannter Schriftsteller ohne alles Talent und d'Allembert ganz ergeben sey. Dieser war der eigentliche Verfasser dieses kleinen Libells, der Abbé hatte es nur unterzeichnet. Die Kritik, welche ich in Adele und Theodor von der großen Welt gemacht hatte, zog mir auch viele Feinde zu — denn sie war treffend, wahr und ohne Uebertreibung. Alle Parfilleusen *) fielen mich an; aber ich hatte das Recht sie zu tadeln, denn ich hatte nie Par-

*) (Parfiler ist nicht eigentlich Zupfen (écaufiler), sondern das Aufdrehen der Goldfäden in zerschnittenen Goldborden, Goldspitzen, Goldstickereien). Anmerk. d. Uebers.

Die Damen ließen sich von allen Männern ihrer Bekanntschaft ihre alten, goldenen Epauletts, Degenquasten, Goldborden geben, entzogen sie deren Kammerdienern und trennten sie, vermittelst Aufdrehen der Fäden, von der von ihnen umspinnenen Seide, um das Gold zu ihrem Vortheil zu verkaufen. Außerdem nahm man, als Festgeschenke, Spulen voll Goldfaden oder andere, mit Gold umspinnene kleine Geräthe, die man auch aufdrehte und verkaufte. Eine geschickte Parfilleuse gewann auf diese Weise an die hundert Louisd'or im Jahre. Dictionaires des Etiquettes, bei dem Wort Parfilage.

Ich bin Zeuge gewesen, wie die Marschallinn von Luxemburg der Frau von Blot eine Mouffelinene mit goldenen Franzen besetzte Schürze schenkte; sie war zusammen gelegt und für fünfzehn oder zwanzig Louis andere Goldfranzen hin-

filiren wollen; diese Art den Männern immer Borden abzufordern, und das daraus gewonnene Gold zu verkaufen; die Geschenke von Parfilage, die man sich am Neujahr machen ließ, schienen mir durchaus unedel zu seyn. Der Zug in Udele und Theodor, wie man die Borden von dem Kleid herabtrennt, ist völlig der Wahrheit gemäß; ich war dessen Zeuge in Ranci, es war der Herzog von Chartres, dem man diesen artigen Streich machte *); es ist die einzige Persönlichkeit, die ich mir in allen meinen Werken erlaubt habe, und dieser Vorfall hatte mehr als fünfzig Zeugen. Es war ein, das Parfiliren angehender Zug, der mir in Chantilly das Herz des Prinzen von Condé völlig

eingewickelt. Ich war Zeuge, wie Herr von Lauzun der Gräfin Amelie von Boufflers eine falsche Harfe ganz von Goldfäden, die beinahe tausend Livres gekostet hatte, schenkte u. s. w. Man parfilirte das Alles, um es mit halbem Verlust zu verkaufen. — Viel einfacher und weniger kostbar wäre es gewesen, gerade zu das Geld sich geben zu lassen.

Anmerk. d. Verf.

*) „Eines Tags vor dem Spaziergang, waren wir alle in dem Salon versammelt, als Frau von N. plötzlich die Bemerkung machte, daß die Franzen meines Kleides sich würden vortreflich parfiliren lassen. Eine Aufwallung von Muthwillen bewog sie sogleich, eine meiner Franzen abzuschneiden. Also bald sehe ich mich von zehn Damen umgeben, die mit einer allerliebsten Anmuth und Lebhaftigkeit mich entkleiden, mir das Kleid abziehen, und alle meine Franzen und Borden in ihre Arbeitsfäcke stecken.“

Udele und Theodor. Brief des Ritter von Herbain
an die Baronin.

gewann: als ich gegen den Herzog von Coigny vier und zwanzig Goldspulen, jede zu zwanzig Franken verwettete, daß ich, ohne zu fallen, eine der Kaskaden hinaufsteigen würde. Ich gewann die Wette, und des Abends in dem Salon vertheilte ich diese Spulen an alle gegenwärtige Damen, die sie sehr bereitwillig annahmen, obschon sie, als ich die Wette einging, an meinem Entschluß, die Kaskade hinaufzuklettern, großes Aergerniß zu nehmen vorgaben. Meine Kritik dieses Parfilirens in Adele und Theodor machte diese ehrlose Mode schnell aufgeben; seitdem wagte es keine Dame mehr, einem Mann Gold zum Parfiliren abzufordern, alle die ungeheuern Parfilage-Säcke verschwanden, und man setzte die Tapetennätherei und das Sticken, Arbeiten, mit denen sich unsere Mütter und Ahnfrauen schon so angenehm beschäftigt hatten, an die Stelle jenes niedrigen Geschäfts.

Adele und Theodor stellte auch die empfindsame Ziererei bloß und die Ansprüche, in dem einfachsten Billet Verstand anbringen zu wollen. Es hat wenige Schriften gegeben, deren Kritik so viel Einfluß auf die Gesellschaft gehabt hätte. Noch einen Freund kostete mich dieses Buch: den Ritter Chastellux, der aus Schwäche gegen die Philosophen, ohne ihren Haß und Groll zu theilen, mich zu besuchen aufhörte. Herr von Kuhlhières und Hr. Gaillard, obgleich sie Philosophen waren, blieben mir treu. Als ich aus Italien zurückkam, saß ich bei einem Souper der Frau von Meulan neben Herrn von Champfort, dem Schöugeist, und Herrn von Kuhlhières; ich erzählte ihnen die Geschichte der Herzoginn von Cerifalco und fügte hinzu: es wäre ein

Gegenstand zu einem hübschen Roman. Sie antworteten, sie hätten in tausend Romanen Weiber in Kellern eingesperrt gesehen, und diese sehr außerordentliche Geschichte würde einen sehr alltäglichen Roman machen. Ich bemerkte dagegen, man könnte dem Gegenstand eine ganz neue Seite abgewinnen, wenn man sich bemühte, alle Empfindungen und Ideen, die man neun Jahre lang nach und nach in einem unterirdischen Kerker empfunden, zu beschreiben. Sie behaupteten: in so eine Lage vermöchte man sich nicht zu versetzen. Als das Werk erschien, fand die Episode von der Herzoginn den allgemeinsten Beifall *) ich erinnerte Herrn v. Kuhlhières an das was er bei Frau von Meulan gesagt: „das ist wahr, gnädige Frau, antwortete er, ich wußte dazumal aber nicht, daß Sie neun Jahre in einem Gewölbe gelebt hätten.“ Das ist der hübscheste Lobspruch, den man mir über diese Geschichte gemacht hat.

Während die Kinder ihre Schulstunden in meinem Zimmer hatten, machte ich für sie die Auszüge aus unsern Lektüren, und Abends, wenn das Gitter von Belle Chasse geschlossen war, schrieb ich von zehn Uhr bis zwei oder drei Uhr des Morgens für mich. Um zehn Uhr früh kam man in mein Zimmer — so war, so lange ich in Belle Chasse lebte, die Eintheilung des Tags. Bei Gelegenheit von Adele und Theodor hatte ich mit Herrn von Kuhlhières einen sonderbaren Vorfall. Das schändliche Buch: die

*) Sie diente der Oper Camilla, deren Musik von Paer, so viele Bewunderer fand, zur Grundlage.

gefährlichen Bekanntschaften von Herrn Laclos *) erschien, aber ohne den Namen des Verfassers, mit Adele und Theodor zugleich. Herr von Kulhières hatte einen Freund in Italien, Herrn von Hericourt, diesem schickte er eines gegebenen Versprechens gemäß, alle neuen Schriften von einiger Bedeutung; sogleich machte er zwei einzelne, versiegelte Pakete, deren eines Adele und Theodor, das andre die gefährlichen Bekanntschaften enthielt: da er das meine schneller befördern wollte, benutzte er eine Gelegenheit, irrte sich aber und schickte Herrn Laclos Buch, zugleich auch einen Brief der ein unbestimmtes Lob des Buchs enthielt, und dabei sagte, daß es von

*) Zur Zeit der Frau Du Barri dichtete Laclos eine Epistel an Margot, die viel Gerede veranlaßte. Die gefährlichen Bekanntschaften hatten für den Charakter des Verfassers dieses zügellosen Buchs eine noch größere Berühmtheit. Es giebt Leute welche behaupten, es sey eine Satyre in der Gattung des Petrons, ein cynisches aber treues Sittengemälde; andre sagen, es seyen die Sitten des Verfassers und einiger Wüstlinge welche damals die Orgien der Regentschaft erneuen wollten, die aber die vornehmsten Zirkel, wozu sie Zutritt hatten, verdammt und zurückwies. Laclos versuchte sich in einer weniger verdammlichen Gattung, er dichtete 1777 die Oper Ernestine, die keinen Beifall fand. Er war eigentlich für die ernstern Wissenschaften geboren, und seine bessern Werke sind über Kriegswissenschaft, Finanzen und Staatsökonomie. Während der Revolution ward er General der Artillerie und starb 1805 in Tarent, vier und sechzig Jahre alt.

mir sey — so daß Herr von Hericourt vierzehn Tage lang glaubte, die gefährlichen Bekanntschaften seyen von mir. Der Mann schrieb Herrn v. Kuhlhières im äußersten Erstaunen, wie eine Frau, noch jung, Erzieherinn der Prinzessinnen von Geblüt, die unbegreifliche Frechheit haben könne, ein Werk dieser Art drucken zu lassen. Herr von Kuhlhières zeigte mir diesen Brief, der mich in Verzweiflung brachte, ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein Mann vierzehn Tage lang eine solche Meinung von mir gehabt hatte, und beruhigte mich nur, als ich einen zweiten Brief von ihm sah, welcher bewies, daß sein Irthum gehoben und Adele und Theodor in seinen Händen sey.

Man ermangelte nicht in der Gesellschaft einen Schlüssel zu den Portraits, die in Adele und Theodor vorkommen, zu finden. Es war das erste Mal daß eine noch junge Person, die in der großen Welt gelebt hatte, sich beikommen ließ, diese zu schildern, die Wahrheit des Tons, die sich weder in Crèbillons Romanen, noch in Marivaurs Erzählungen findet, überzeugten noch mehr, daß alle Charaktere nach der Natur gemalt seyen, was man von obigen Schriften nie geäußert hatte. Man irrte sich jedoch; ich hatte Gemälde gemacht, keine Portraits. Ich stellte einzelne, der Natur entlehnte Züge zusammen, und habe mich beleidigender Persönlichkeiten immer enthalten, und erneuerte ich das Andenken lasterhafter oder lächerlicher Personen, so verhüllte ich sie bis zum Unkenntlichen, und gab ihnen gewöhnlich ein andres Geschlecht als sie im Urbild hatten; das einzige wirkliche Portrait in dem besprochenen Buch ist Madame Ostalis, welche meine Tochter, Frau

von Lawoestine, darstellt, und die ich sicherlich nicht verschönert habe. Zwei Frauen stritten sich um das Portrait der Frau von Balmont, der Frau eines Generalpächters, und ich versichre, ich habe an keine von beiden gedacht. Sie fielen eben so ungeschickt als ungerecht über mich her, denn es war doch seltsam sich mit aller Gewalt in einem unangenehmen Gemälde, das ihnen nicht ähulich sah, bloß weil sie an Generalpächter verheirathet waren, erkennen zu wollen. Das Portrait blieb der Frau von Reynière, weil sie aller Welt — was ich nie gewußt hatte — mittheilte: daß sie eine Schwester habe, welche Abtissinn sey. Ich war gänzlich geschlagen, als ich diesen Umstand erfuhr, der alle meine Versicherungen entkräftete. Dieses Ungefahr war sehr unglücklich, aber nicht weniger wahr; so wie vielen Personen von Frau von Reynières Gesellschaft war mir dieser Umstand ganz unbekannt, und betrübte mich wirklich recht sehr. Hätte ich von dieser Nonne sprechen hören, so würde ich der meinen keine Generalpächters Frau zur Schwester gegeben haben. Das Portrait hatte aber außerdem nicht die geringste Aehnlichkeit mit Frau von Reynière. Sonderbar genug ist es, daß dieselbe Person Bischöfe zu Dheim und Bruder und eine Abtissinn zur Schwester hatte.

Einige Zeit nach der Erscheinung von Adele und Theodor wollte Hr. v. Laharpe sein Trauerspiel, Jeanne d'Arc, geben. Da er eine Kabale fürchtete, hatte er so wenig Stolz und so viel Vertrauen in meinen Edelmoth, daß er mich schriftlich bat, die Herzoginn von Chartres zu überreden, daß sie dessen erster Darstellung in der großen

Loge beiwohne. Er wußte, das Publikum liebe und ehre diese Fürstinn so sehr, daß die Theilnahme, welche sie damit dem Verfasser bezeugte, dasselbe vermögen werde das Stück bis ans Ende anzuhören. Ich rechtfertigte Herrn von la Harpes Zutrauen, und ungeachtet der Herzoginn großer Abneigung, dem Publikum gleichsam zu zeigen, daß sie sich für ein Stück und einen Dichter, die sie gar nicht kannte, interessiere, bestimmte ich sie doch zu dieser Gefälligkeit. Wirklich rettete ihre Gegenwart das Stück vor dem Auspfeifen, es ward zu Ende gespielt; fiel aber bei der zweiten Vorstellung gänzlich, und ward nicht mehr gegeben. Herr von la Harpe bezeugte mir für mein Betragen nicht die geringste Dankbarkeit, aber einige Zeit darauf übte ich auch dafür in den Annales de la Vertu (Jahrbücher der Tugend) eine kleine Bosheit an ihm. Es war darinn von einem alten Trauerspiel: Johanna von Neapel die Rede, und dieser ganze für dessen Verfasser höchst beschimpfende (injurieux) Artikel, von dem ich in einer Note sprach, paßte völlig auf Herrn von Laharpe. Ganz am Ende nannte ich dessen Verfasser: Magnon, der wirklich ein schlechtes Trauerspiel, Johanne von Neapel, geschrieben hat. Diese kleine Bosheit ward sehr bewundert, denn ich hatte über Magnon und sein Stück nur die Wahrheit gesagt, Hr. von Laharpe durfte also ohne lächerlich zu werden, nicht darüber klagen, und das ärgerte ihn nur um so mehr.

Als der älteste meiner Zöglinge sein zwölftes Jahr erreicht hatte, wurde er, da er nur die Wassertaufe (ondoyer un enfant, auch Nothtaufe) erhalten hatte, nach der,

damals für Prinzen von Geblüt üblichen Etikette mit großem Pomp in der Versailler-Kapelle getauft. Es war Gebrauch bei der Taufe jedes Kindes vom königlichen Geblüt, daß der König dessen Gouverneur oder Gouvernante die auf den königlichen Schatz angewiesene Summe von zwölftausend Livres schenkte. Dieser Fürst hatte meine Ernennung zum Gouverneur gut geheissen, ich erfüllte dessen ganzen Beruf, allein ich konnte nicht dessen Titel und Rang besitzen. Als Gouvernante der Fräulein von Orleans war ich aufs neue bei Hofe vorgestellt; als ich die Prinzen übernahm, konnte ich dieses aber nicht als Gouverneur; alle Welt glaubte demnach, ich werde die zwölf tausend Franken Taufgeschenk nicht erhalten. Ich habe dem Geld nie einen Werth beigelegt, allein diese Summe wünschte ich sehr, weil es eben so selten als ehrenvoll war, sie in dieser Eigenschaft zu erhalten. Der Herzog von Chartres hatte gar keine Lust, desßhalb Vorbitte einzulegen, er wollte mich bereden, daß diese Forderung lächerlich sey; das kam mir nicht so vor, und ich plagte ihn so lange bis er das Gesuch beim König anbrachte, der es auch ohne die geringste Schwierigkeit gewährte. Mir war es eine große Freude diese Summe zu erhalten; ich vertheilte sie sogleich an alle bei der Erziehung angestellte, unter meinem Befehl stehende Personen. Bei der Taufe des Herzogs von Montpensier erhielt ich dieselbe Summe, und verfuhr eben so mit ihr; eine Handlungsweise die keinem Gouverneur und keiner Gouvernante vor mir eingefallen war.

In dieser Zeit starb der Herzog von Orleans in St. As-

fise; der Herzog von Chartres nahm seinen Titel, und mein ältester Jüdling den von Chartres an. Meine Tante kam nach Paris; ich erhielt von dem neuen Herzog von Orleans die Erlaubniß, seine Kinder, obgleich sie nie nach Belle Chasse gekommen war, unverzüglich zu ihr zu führen; er selbst besuchte sie nach sechs Tagen, und betrug sich auf das Allerbeste gegen sie. Mich selbst empfing sie mit Freundschaft, und so ist es seitdem bis ich Frankreich verließ, geblieben. Der König ließ meiner Tante verbieten zu behängen *), und ihren Leuten Trauer anlegen zu lassen. Sie nahm sich nun vor, ihr Trauerjahr im Himmelfahrts-Kloster zuzubringen; sie empfing ihre Besuche nur in einem Sprachzimmer, dessen Gitter sie zum allgemeinen und nicht unbilligen Spott vergolden ließ — diese Pracht schickte sich nicht für ihre Lage, und fand in keinem Kloster statt. Allein sie hatte sich noch eine größere Lächerlichkeit zu schulden kommen lassen. Einige Zeit vor dem Tode des alten Herzogs hatte sie ihr Schauspiel; die Gräfinn von Hazelles — der Tittel allein hatte schon etwas einfältiges — aufführen lassen. Das Stück, welches elend war, fiel im dritten Act auf das Erbärmlichste, und was noch das Schlimmste war, sie hatte einen großen Theil der Details in diesem Drama aus den gefährlichen Bekanntschaften von Hrn. Laclos, einem Buch

*) Draper, das heißt: Empfang-Zimmer, Wagen und Senste mit schwarzen Tuch behängen, welches die Trauer der Vornehmen in Frankreich war und wieder ist; wie dasselbe mit Violet, die der Könige. A. d. Uebers.

das eine rechtliche Frau nicht öffentlich gestehen soll gelesen zu haben, genommen. Frau von Montesson trieb den Ehrgeiz Schriftstellerinn zu seyn auf das Höchste; sie nahm einen Herr Le Fébre *), Verfasser einiger Trauerspiele, zu sich, gab ihm Wohnung, verheirathete ihn, und verlieh ihm ein Jahrgehalt von sechs tausend Franken, einzig damit er ihr, wie sie sich ausdrückte „ein Bischen literarischen Rath gebe“ — und nun schrieb sie Trauerspiele. Man sah ihr alle ihre Ansprüche, alle ihre Verkehrtheiten nach, denn sie hielt ein herrliches Haus, hatte mehr als 200,000 Livres Renten, und ihre Werke erregten keines Menschen Eifersucht.

Ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Herr von Monthion stiftete einen akademischen Preis; eine goldne Medaille für das im Laufe des Jahrs erschienene nützlichste

*) Die Darstellung von Elisabeth von Frankreich, Hrn. Lefébres viertes Trauerspiel, gab Veranlassung zu einer diplomatischen Unterhandlung, die nicht zu Gunsten des Verfassers aus- schlug. Unter diesem ganz französischen Titel hatte er die Geschichte des Don Carlos, der Elisabeth von Frankreich, Philipp II. Gemahlinn, geliebten Liebhaber behandelt. Der Madrider Hof erlaubte die Darstellung dieser tragischen Begebenheit nicht, die nach mehr als zwei Jahrhunderten auf dem französischen Theater dargestellt wurde. Lefébres Trauerspiel wurde auf des Herzog von Orleans Privat-Theater mit vielem Beifall gesehen, und 1784 unter dem Titel Don Carlos, in Druck gegeben. Lefébre starb 1813 im College la Flèche, wo er Professor der schönen Wissenschaften war.

und am besten geschriebne Werk. Frau von Epinay hatte fünf oder sechs Jahr vorher ihre Conversations d'Emilie (Unterhaltungen mit Emilie) drucken lassen; dieser erste Theil ist natürlich, aber ohne Zierlichkeit, ohne Reinheit der Sprache geschrieben, und enthält mehrere falsche Begriffe. So trifft z. B. die Mutter ihre Tochter an, wie sie einen Baum von seiner Rinde entblößt, fragt, ob sie wohl ihre Haut möchte zerreißen sehen, und stellt ihr diese Handlung als ein Verbrechen vor. Es ist manches Andre eben so Unvernünftige darinn enthalten, aber im Ganzen ist dieser Theil doch angenehm. Frau von Epinay schrieb aber einen zweiten, und ob ich gleich darinn unter dem Namen einer Fee sehr gelobt bin, fand ich ihn doch beim ersten Lesen unter allem Werth, und voll von Sprachfehlern, falschen Ausdrücken, schlechtem Ton, und den alltäglichen Begriffen. Ich ließ in eben diesem Jahr die Veillées du Chateau (das Abendgeschwätz im Schlosse) drucken — und Herr von Monthion zweifelte gar nicht, daß ich die Medaille Trotz aller Feindseligkeit der Akademie erhalten würde. Allein zu seinem großen Erstaunen, und ich darf wohl sagen, zum Uergerniß der ganzen Welt, wurde der Preis für das nützlichste und best geschriebene, im Laufe des Jahrs erschienene Werk, dem zweiten Theil der Unterhaltungen mit Emilie zugesprochen. *) Die-

*) Beide Werke wurden sehr schnell in Deutschland bekannt, ja übersezt; die Unterhaltungen mit Emilie von dem damals kaum ins Jünglingsalter getretenen Ferdinand Huber — die Veillées du Chateau wurden viel gelesen, die Con-

fer Theil, und wär er vollkommen gewesen, war kein neues Werk, sondern nur die Fortsetzung eines ältern. Diese erste Ausgabe der Veillées enthielt Märchen, die man seitdem mit meinen Novellen noch einmal gedruckt hat: der Pallast der Wahrheit und die zwei Reputationen. In den ersten wurde die Philosophie heftig angegriffen, in dem zweiten kritisirte ich sehr höflich, aber so, daß sich nichts darauf antworten ließ, die vorgeblich moralischen Erzählungen des Herrn von Marmon- tel. Daß ich nicht die Medaille erhalten würde, war ich sehr überzeugt, allein ich glaubte man würde den Preis aufschieben. Die Philosophen meinten, ich sollte trostlos seyn, daß ihn Frau von Epinay erhielt; allein offenbar grobe Ungerechtigkeiten, welche das Publikum dafür anerkennt, sind in der Literatur nur Ruhmes-Urkunden für den Schriftsteller. Man weiß welche Unzahl von Lesern die Veillées fanden; sie wurden innerhalb des ersten Jahrs in alle Sprachen übersetzt; Herr Emsle, ein Londoner Buchhändler, hat mir gesagt, in zwei Jahr zwei und zwanzig französische Auflagen *) von den Veillées gemacht zu haben

sations sprachen den ernstern, innigen deutschen Sinn mehr an, und manche Mutter freute sich, daß die Academie ein Werk frönte, dem sie Unterricht und Bestärkung in ihrer Bemühung ihr Kind zur prunklosen Tugend zu erziehen, verdankte. Der Tadel, welcher die Sprache trifft, mag verdient seyn.

Ann. des Uebers.

*) Es ist wahr, daß man in England eine Auflage nie stärker als tausend Exemplare macht, da jede der meinen in Frank- reich

haben — allein Frau von Epinay war eine Philosophin, und hat sich wohl gehütet, mit ihrer Emilie von Religion zu sprechen.

Ich habe oben gesagt: meine glücklichsten Jahre habe ich in Belle Chasse verlebt; das ist von den ersten acht oder neun Jahren wirklich wahr. Die vier oder fünf folgenden, wenn gleich glänzender durch die prächtige Erbschaft der Marschallinn von Etrée, die schöne Stelle, welche mein Bruder erhielt, und das unbestrittne Gelingen der von mir geleiteten Erziehung; diese fünf Jahre, sage ich, wurden mir durch die unersehlichsten Verluste verbittert. Zuerst traf mich der Tod der Frau von Puissieux *),

reich wenigstens von drei oder vier, ja von sechs und sieben tausend gewesen sind. *) A. d. Verf.

*) Frau von Genlis wußte wahrscheinlich von keinen größern Auflagen, als z. B. Walter Scotts, und Byrons Werke, und sogar einiger frühern Schriften, die auch noch gelesen werden. Anm. d. Uebers.

*) Sie war das schönste Frauenzimmer am Hof Ludwig XV. gewesen, und mit ihm von gleichem Alter. Sie heirathete im dreizehnten Jahre, und weil sie sich bei dessen Krönung seit etlichen Tagen in Silleri befand, begab sie sich nach Rheims die Cerimonie zu sehen. Ungeachtet ihrer Jugend zog sie alle Blicke, sogar die des Königs auf sich, den ihre außerordentliche Schönheit aufmerksam machte.

Dreißig Jahre darauf sagte der König einmal zu ihr, er habe nie eine so vollkommne Schönheit gesehen, wie die ihre bei seiner Krönung. „Ach Sire, antwortete sie, Sie waren, den man damals bewundern mußte! Sie waren schön . . . schön, wie die Hoffnung! . . .“

Souvenirs de Félicie.

welche wie alle Personen der Familie Louvois an einem Schlagfluß starb; tief in der Seele betrauerte ich diese geliebte Wohlthäterinn, diese zweite Mutter, die ich sowohl aus Neigung als aus Dankbarkeit liebte. Sie ließ mir in ihrem Testament einen Diamanten von zehu tausend Franken, ihren Nichten eben so, allein sie bezeichnete mich unter dem rührenden Namen: „für meine Freundin, die Gräfinn von Genlis.“ Ich ließ mir einen Ring machen der auf beide Seiten gedreht werden konnte, die eine barg eine Locke von ihrem Haar, und ihren Namen, die andre die Worte: sie beehrte mich mit dem Namen ihrer Freundin. Der Schmerz über ihren Tod ergriff mich dergestalt — ich hatte sie den Abend vorher noch gesehen — daß ich einen heftigen Fieberanfall bekam, der mich einen Tag lang zu Bett hielt. Zwei Tage später besuchte ich Frau von Etrée, die mich mit einer, an ihr noch nie gesehenen Zärtlichkeit empfing. Sie entdeckte mir sehr offenherzig und ohne Nachfrage die Ursache dieser Veränderung. Man hatte ihr ein Kästchen eingehändigt, das alle meine Briefe an ihre Mutter enthielt — aus diesen hatte sie gesehen, daß ich von jeher allen meinen Einfluß bei Frau von Puissieux anwendete, sie über kleine Unzufriedenheiten zu besänftigen, zu denen die Marschallinn oft Anlaß gab; und daß ich sehr bestimmt das Geschenk, welches sie mir mit ihrem artigen Landhaus Etirole machen wollte, ausgeschlagen hatte. Meiner Gewohnheit zu Folge verdoppelte ich bei meinem Schmerz meine Beschäftigungen. Ich hatte schon einen spanischen Sprachmeister; nun nahm ich auch einen portugiesischen — eine

Sprache, die man, wenn man Italienisch und Spanisch versteht, in sechs Wochen lernt. Ich las die *Lusiade*, und lernte daraus, daß Herr von Marmontel indem er von diesem herrlichen Gedicht spricht, den größten Verstoß begangen hat; weil er die lächerlichen Träumereien, die sich in Herrn von Casteras, seines Uebersetzers, Vorrede befinden, Camoens zuschreibt. Er hielt sich darüber auf, als stünden sie im Gedicht; seine ganze Kritik wird also von einem Ende zum andern unanwendbar. Die Schriftsteller des letzten Jahrhunderts hatten überhaupt nicht die geringste Kenntniß von lebenden Sprachen. Herr von Laharpe, der so viel an Shakespear getadelt hat, wußte — er mußte es mir eingestehen — kein Wort Englisch. Eben so erbärmlich beurtheilten sie die Künste, weil es ihnen auch hier an den einfachsten Kenntnissen fehlte.

Mein Werk über die Religion, welches ich für das erste Abendmal meines ältesten Jüglings schrieb, trieb den Unwillen der Philosophen gegen mich aufs höchste, und machte mich zum Gegenstand ihres giftigsten, unversöhnlichsten Hasses. Diese Schrift führt den Titel: „Die Religion als einzige Grundlage des Glücks und der wahren Philosophie betrachtet.“ Herr von Buffon hatte einige Irrthümer in seine Werke einschleichen lassen, die nur von wissenschaftlichen Systemen herrührten, und hat sie edelmüthig widerrufen. Mir war seine aufrichtige Verachtung gegen die Philosophen, ihre Lügen, ihre Frechheiten, ihre bestimmte Absicht die Religion umzustürzen und die Sitten zu verderben, bekannt. Als ich dieses Buch in Druck gab, bestimmte ich den Erlöß der ganzen ersten Einnahme den

Armen; obgleich ich diese Absicht nicht öffentlich bekannt gemacht hatte, erfuhr man sie doch und sie brachte ihm so viele Abnehmer, daß nach vier Tagen kein einziges Exemplar mehr übrig blieb. Ich schickte eines derselben Herrn von Buffon, er schrieb mir einen allerliebsten Brief, den ich Herrn von Schomberg mittheilte, und da seine Freundschaft für mich sehr viel wahrer war, als seine Philosophie, bat er mich, ihm diesen Brief anzuvertrauen, um ihn einigen Personen zu zeigen. Sehr froh bei dem Gedanken, daß er ihn Alembert mittheilen würde, willigte ich ein; doch er zeigte ihn nicht nur, sondern ließ ihn abschreiben, und zu meinem großen Erstaunen erschien er im Druck. Herr von Buffon betrug sich bei dieser Gelegenheit auf das liebenswürdigste gegen mich: als ich mich rechtfertigen wollte, antwortete er, daß er höchlichst erfreut sey, seine Ansichten und Meinungen bekannt werden zu sehen; hätte er gewußt, daß der Brief gedruckt werden solle, würde er ihn aber mit mehr Sorgfalt und Ausführlichkeit geschrieben haben. Es ist mir rückfichtlich dieses Werks etwas recht Auffallendes begegnet, das ich hier nicht übergehen kann. Während ich daran arbeitete, erfuhr ich das größte Unglück meines Lebens: meine älteste Tochter starb im ein und zwanzigsten Jahre im Wochenbett — nachdem sie fünf Jahre in der großen Welt gelebt hatte, ohne Führer, ohne Rath, bei der glänzendsten Schönheit, entzückenden Talenten, den ausgezeichnetsten Verstand, ohne je den mindesten Tadel auf sich gezogen zu haben, denn sie ward so allgemein geliebt, als ob sie nur gut und gewöhnlich gewesen wäre, und bei einer aller-

liebsten Fröhlichkeit hatte sie die Vernunft einer vierzigjährigen Frau. Sie starb, wie sie gelebt hatte, mit der Ruhe und Frömmigkeit eines Engels. Ich wachte die drei letzten Nächte bei ihr, sie entschlief in meinen Armen. Underthhalb Stunden vor ihrem Tode hatte sie das Bewußtseyn verloren, allein sie drückte mir noch die Hand. Man wollte ihr noch Aether geben; sie erinnerte sich, daß ich diesen Geruch scheute, und stieß, mich ansehend, den Kopsel zurück. Ungeachtet meines Schmerzes, der meine Gesundheit sehr angrif, setzte ich nach drei Tagen alle meine Lehrstunden fort. Herr von Lawoestine brachte mir nach drei Tagen eine kleine Schreibtafel, die sie immer in ihrer Tasche trug; sie enthielt einige Seiten ihrer Handschrift, von denen die letzten wenige Tage vor ihrem unglücklichen Kindbett geschrieben waren. Folgendes war der Inhalt des einen Blattes: man wird darinn ihren Karakter und ihren, von Natur zum Scherz geneigten Verstand kennen lernen. Sie hatte eine Colonne abgetheilt, oben stand: „Rechnung über meines Mannes Treubrüche, während der fünf Jahre unsrer Ehe.“ Nun zählte sie dieselben Jahr für Jahr, und bemerkte die sämtliche Anzahl auf ein und zwanzig. Dann stand: „Nun wollen wir uns nach den meinen umsehen.“ Jedes Jahr hatte sie eine Null aufgezeichnet und darunter: „Schluß = Summe: Genugthuung.“ — Und sie liebte ihren Mann wirklich: Dieser Scherz drückt eine Anmuth, eine Reinheit, eine wahre Philosophie, die wirklich an das Erhabne gränzen, aus. Sie ward in der Gesellschaft mehr als irgend Jemand betrauert. Ich darf nicht vergessen, daß der Ab-

nig selbst schmerzlich davon bewegt wurde; er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und rief: „das ist fürchterlich!“ von ihr hatte die Königin gesagt: sie habe der Venus Angesicht und Dianens Gestalt. Der Ausdruck war hübsch; denn er malte sie ganz. Nach ihrem Tod entdeckte man, daß mehrere Männer, die ihr Gefühl nicht hatten äußern dürfen, sie leidenschaftlich geliebt hatten. Einige von ihnen wurden vor Kummer krank, unter andern der Vicomte von Gand, und der Herr von Florian, der sie in der Heldinn seines Gedichtes *Numa*, sehr ähnlich und reizend geschildert hatte. Da ich nur in der Geistes-Arbeit Zerstreuung fand, wollte ich mein Buch über die Religion beenden; da ich aussuchte, wo ich stehen geblieben war, fand ich, es sey bei dem Hauptstück: über die christliche Ergebung, gewesen.

Diesen Gegenstand sollte ich also abhandeln! Man muß Wahrheit in diesem Abschnitt finden — ehe ich schrieb, war schon das Blatt von meinen Thränen benetzt. Damals zeichnete ich auch in eine kleine Briestafche, die ich immer bei mir trug, Betrachtungen über den Schmerz auf; oft richtete ich meine Worte an das geliebte, mir entrissene Kind — ich erinnere mich noch folgender Stelle:

„Wenn die Thüre meines Zimmers sich öffnet, werde
 „ich keine Freude mehr empfinden, — sie öffnet sich nie
 „mehr für dich! — Nie mehr werde ich deine Engelgestalt
 „sehen, wie du zu mir eilend durch das Zimmer schwebst.
 „Ach kann die Zeit mich trösten? — in fünf Jahren, in
 „zehn, wird nur deine Abwesenheit länger gedauert ha-
 „ben, es wird länger her seyn, daß ich dich nicht mehr sah!“

Wir gingen nach St. Leu, ich brachte einen großen Theil der Nächte auf und abgehend auf den Hausgängen zu, oder an einem der großen Fenster, wo ich im Mondschein den Garten betrachtete, in dem ich sie so oft wandeln gesehen! ich sprach mit ihr ganz laut, und wenn ich in mein Zimmer zurück kam, schrieb ich einige Zeilen in mein kleines Taschenbuch. Ich nahm das Buch mit in die Fremde und brachte es nach Frankreich zurück. Casimir, den ich es hatte lesen lassen, und der es über alles liebte, bat mich dringend es ihm zu leihen; als er nach England ging, vertraute er es der Frau von Chinery, die es verlor und es ihm also nicht zurückgeben konnte. Es that mir leid, weil die Empfindungen, welche es ausdrückte, wahr waren, und in dieser Gattung hat das Wahre immer eine Art Originalität. Der Kummer wirkte so heftig auf meine Gesundheit, daß mir die Aerzte empfahlen, nach Spaa zu gehen; allein um meine Zöglinge nicht zu verlassen, weigerte ich mich dessen; darauf beschloßen der Herzog und die Herzogin von Orleans — denn diesen Titel hatten sie seit des alten Herzogs Tod angenommen — mich mit allen Kindern zu begleiten. Dieser Beweis von Güte und Freundschaft rührten mich ganz so wie er sollte.

Auf unsrer Reise nach Spaa kehrten wir in Tirlemont au Plantin ein, einem schönen Gasthof, wo aber alle guten Zimmer besetzt waren. Wir bekamen sehr erbärmliche Zimmer. Ich schlief in einer Kinderwiege die ich für Mademoiselle zu klein fand. Unsre Borreuter und Kammerfrauen waren unterwegs geblieben, allein die Prinzen, besonders der Herzog von Chartres, bedienten uns auf das

vortrefflichste! Dieser ordnete unser Zimmer, nagelte Decken vor die Fenster, die weder Vorhänge noch Läden hatten, und Mademoiselle, Pamela und Henriette, machten unsre Betten. Diese Kinder waren alle allerliebste!

Diese Reise nach Spaa (im Julius 1787) war höchst glänzend! ich fand dort den Grafen Romanzow wieder, den wir einige Jahre früher in Venedig unter Herrn von Grimms Aufsicht gefunden hatten. Damals machten wir eine sehr hübsche Fahrt auf der Brenta zusammen, und obschon nur achtzehn Jahr alt, war er doch sehr liebenswürdig. Herr von Grimm erzählte mir einen Zug von ihm, der bekannt zu werden verdient. Im Anfang ihrer Reise bekam ein Kammerdiener des Grafen Anfälle von völliger Tollheit, in denen er jedoch seinen Herrn immer kannte und ihm gehorchte. H. v. Grimm wollte ihn nach Rußland zurück schicken, allein H. von Romanzow widersetzte sich unerschütterlich. Er sagte: dieser Mensch habe ihn in seiner ersten Kindheit gepflegt, sey immer redlich gewesen, sey ihm herzlich ergeben, er wolle ihn um so weniger verlassen, weil er bei dessen Anfällen die vollkommenste Herrschaft über ihn behalte — er könne nicht so grausam seyn, ihn durch diese Trennung zur Verzweiflung zu bringen. Wirklich behielt ihn der Graf über die ganze Reise; er gebrauchte alle Vorsicht, damit er keinen Schaden thun könnte, pflegte ihn selbst und ließ ihn in seinem Zimmer schlafen. Ich fragte den Grafen in Spaa, nachdem nun sieben oder acht Jahre verflossen waren, nach diesem Menschen und hörte zu meinem Vergnügen, daß er völlig geheilt sey, und in seinem Vaterlande mit einem guten Jahrgeld von sei-

nem Herrn recht vergnügt lebe, und ihm oft schreibe. Graf Romanzow, der nie in Frankreich gewesen war, sprach und schrieb das Französische, als sey er in Paris geboren und erzogen. Ich habe niemand gekannt, dessen Unterhaltung angenehmer gewesen wäre; er hatte einen gebildeten Geist und viele Kenntnisse, ohne seine gesellschaftliche Liebenswürdigkeit durch sie eingebüßt zu haben. Wir besuchten eines Tages in einer großen Gesellschaft die, in der Nähe von Spaa gelegene, Grotte von Remouchant die ganz mit gefährlichen tiefen Löchern, die wir Abgründe nannten, angefüllt ist. Herr von Romanzow war mein Führer und behauptete scherzweise bei jedem Schritt, daß er mich durch seine Stärke und Geschicklichkeit aus Lebensgefahr gerettet hätte. Plötzlich erloschen die Fackeln von nassem Stroh, welche wir mitgenommen hatten, und Herr von Romanzow, zum hundertsten Male mein Retter, hielt mich wirklich unbeweglich am Rand eines Abgrundes auf — das heißt an dem schrecklichsten Loch das wir noch gesehen hatten. Indes er mir die liebenswürdigsten, geistvollsten Thorheiten über die Gefahren meiner Lage, und die grenzenlose Dankbarkeit sagte, die ich ihm schuldig sey, holte man neue Fackeln und führte uns aus dieser gefährlichen Höhle. Auf dem Rückwege nach Spaa forderte mich Herr von Romanzow, der mit mir in demselben Wagen saß, auf, eine Geschichte aus dem Stegreif zu erzählen. Ich erfand sogleich ein höchst tragisches Gespenstermärchen, von dem Graf Romanzow entzückt war. Um es noch einmal zu hören, verabredete er ein Souper in geschlossenem Zimmer, im Baurhall; bei dem nach allgemeiner Ueber-

einkunft ein jeder ein Märchen erzählen solle. Wir waren zu acht, und unter diesen hatte nur H. v. Romanzow und noch eine Person meine Geschichte gehört; man forderte mich auf, sie nochmals zu erzählen; ich hatte es erwartet, hatte zwei Tage Zeit gehabt, sie in meinem Kopfe zu vervollkommen, und sie fand unerhörten Beifall! H. v. Romanzow ließ sich mein Ehrenwort geben, daß ich einen Roman daraus machen, und denselben ihm zueignen wolle — dieses war der erste Plan zu den *Schwänen Rittern*, oder der Hof Karl des Großen, den ich während der Auswanderung schrieb, und mein erster Roman; denn Adele und Theodor ist kein solcher. Ich fing ihn in Bremgarten an, und setzte ihn auf den Heerstraßen, in den Gasthöfen, und in den prächtigen, seitdem gefällten Wäldern von Cleve fort. In dem alten auf einem Berggipfel gelegnen Schloß Cleve hielt ich mich auf; dort fand ich Spuren der Schwänen Ritter *); ich reiste vor dem Kloster Marien-Baum vorüber, — endlich vollendete ich diesen Roman in Altona, wo der wackre Buchhändler Fauche mir dreihundert Friedrich'or dafür

*) Das große Schloß Cleve liegt auf dem Gipfel eines majestätischen Berges, der von Felsen, Bäumen und Pflanzen jeder Art bedeckt ist. Den Felsen entquellen frische Brunnen, bilden Kaskaden und Bäche, die sich zwischen den Tannen, Zypressen (?) und Vogelbeerbäumen, zwischen Rasen und Blumen hinschlängeln. Ein alter dunkler Wald umgiebt die eine Hälfte des Hügel; eine unermessliche, vom Rhein durchströmte Ebene beginnt an der andern.

bot. Gerade damals befand ich mich in einer solchen Geld-Noth, daß ich fünfzig dafür angenommen hätte. Meinem Versprechen gemäß widmete ich sie dem Grafen Romanzow, setzte der Zueignung aber nur den Anfangsbuchstaben seines Namens vor. Ich war geächtet, und mit allen Verdrießlichkeiten des Partheigeistes bekannt, fürchtete ich ihn durch Nennung seines Namens in Verlegenheit zu setzen. Der Roman fand jedoch bei Hofe vielen Beifall, die Kaiserinn schien von ihm bezaubert, sie ließ Armabänder a la Princesse de Cleves machen, so wie die, welche ich in dem Roman beschreibe; Juweliere, die von Rußland nach Petersburg kamen, brachten deren viele mit, und verkauften sie gut. Zu eben der Zeit machte man in Berlin eine prächtige Quadrille, in welcher alle Personen der Schwänen = Ritter mit ihren Devisen auftraten.

Auch Frau von Potocka mit ihrem Sohn, den Grafen Johann, fand ich in Spaa. Diesen nannte ich durch einen gesellschaftlichen Scherz veranlaßt Mon chat *). Wir haben lange im Briefwechsel gestanden, und jeder seiner Briefe war, statt mit seinem Namen, mit einer niedlichen kleinen Katze unterzeichnet. Auch eine sehr liebenswürdige, junge Spanierinn, die Gräfinn von Rechtern, lernten wir in Spaa kennen. Ihr Gemahl wäre alt genug gewesen um ihr Vater zu seyn, allein sie liebte ihn

*) Mon chat, meine Katze — eine deutsche Frau von Genlis würde vielleicht unter gleichen Umständen „mein Mäuschen“ sagen — der Unterschied eröffnet ein weites Feld, über Nationalität zu räsonnieren! — U. d. Uebers.

wahrhaftig, dieses bewies sie ihm durch ihre Aufmerksamkeit und durch ihr tadelloses Betragen. Sie war geistreich, unbefangen, schön und angenehm, und floßte in Spaa mehr als eine unglückliche Leidenschaft ein. Ein junger glänzender Herr des französischen Hofes, der Herzog von L. . . ward sterblich in sie verliebt. Da es sehr schwer war ihr nahe zu kommen, indem sie sich immer neben ihrem Manne befand, hielt er einen Augenblick bei einem Frühstück in Baurhall, wo Frau von Rechtern nicht bei dem Grafen saß, für günstig; er und einige andre Herrn die so artig waren, die Damen zu bedienen, hatten keine Stühle angenommen, und H. v. L. nahm seine Stelle hinter Frau von Rechtern. Er began — aber leise — eine Unterredung mit ihr, und machte ihr in aller Eil eine förmliche Liebeserklärung. Frau von Rechtern hörte ihn ruhig an und sagte dann: „Herr Herzog, ich kann sehr wenig französisch, von Allem was Sie mir da gesagt, habe ich kein Wort verstanden, allein mein Freund (so nannte sie immer ihren Gemahl) ist gelehrter als ich, wiederholen Sie ihm diese schönen Dinge, er wird sie mir erklären.“ Der Herzog folgte diesem Rath nicht; er entfernte sich sichtbar verdrossen. Diese pikante Antwort der Frau von Rechtern belehrte alle Welt, was ihr der Herzog so geheimnißvoll anvertraut hatte.

Die unglückliche Prinzessin Joseph von Monaco *)

*) Fräulein von Choiseul von Stainville hatte noch sehr jung, den Prinzen Grimaldi von Monaco geheirathet. Sie verließ Frankreich in den ersten Tagen der Revolution, lehrte aber

war auch bei der Gesellschaft. Sie war liebenswürdig, ich ward sehr vertraut mit ihr. Auch hatte ich das Vergnügen, in Spaa die hübsche Jeanette zu sehen, die Tochter der Frau Aglebert und die ehemalige Führerin des Blinden. Als der König von Schweden einige Jahre früher in Spaa war, wollte er, durch mein Schauspiel: die Blinde von Spaa aufmerksam gemacht, diese tugendhafte Familie kennen lernen. Er steuerte Jeanette aus. Dieser Fürst hat mir auch die Ehre angethan, mein Schauspiel, die Neugierige, in das Schwedische zu übersetzen. Seitdem hat man es in einem Drama, das, glaube ich, Eduard von Schottland heißt, nachgeahmt.

Ich ließ in Spaa der Herzoginn von Orleans von meinen Jünglingen ein sehr schönes Fest geben. Da die Quelle der Sauvenière ihr heilsam gewesen war, schufen ihre Kinder um diese Quelle her, in einem Gebüsch voller Steine und Felsstücken einen wirklich bezaubernden Spaziergang. Man

bald dahin zurück. Zweimal wurde sie fest genommen, das erstemal ließ man sie wieder frei, das zweitemal gelang es ihr zu entweichen. Bald entdeckte man ihre Zuflucht, sie ward vor das Revolutions-Tribunal geführt und zum Tod verurtheilt. Man rieth ihr, sich für schwanger auszugeben, allein sie wollte ihre Rettung keiner Lüge verdanken; da sie seit zwei Jahren von ihrem Mann getrennt war, würde diese Erklärung eine Schmach und das Geständniß eines Treuebruchs gewesen seyn. Jung und schön zog sie, zu einer Zeit, wo man selbst vor dem Verbrechen nicht erröthete, das Blutgerüst der Schande vor. Sie starb im sechs und zwanzigsten Jahre.

Ann. des Herausg.

reinigte die Wege von Steinen, bahute Pfade, lichtete den Wald, errichtete Bänke, führte Brücken über die Gießbäche, und das Gehölz ward mit blühenden Haidekraut bepflanzt. Am Ende dieser großen Promenade befand sich ein Gebüsch, durch welches die Aussicht auf einen Abgrund ging, der durch seine Tiefe, durch majestätische Felsen, Quellen, Nasen und Bäume sehr schön war. Jenseits des Abgrunds erblickte man eine ausgebreitete, schöne Aussicht. In diesem Gebüsch errichteten wir auf einem Nasenhügel, der Dankbarkeit einen Altar von weißem Marmor, nach meiner Zeichnung von Herrn Merys gearbeitet. Oben standen die Worte: der Dankbarkeit geweiht; weiter unten: „da die Quelle Sauvenière der Frau Herzoginn von Orleans ihre Gesundheit herstellte, haben ihre Kinder die Umgebung der Quelle verschönern wollen, und mit mehr Eifer als die Arbeiter die sie befehligten, eigenhändig das Gehölz ausgerodet und die Wege geebnet.“ Unter dieser Inschrift waren die Namenszüge der vier Kinder. Meine Zöglinge hatten, wie die Aufschrift anzeigt, wirklich mit dem größten Eifer gearbeitet. *) Am Tage des Festes hatte ich die beste Gesellschaft von Spaa gebeten, sich um ein Uhr Nachmittags an die Quelle zu bege-

*) Vorzüglich der Herzog von Chartres und seine Brüder, die mehr Kraft, als Mademoiselle besaßen. Da sie die Herzoginn von Orleans überraschen wollten, so arbeiteten sie in Geheim, standen um fünf Uhr Morgens auf, machten zwei Stunden Wegs bis in den Wald, und arbeiteten dann drei Stunden fort. Dieß dauerte drei Wochen.

ben, sich weiß zu kleiden, mit weißen Federn, Blumensträußen, und Schärpen von Heidekraut und violetten Bändern ausgeziert. Ich stellte alle Herrn am Eingang auf, und alle Frauen waren auf der innern Promenade, in verschiedenen Gruppen, gehend, sitzend, u. s. w.

Die Herzoginn von Orleans kam nach uns; sie traf alle Herren am Eingang. Die Musik des Baurhall, die ich ebendasselbst aufgestellt hatte, spielte bei ihrem Erscheinen, und gab mir das Zeichen von ihrer Ankunft. Ich ging ihr nun sogleich mit ihren vier Kindern entgegen, um sie beim Anfang der Promenade zu empfangen. Ihre Kinder hielten Rechen in der Hand, zum Zeichen, daß sie diese Promenade, ihr zur Huldigung eingerichtet hätten: dabei benahm sich der Herzog von Chartres mit besonderer Anmuth. Nach diesem Auftritt entfernten sich die Kinder, um auf dem kürzesten Wege in das Gebüsch wo der Altar stand, zu kommen. Alle Alleen waren mit Gewinden von Heidekraut verziert, dessen hell violette Blümchen auf dem Grünen eine herrliche Wirkung hervorbrachten. Der mit denselben Blumen überdeckte Boden des Walds, die Menge der Blumenkränze zwischen den Bäumen, die Bäche, welche die Grasplätze durchschnitten, und wovon mehrere Arme über Riesel rollten, oder kleine Wasserfälle über Felsen bildeten; gegen dreißig, gleichförmig angezogene und auf dieser Promenade vertheilte Damen, die Klarheit des Himmels, Alles wirkte zu dem herrlichsten Ganzen zusammen. Wir führten die Herzoginn von Orleans eine Viertelstunde umher. Hierauf schwieg die Musik, und wir kamen nun in das Gebüsch,

wo der Altar war. Hier traf sie wieder, um letztern aufgestellt, ihre vier Kinder, die mit Henriette und Pamele die schönste Gruppe bildeten. Der Altar und seine Umgebungen waren mit Blumenkränzen verziert. Die Kinder legten die Blumen, die sie in ihren Händen hielten auf den Altar nieder. Der Herzog von Chartres saß am Fuße des Altars, mit einem Griffel in der Hand, und schien das Wort „Dankbarkeit“ einzuschreiben. Die Kinder der Herzogin von Orleans fielen nun, nachdem sie einige Zeit in dieser Stellung geblieben waren, ihrer Mutter in die Arme. Jedermann war zu Thränen gerührt, zum Beweise, daß häufig die lebhaftesten Empfindungen durch die einfachsten Mittel geweckt werden.

Man machte den Vorschlag, den Gipfel eines hohen Bergs zu besuchen, auf dem das alte Schloß Franchimont liegt, weil man dort die hinreißendste und lachendste Aussicht von Spaa genießt. Dabei erzählte man uns, daß sich in dem Schlosse mehrere wegen Schulden Verhaftete befänden. Der Herzog von Chartres erklärte in einer plötzlichen Aufwallung: „die Aussicht des Schlosses würde für ihn nichts Lachendes haben, da Gefangene daselbst wären,“ und schlug sogleich vor, Unterschriften zu ihrer Befreiung zu sammeln. Ich lobte diesen Einfall, und der Eifer des Herzogs brachte es bald dahin, die Summe zusammen zu bringen, und den Gefangenen die Freiheit zu verschaffen. Wir gingen nun auf den Berg, und nach unserer Ankunft auf dem Gipfel desselben warf der Herzog einen Blick auf das leere Gefängniß, und hierauf in die unermessliche Gegend mit der rührenden und ausdrucksvollen

len

len Aeußerung: „Nun muß ich selbst sagen, daß diese Aussicht eben so lachend als bewundernswürdig ist!“

Von Personen aus der hhdhern Gesellschaft, die ich zu Spaa antraf, war mir besonders Miß Plunket angenehm, eine Dame von tiefem Gefühl. Ich war so glücklich, ihr Dienste erweisen zu können; sie kam mit uns nach Sillery. *)

Der Herzog von Liancourt **) und der Abbée Delille waren gleichfalls in Spaa, und wir sahen sie täglich. H. von Liancourt spielte dem Abbée Delille einen sehr lustigen Streich; er komponirte unter dem Titel von Strophen, für das Fest der Herzoginn von Orleans, eine Romanze nach dem strengsten Versmaß, aber so schal, als ihm nur möglich war, und setzte den Namen des Abbée Delille darunter. Die Romanze wurde mit Zeitungsnachrichten zusammengedruckt, und oben der Titel Gazette de Leyde gesetzt. Er ließ nur ein halb Duzend Exemplare abziehen, die er unter uns vertheilte, und die wir beim Frühstück im Baurhall mit dem Abbée Delille, als die ächte, durch ganz Europa gehende Leydener Zeitung bekamen. Man kann sich den Zorn des Abbée Delille kaum vorstellen; der Gedanke war ihm unerträglich, daß man ihn zu Paris für den Verfasser solcher Strophen halten könnte; sein Kummer machte mich so theilnehmend, daß ich im Begriff war, ihm die Täuschung zu nehmen. Dieß wurde mir nicht er-

*) Diese Dame heirathete den Herrn von Chastellux, und bekam eine Stelle in Palais Royal.

**) Jezo Herzog von Laroquesoucauld = Liancourt.

Ann. der Verfas.

laubt, und man war so grausam, ihn mehrere Tage dieser Pein zu überlassen.

Hier traf ich auch den Ritter von Chastellux wieder an, der sich in eine Inländerin verliebt, und sie später geheirathet hatte. Sie hatte kein Vermögen, und er nur einen kleinen Jahrgelalt; er besuchte mich, obschon er seit der Herausgabe der Adèle und Theodors mit mir zerfallen war, und erklärte mir, daß, obschon ich mich über ihn zu beschweren hätte, er doch vertrauensvoll die Bitte an mich wage, ihm in einer Sache zu dienen, von der das Glück seines Lebens abhänge. Mit einem solchen Eingang war ich immer gefangen. Ich unterstützte seine Wünsche mit dem größten Eifer, und erhielt, nicht ohne große Mühe, das Versprechen einer Stelle für seine zukünftige Gattin, indem der Herzog von Orleans ihn nicht leiden konnte, und dieser Bewilligung sehr entgegen war. Endlich aber gelang es mir; der Ritter, welcher den Titel „Marquis“ annahm, heirathete Miß Plunket, zu großem Mißvergnügen seiner Familie. Ich besorgte Alles für diese Heirath, kaufte die Ausstattung zusammen, und führte sie überall ein. Man war damals in der großen Welt sehr gegen sie eingenommen, ich muß indessen, so vielen Rummern mir auch Frau von Chastellux gemacht hat, doch mit meiner gewohnten Unparteilichkeit bekennen, daß sie lebenswürdig, verständig war, und sogar treffliche Eigenschaften besaß. Sie zeigte sich als eine gute Mutter, und machte den Ritter von Chastellux, so lange ihre Verbindung mit ihm dauerte, glücklich. Der Marquis von Chastellux zeigte mir das innigste Dankgefühl für mein Be-

nehmen, starb aber einige Monate nach seiner Heirath. Frau von Chastellux war nur darauf bedacht, mir die Freundschaft der Herzoginn von Orleans zu entziehen, und meine Stelle bei ihr einzunehmen. Die Revolution gab ihr dazu leichte Mittel an die Hand.

Auf derselben Reise brachten wir drei Tage zu Givet zu, wo Herr von Valence der Herzoginn von Orleans ein sehr schönes Fest gab. Es wurden sehr artige Verse auf sie und ihre Kinder gesungen. Am folgenden Tage gab Herr von Valence auch meinen Jünglingen, mit seinem Regimente, sehr ausgedachte und prächtige militairische Feste, unter andern die Vorstellung eines Angriffs, einer Vertheidigung und Verbrennung eines auf dem Gipfel eines Hügel angelegten Forts u. s. w. Nach der Einnahme desselben präsentirte der den Angriff kommandirende Offizier dem Herzog von Chartres seinen Siegesdeggen. Der Herzog gab ihm denselben mit der Aeußerung zurück: „Er ist in zu guten Händen, als daß ich ihn annehmen könnte.“ Diese verbindliche Aeußerung machte um so größeres Glück, als man sie keiner Einflüsterung zuschreiben konnte.

Der Herzog und die Herzoginn von Orleans wollten von Givet aus über Sillery nach Paris zurückkehren. Auf diesem Schlosse verweilten sie mit vielen andern Personen, die Herr von Sillery eingeladen hatte, vierzehn Tage. Dieser gab der Herzoginn von Orleans prachtvolle Feste; er hatte Sillery bereits sehr verschönert, und mit den dortigen Seen, die schon dadurch angenehmer sind, daß ein Fluß durch sie läuft, noch ganz besondere Borrichtungen

getroffen. Herr von Genlis hatte so viele kleine Inseln, als ich Jüdlinge hatte, darin anlegen lassen; diese standen aber alle durch sehr niedliche Brücken mit einer großen Insel in Verbindung, die meinen Namen hatte.

Im folgenden Jahre kaufte der Herzog von Orleans das Gut la Motte an der Seeküste *), wo wir sechs Monate zubrachten. Man brachte uns dort jeden Morgen die am Gestade vorgefundene Muscheln und Seefische, die wir gern lebend sehen wollten. Meine Jüdlinge erwarben sich hier alle Kenntnisse, welche die Dertlichkeit darbot.

Mademoiselle war so fromm, so verständig, und in die Grundsätze der Religion eingeweiht, daß ich sie im eilften Jahre die Kommunion machen ließ. Wir reisten kurz zuvor nach la Trappe **). Die Prinzessinnen vom Geblüt hatten durch ihre Geburt, und als Abkömmlinge des heiligen Ludwigs, das Recht des Zutritts in allen Mannsklöstern, selbst von den strengsten Regeln; bisher aber, wenn sie von diesem Rechte Gebrauch gemacht hat-

*) Dieser Fürst, den man sehr ungerechter Weise des Geizes beschuldigte, kaufte dennoch ein Landgut um 2 bis 300,000 Franken, bloß um seinen Kindern Gelegenheit zu verschaffen, Muscheln, Seefische, Seepflanzen, und den genaueren Bau der Kriegsschiffe kennen zu lernen. Ich werde gelegentlich noch manche Züge der ausnehmenden Großmuth dieses unglücklichen Fürsten anführen, der in dieser Hinsicht, und sonst noch vielfach, so grausam verläumdete worden ist! . . .

Ann. d. Verf.

***) Juni 1788.

ten, waren sie entweder mit einander, oder bloß die Frauen mit ihren Vätern oder Gatten dahin gegangen; so daß sonst noch keine Privatperson in das Innere eines Klosters von la Trappe gekommen war. Ich verlangte den Eintritt und er wurde mir gewährt, da ich mich auf den Grundsatz stützte, daß eine Erzieherinn von ihren Zöglingen unzertrennlich sey, wenn diese nicht bei ihrer Mutter wären. Da ich nun mit Mademoiselle allein sey, so wäre eine Verweigerung des Eintritts für mich in ihrer Gesellschaft zugleich eine abschlägige Antwort für sie, indem ich mich nicht von ihr trennen könnte. Man versammelte das Kapitel zur Berathung über diese Frage, und der Erfolg war meinen Wünschen gemäß. Man gestattete mir den Eintritt mit der jungen Prinzessin, und behandelte mich von diesem Augenblicke an auf das Verbindlichste. Wir hörten zuerst das Ablesen, wie es im Kloster geschieht, wo alle Geistliche sitzen: es war eine Art von französischer Predigt, aus der sich mir folgende Stelle einprägte: „Fliehet weit von uns, eitle und trügerische Gelüste! Hier verachtet man euch, oder man läßt sie ab.“ Die Andacht dieser Mönche hatte etwas Auffallendes und Rührendes. Nach der Vorlesung begaben wir uns in einen Salon, wo der vormalige und jetzige Abt uns Gesellschaft leisteten. Nach einem Aufenthalt von drei Viertelstunden führte man uns in den Chor, der ziemlich schön war. Alle diese Mönche sangen mit einer engelgleichen Andacht, warfen sich von Zeit zu Zeit nieder und verweilten so in tiefer Stille, bis ihnen durch einen Hammerschlag wieder das Zeichen zum Aufstehen gegeben

wurde. Die einfache Majestät der Kirche, und dieser gesammte Verein, versetzten mich in eine unaussprechliche Spannung. Nach dem Amte verließen wir die Kirche; man begleitete uns bis an eine große Treppe, die zu den Zellen führte; hier mußten wir still halten. Der Abt ertheilte unten an der Treppe jedem, mit einer tiefen Verbeugung an ihm vorübergehenden Mönche, mit einem Zweige in der Hand, den Segen. Die letztern begaben sich nun zur Ruhe. Nach dieser Ceremonie führte man uns zum Abendessen zurück, wo wir noch bis zehn Uhr blieben, und uns mit den Klosterbrüdern unterhielten. In einem anstoßenden Zimmer sahen wir das Porträt des Herrn von Rancé, ein schönes Gemälde von Rigaud. Herr von Rancé war schreibend dargestellt. Seine Züge waren regelmäßig, sein Gesicht fein und geistvoll; er hatte eine auffallende Ähnlichkeit mit Herrn von Sillery *), nur kein so lebhaftes Roth. Ich hatte mir den Reformator von la Trappe nicht so vorgestellt. In dem Zimmer des Herzogs von Penthièvre befand sich noch ein schönes Gemälde, das Herr von Rancé von Rom zurückgebracht, und das den sterbenden heiligen Bernhard vorstellte.

Am folgenden Tage begaben wir uns, nach der Messe, in den Speisesaal, um die Klosterbrüder daselbst zu sehen. Es war kein Tischtuch gedeckt, Jeder hatte aber eine Serviette; die Teller waren von Zinn, die Bestecke von Buchsbaumholz; man stellte einem Jeden einen Napf

*) Herr von Genlis nannte sich damals Marquis von Sillery.

Suppe, einen Teller mit Gemüse, zwei oder drei ungekochte Äpfel, ein großes Stück gutes Brod, einen Topf mit Wasser und einen mit Bier vor. Während dem Essen hielt ein Mönch auf einer Kanzel eine Vorlesung. Dieser, der zu den Klosterbrüdern gehörte, speiste nachher mit der Dienerschaft; sie wechseln immer in diesem Amte ab. Die Klosterbrüder wurden von andern Klosterbrüdern bedient, die mit dem Vorleser nachher speißen. Die Laienbrüder speißen zu gleicher Zeit in einem anstoßenden Saale, der von dem andern durch eine bogenförmige Oeffnung ohne Thüre geschieden war; sie wurden von ihren Mitbrüdern bedient *). Von hier gingen wir in die Bibliothek, und dann in die Kapelle, wo Herr von Rancé begraben ist. Die Zellen waren sehr klein: sie enthielten einen Strohsack, einen hölzernen Tisch und ein Crucifix. Wir sahen die Klosterbrüder in den Gärten arbeiten, besuchten dann die Apotheke, die geräumig und gut ausgestattet war, und sahen dann den botanischen Garten, der hauptsächlich Arzneipflanzen enthielt.

*) Die der christlichen Demuth so wenig entsprechende Anstalt der Laienbrüder läßt sich, vorzüglich bei strengen Orden, kaum begreifen. Zu la Trappe z. B., wo die Arbeiten unter alle Individuen gleich vertheilt sind, leisteten die Laienbrüder den Klosterbrüdern keinen Dienst; woher kam nun aber diese Verschiedenheit des Saals und des Namens? Sie rührte nicht davon her, daß die Laienbrüder keine Priester waren, denn der größte Theil der Klosterbrüder war selbst nicht in diesem Fall. Die Vernunft spricht für die Gleichheit, die Religion gebietet sie. Es liegt ein höchst befremdender Widerspruch

Ich theile nun meine Erinnerungen aus der Unterhaltung mit den Klosterbrüdern mit: Die Geschichte des Grafen von Comminges ist eine Fabel, und ebenso folgende Dinge: daß sie täglich an ihrem Grabe arbeiteten; daß sie Hügel abtragen und neue bilden, um sich zu beschäftigen; daß sie, wenn sie einander begegnen, sich zurufen: memento mori; daß sie auf ihrem Herzen ein mit Stacheln besetztes Bäuschchen tragen u. s. w. Dieß sind lauter Erdichtungen. Sie genießen beständig Fastenkost, und speisen niemals Fische, Zucker, Eier, Del, Butter, außer etwas Del in dem Salat. Essig und Milch sind ihnen gestattet; in der Fastnachtszeit ist ihnen die Milch verboten. Sie dürfen niemals Wein trinken; auf der Reise aber, und außer dem Kloster, dürfen sie sowohl Wein als Fische und Butter genießen; in häuslichen Angelegenheiten können sie ausgehen und reisen. Ihr Anzug ist so, wie der der Karthäuser, ganz weiß; Kopf und Bart sind geschoren; eine große Kapuze können sie nach Willkühr aufziehen oder zurückschlagen. Sie schlafen

darin, einen Mönch mit der Stirne in den Staub niedergedrückt zu sehen, der sich dann doch weigert, sein schwarzes Brod und seine Bohnen an der Seite seiner eben so tugendhaften und frommen Brüder zu genießen. Diese Einrichtung war noch nicht sehr alt; der heilige Gualbert hatte die Laienbrüder im Jahr 1072 eingeführt, aber ohne solche stolze Unterscheidungen. Der Name dessen, der sie in die Stellung der Dienerschaft versetzte, ist mir unbekannt; wahrscheinlich war dieser Mönch ein Kammerjunker.

immer ganz angezogen, tragen ein wollenes Hemd, aber kein Haarhemd; alle Büßungen dieser Art sind in ihren Ordensregeln verboten. Man wird bei ihnen nur mit zwanzig Jahren zum Noviziat, das ein Jahr dauert, angenommen. Bloss die Kränklichen verfertigen kleine Arbeiten, z. B. Rosenkränze, Löffel von Buchsbaumholz; sie arbeiten selbst noch im Winter im Garten, besorgen aber auch die Hausarbeiten, hülfsen die Bohnen aus, bereiten das Gemüse zu, bringen das Getreide in die Scheunen u. s. w. Diese Arbeiten verrichten sie immer in Gemeinschaft. Ihre Zahl war, die Klosterbrüder und Laienbrüder zusammen, gegen hundert und zwanzig Mönche. Darunter waren sechszig Klosterbrüder, und unter diesen nur achtzehn Priester; die andern, gleichfalls durch unwiderruffliche Gelübde gebunden, lasen keine Messe, und hatten die heilige Weihe nicht angenommen, aus einem Gefühle von Demuth, und in der Ansicht, nicht so gut und so tugendhaft zu seyn, um die heiligen Mysterien feiern zu können. Der Abt wurde auf seine Lebensdauer gewählt, und von dem Hofe, nach der Abstimmung der Mönche, ernannt. Diese Abstimmung erfolgte durch verschlossene Zettel, die man nach Hofe einschickte. Es gab drei Gastmeister zum Empfang der Fremden und der Armen. Durch ihre Einrichtung und die besondern Stiftungen frommer Personen besaßen sie hinreichende Fonds, um arme Reisende drei Tage lang als Gäste zu bewirthen. Wenn die Zimmer des Hauses angefüllt waren, so wurden die Fremden im Wirthshause frei gehalten; wurden arme Reisende innerhalb der drei Tage krank, so

pflegten sie dieselben bis zu ihrer völligen Genesung. Ihr Wundarzt mußte sie besuchen und ihnen die Arzneien des Hauses reichen; die Mönche besuchten sie ebenfalls, verbanden ihre Wunden u. s. w. *) Fehlte es den armen Reisenden zur Fortsetzung ihrer Reise an Geld, so erhielten sie von den Mönchen das Nöthige bis zum Orte ihrer Bestimmung. Es verging kein Tag, wo nicht solche arme Reisende, besonders aber viele Soldaten, vorbeikamen. Sehr oft war die Ausübung ihrer menschenfreundlichen Barmherzigkeit, welche Dank und Bewunderung einflößte, die Veranlassung, daß die davon Beglückten sich bei ihnen niederließen. In der That wird derjenige, welcher die Tugend in ihrer ganzen Vollkommenheit aufsucht, sie nur hier, unter einer, vielleicht etwas zu strengen, aber so wahren und erhabenen Form finden, daß gar nicht zu verwundern ist, wie ein für Enthusiasmus empfängliches Gemüth sich zu diesem großen Opfer entschließt. Sie halfen und pflegten überdieß alle Arme in der Umgebung von mehreren Stunden. Ich erkundigte mich vielfach bei den Landleuten, die mir mit einer Hochachtung und Verehrung von diesen Mönchen sprachen, wie man sie nur für Engel empfinden würde, welche uns die Gnade erweisen wollten, sich uns zu offenbaren. Welche Privatleute würden wohl bei denselben Einkünften durch ihr Beispiel

*) Sie waren auf eine so thätige und duldsame Weise menschenfreundlich, daß sie sogar gelernt hatten, verschämte Krankheiten zu behandeln, da sehr viele Soldaten auf dieser Straße zogen, die häufig von diesem schrecklichen Uebel angesteckt waren.

und ihre Barmherzigkeit im Stande gewesen seyn, so viel Gutes zu stiften? Wo wird man solche Tugenden finden, wenn die Religion sie nicht einflößt! Sie nahmen niemals Wittwer unter sich auf, deren Kinder noch nicht versorgt waren, so alt auch die letztern seyn mochten, wenn diese einmal durch ihre Lage nicht in ihrem Daseyn gesichert waren. Dabei gingen sie von der Ansicht aus, daß in diesem Falle ein Vater nicht über seine Freiheit verfügen könne, und sein ganzes Daseyn seinen Kindern zu widmen habe. So wie sie einmal das Gelübde abgelegt haben, so verzichteten sie auf jede Art von Briefwechsel, mit wem es auch sey. Sie nehmen niemals Besuche von Verwandten, außer in sehr seltenen Fällen von Vater und Mutter, an. Es ist ihnen ausdrücklich verboten, einem ihrer Mitbrüder auch nur einen Schatten von Vorliebe zu bezeigen, indem sich alle gleich unter einander lieben sollen. Wenn einer von ihnen bemerkte, daß einer seiner Brüder eine besondere Freundschaft für ihn hegte, so mußte er bei voller Versammlung um das Wort bitten, und ihn dann laut darüber anklagen. In diesem Falle legen die Obern dem Angeklagten eine Buße auf, der niemals entweder zu seiner Rechtfertigung oder zu seiner Entschuldigung, selbst dann, wenn er sich unschuldig fühlen sollte, antworten darf. Er muß denken, daß, wenn ihn sein Bruder anklagt, er dazu auf irgend eine Weise eine Veranlassung gegeben haben müsse, deren er sich nur nicht mehr erinnerte, und daß er endlich in jedem Falle kein Bedenken tragen dürfe, seine Eigenliebe dem Gehorsam zu opfern, den er den Ordensre-

geln schuldig ist. In diesem und in allen andern Fällen, wo ein Mönch bei seinem Mitbruder einen Fehler bemerkt, von welcher Art dieser auch seyn mag, muß er denselben, wie gesagt, öffentlich anklagen, und der Angeklagte muß dabei stumm bleiben, und sich mit Ergebung der aufgelegten Büßung unterwerfen; sollte ihm auch nur ein einziges Wort zu seiner Vertheidigung entschlüpfen, so würden sich augenblicklich alle Mönche niederwerfen, um Gott für seinen Stolz um Verzeihung anzusehen; eine solche Handlung würde aber höchstens nur Novizen oder solchen begegnen, welche erst vor Kurzem ihr Gelübde abgelegt hatten, und selbst bei diesen nur sehr selten. Diese näheren Angaben erhielt ich aus dem Munde des Bruder Prosper, eines jungen Mönches von acht und zwanzig Jahren, der schon seit acht Jahren zu la Trappe war.

Dieser Bruder Prosper hatte ein höchst einnehmendes Gesicht, und zeigte sich ausnehmend verständig und offen. Ich bat ihn, mir mit Aufrichtigkeit zu bekennen, ob er keinen unter seinen Mitbrüdern wüßte, der im Grunde des Herzens freundschaftlicher gegen ihn gesinnt wäre, als gegen die andern. „Ein einziger? antwortete er mir, nein, in der That nicht, ich könnte deren eher zwölf als einen einzigen nennen.“ Diese Antwort ist hübsch und beweist die innige unter ihnen herrschende Eintracht. Uebrigens versicherte er mich, verdienten diese Bemerkungen über jenes Duzend keine Anklage, weil sie sich nur auf die ersten unwillkürlichsten Regungen bezögen: „So kennen wir z. B., sagte er, diejenigen, die uns am meisten lieben, an tausend kleinen maschinenartigen Aeußerungen; wir müs-

sen uns gegenseitig alle bei unsern Arbeiten eifrig unterstützen; trägt einer zu schwer, fällt er u. s. w., so müssen wir ihm zu Hülfe eilen; in diesem Fall aber zeigen sich immer zehen bis zwölf am eifrigsten, und bei solchen Gelegenheiten, die sehr häufig vorkommen, erkennen wir diejenigen, die uns am meisten zugethan sind. Der Himmel verwirft aber diese natürliche Zuneigung nicht, er mißbilligt keine Vorliebe, welche aus dem Grunde des Herzens sich für diejenigen offenbart, die wir für die tugendhaftesten halten, wenn wir sie nur auf eine Art äußern, daß sie die andern nicht beleidigt, wie es bei vorzugsweisen Achtungsbezeugungen der Fall wäre, welche eine große Sünde gegen die allgemeine Menschenliebe seyn und jene Eintracht stören würden, welche unter uns statt finden muß.“

Wenn ein kranker Mönch nur noch wenige Stunden zu leben hat, so erklärt man ihm, daß er die letzte Delung zu empfangen habe; man trägt ihn dann in die Kirche, und er empfängt sie immer an dieser heiligen Stätte; alsdann bringt man ihn wieder in sein Bett zurück. Wenn sich seine letzten Augenblicke einstellen, so läutet man eine Glocke, welche dem ganzen Hause den Todeskampf eines Bruders verkündet; dann versammeln sich alle Mönche um den Sterbenden, den man auf Asche legt, und um welchen man laute Gebete hält. Diese Beschreibung verursacht Weltmenschen eine Art von Schauder; man muß indessen bedenken, daß die zu la Trappe den Tod begleitenden Ceremonien und Feierlichkeiten erhaben und tröstend sind, und nur als Vorläufer eines großen Siegs und des höch-

sten Glücks erscheinen. „Unser mäßiges und arbeitsames Leben, sagte der Klosterbruder Theodor zu uns, bewahrt uns vor hitzigen und faulen Krankheiten. Ich habe hier niemals epidemische Krankheiten gesehen, selbst zu der Zeit, wo sie im Lande herrschten. Höchstens kennen wir Brustkrankheiten, die vom Kirchengesang und von der Verordnung herrühren, bei Nacht aufzustehen. Wenn man eine Konstitution, welche dieser Gefahr gewachsen ist, und schon dreißig Jahre zurückgelegt hat, so lebt man hier länger, als anderswo, und das Greisenalter ist hier gesünder und kräftiger. Wir sterben gemeiniglich auch im Besitz unserer vollen Geisteskräfte. In den fünfzig Jahren meines hiesigen Aufenthalts sah ich fast lauter Mönche hier im vollen Besitze ihres Bewußtseyns und ihres Verstandes sterben. Da wir hier bloß darum leben, um mit Sicherheit zu sterben, so hat dieser Augenblick nichts Furchtbares; im Gegentheil, wenn wir einem unserer sterbenden Brüder beistehen, so beneidet ihn jeder um seine errungene Krone, und jeder möchte gern an seiner Stelle seyn. Nicht als ob das Leben uns verhaßt wäre, denn wir halten uns für so glücklich, als man auf der Erde seyn kann, wir empfinden aber sterbend die innige Freude, welche die süßesten und höchsten Hoffnungen nur immer gewähren können. Nie sind mir Mönche vorgekommen, die nicht die Kunde eines nahen Todes mit Fassung und sogar mit ausnehmender Zufriedenheit aufgenommen hätten; viele wurden selbst durch die Nachricht davon so neu belebt, daß Kräfte und Lebensdauer dadurch auf wunderbare Weise gestärkt wur-

den; fast alle äußern in diesen lezten Augenblicken eine Lebhaftigkeit, ein Feuer und eine Beredsamkeit, welche den Schein des Uebernatürlichen an sich tragen. Vor kurzem wurde ein Mönch bei der Ankündigung, daß er nur noch einen Tag zu leben hätte, so sehr aufgeheitert, daß er uns erklärte, er fühle sich so kräftig, zu der lezten De- lung selbst in die Kirche zu gehen, ohne sich tragen zu las- sen. Dieß geschah auch, obschon er sich bisher äußerst schwach gefühlt hatte; er stand auf, ging durch das Haus, die Treppe hinunter in die Kirche, kam von da zurück, und lebte zu großem Erstaunen des Wundarztes noch zwei Monate.“

Derselbe Pater Theodor, welcher uns diese Erzählung mitgetheilt hatte, ist der vormalige Abt; er hatte vor Er- greifung dieses Standes in der großen Welt gelebt, und war in seinem dreißigsten Jahre zu la Trappe eingetreten. Das achtzigste Jahr hatte er bereits zurückgelegt, war sehr dick, hatte alle seine Zähne, einen sehr schönen Kopf und ein wahrhaft erstaunenswürdiges frisches Aussehen, mit dem schönsten Roth auf den Wangen, dabei ein treff- liches Gedächtniß, war sehr verständig und ausnehmend höflich; seine frühere Lektüre hatte er noch nicht vergessen, so daß er mir mehrere Züge aus der Geschichte und eine Menge Stellen aus Labruyère, den er auswendig kannte, hersagte. Auch erzählte er uns mehrere interessante Ge- schichten, unter andern folgende. „Vor einigen Jahren kam ein junger Mensch, von guter Geburt, Reichthum, und hübscher Gestalt, der einzige Sohn einer ihn zärtlich liebenden Mutter, aus innerem Antrieb, der sich bei ihm

mit den Jahren des reifen Verstandes eingefunden hatte, mit Bewilligung seiner Mutter, hieher, um in das Noviziat aufgenommen zu werden, was ihm auch gestattet wurde. Noch war dieses Jahr nicht ganz verfloßen, als seine Mutter, ihre Einwilligung bereuend, auf einmal zu la Trappe ankam, und ihren Sohn zu sprechen verlangte, der sie in Gesellschaft des Vater Theodor besuchte. Die Unterredung dauerte sehr lang, und die Mutter beschwor ihren Sohn, mit ihr zurückzukehren, unter der Versicherung, daß sie dieß vorzüglich zum Glück ihres Sohnes wünschte. Der letztere hörte sie ohne alle Unterbrechung an, und als sie geendigt hatte, sagte er zu ihr: Meine theure Mutter, würden Sie wohl die Güte haben, mir eine Frage zu beantworten? Gesezt ich hätte mich fern von Ihnen in einem fremden Lande niedergelassen, von wo ich unmdglich zurückkommen köunte; gesezt ich hätte dort ein großes Glück gemacht, große Güter und glänzende Würden errungen, und ich dürfte nur unter der Bedingung zurückkehren, auf alle diese Vortheile Verzicht zu leisten, würden Sie wohl dieses Opfer von mir verlangen? — „Nein gewiß nicht, erwiederte die Mutter, ich wünsche nur dein Glück.“ — Wohlan, theure Mutter, sagte der Sohn, ich bin dieser glückliche Mensch, oder ich bin vielmehr noch tausendmal glücklicher, als man durch alle Ehrenbezeugungen und Reichthümer der Welt werden kann, und mein Glück ist dabei noch um so größer, da die Launen des Schicksals mir dasselbe nicht zu rauben vermögen, und selbst der Tod, weit entfernt, das Ende desselben zu seyn, es noch höher steigern und ihm die Gewähr

der

der Ewigkeit ertheilen wird. Sie sehen daraus den Umfang des Opfers, das Sie von mir verlangen! „Bei diesen Worten stand die Mutter auf, umarmte den Sohn mit Thränen, und reiste ab.“ Ich könnte noch viele ähnliche Züge anführen, die mir der Vater Theodor, der jetzige Abt, und die drei Gastmeister erzählten. Diese fünf Mönche, mit denen ich sehr viel gesprochen, benahmen sich alle sehr höflich; sie beantworteten meine Fragen mit der größten Offenheit; so wie man aber aufhörte zu fragen, so senkten sie Kopf und Augen, und überließen sich wieder ihren eigenen tiefen Betrachtungen, so daß ich überzeugt bin, daß sie nun wieder mit Gott allein zu seyn glaubten, und Alles dieß geschah ohne die geringste Affectation, und mit dem natürlichsten Wesen. So wie man mit ihnen sprach, erwachten sie gewissermaßen aus einer Art von Traum, und hörten verbindlich und freundlich zu, bis man ausgesprochen hatte. Unter einander beobachteten sie, mit Ausnahme der Obern und der Gastmeister, ein beständiges Stillschweigen; zu gewissen Stunden aber konnten sie immer mit den Obern sprechen, wenn sie irgend etwas wünschten. Uebrigens drückten sie sich unter einander bei ihren Arbeiten durch Zeichen aus. Es gibt dort Mönche, welche seit Jahren bloß bei der Weicht, dem Vorlesen, und dem Gesang zum Lobe Gottes gesprochen hatten. Die Gastmeister befolgen wie die Andern das Gebot des Stillschweigens im Innern des Hauses, und sprechen nur mit Fremden.

Man sah zu la Trappe weder in den innern noch äußern Zimmern irgend einen Spiegel. Viele Mönche hat-

ren ganz ihre Gestalt vergessen. Da sie nicht nur in ihren Gärten, sondern auch außerhalb denselben arbeiten, so sind ihre Thore von der Gartenseite ganz geöffnet, so daß ein Mönch, der sich flüchten wollte, dieß mit voller Freiheit thun könnte; in diesem Falle sucht ihn Niemand zu hindern, noch weniger aber ihn zu verfolgen, oder ihn, wenn man seine Flucht bemerkt, zurückzuführen. Sie fühlen sich im Gegentheil glücklich eines schlechten Gefährten entledigt zu seyn. Die Ordensregel verpflichtet sie indessen dazu, ihn, wenn er zurückkehren sollte, wieder aufzunehmen, und verordnet für den Schuldigen gerade eine so lange Gefangenschaft, als seine Abwesenheit gedauert hat, bei Wasser und Brod. Der Abt hat aber das Recht, diese Zeit der Büßung nach seinem Gutdünken abzukürzen, was immer dann von seiner Seite geschieht, wenn der Schuldige Reue zeigt. In diesem Fall, wenn die Abwesenheit zehn Jahre gedauert hätte, läßt man den Schuldigen doch nicht über ein Jahr gefangen. Stellt sich Jemand zur Aufnahme vor, so unterrichtet man ihm aufs umständlichste von allen strengen Verordnungen; über dieß versichert man ihn, daß er auch bei der stärksten Konstitution wahrscheinlich nicht aushalten, und nach Verfluß von zwei oder drei Jahren unterliegen werde, und erst nach dieser erhaltenen Kunde erhält er den Eintritt. Man nimmt große, starke Männer, die eine gute Konstitution haben, auf. Auch war ich über den fast durchaus großen Wuchs dieser Mönche erstaunt. Sie hatten seit mehreren Jahren einen sehr geschickten und noch jungen Wundarzt, der sich aus Anhänglichkeit an diese Ordensbrüder hieher

begeben hatte, wie sie von ihrer Kost lebte, und alle ihre Pflichtleistungen, so wie es ihm seine Geschäfte gestatteten, befolgte. Er übte die Arzneikunde bei den Armen ohne Bezahlung, und machte öfters zehn bis zwölf Stunden zu Fuß zu ihrer Besorgung. Seiner Aeußerung nach konnte man unmöglich mit diesen Mönchen leben, ohne den Wunsch zu hegen, sie nachzuahmen. Er würde sie für alles Glück der Welt nicht verlassen. Diese Mönche besaßen alle Nachsicht, welche der wahren Tugend eigen ist: sie erzählten mir, eines Tags sey eine als Mann verkleidete Dame mit ihrem Gatten in das Kloster gekommen, sie hätte aber Nichts gesehen, weil man sie sogleich erkannt, und wieder ausgewiesen hätte. Ich tadelte diese Entheiligung aufs Höchste, da ein strenges Verbot darüber besteht, und die Excommunication darauf gesetzt ist; sie entschuldigten sie aber sehr duldsam mit ihrer Jugend, die ihr die Wichtigkeit einer solchen Handlung noch nicht gehdrig einleuchtend gemacht hätte. In Rücksicht auf ihren Gatten erklärten sie die Nachgiebigkeit desselben für seine Frau aus zu großer Liebe.

Auf Reisen ist man im Stande, Menschen zu studiren, sich eine Kenntniß von den Einflüssen der Institutionen, der Beispiele, der Gesetze, der Behörden u. s. w. auf die Geister zu erwerben. So fanden wir hier noch viel strengere Gesetze, als bei den Lacedämoniern, weit erhabnere Tugenden, als bei den so berühmten und gepriesenen Weisen des Alterthums; endlich, eine kleine Republik, wo alle gefährliche Leidenschaften vertilgt, alle Tugenden auf einen Grad der Vollkommenheit gesteigert sind, wel-

cher über die Kräfte der menschlichen Natur zu gehen scheint. Ist etwa dieses Gemälde der Beobachtung eines wahren Philosophen unwürdig? Soll man etwa diesen achtungswerthen Kreis mit den Worten verlassen: diese Leute sind Narren? Die, welche zu einer solchen Entscheidung geneigt sind, mögen zuerst beweisen, daß sie weise sind; sie mögen wenigstens beweisen, daß sie konsequent sind, daß sie Grundsätze irgend einer Art haben, und nach diesen ihr Betragen einrichten; diese glauben wohl, man müsse den Neigungen folgen, welche die Natur in uns gelegt hat, und könne nur auf diese Art glücklich werden; warum beklagen sie sich aber unaufhörlich, warum entflieht oder entschlüpft ihnen das Glück beständig? Warum ist der Seelenfriede für sie nur eine Chimäre?

Aber, sagt man, wozu denn alle diese alberne strenge Uebungen? So bewundert denn auch die Schüler des Pythagoras nicht, welche Jahre hindurch nicht sprachen *); bewundert die Nüchternheit des Diogenes und so vieler andern Philosophen nicht, die bloß von Kräutern lebten; bewundert nicht die Geduld des Epictet und des Sokrates, auch nicht ihre Sanftheit, und ihre Verachtung aller Ehre und alles Reichthums! . . . Die Beispiele so großer Tugenden sollten uns also nur in vergangenen Jahrhunderten und bei Heiden rührend erscheinen können? Dabei möchte, die Tradition wohl noch manches in ihren Zügen übertrie-

*) Eine ihrer Proben bestand darin, sieben Jahre hindurch kein Wort zu sprechen. U. d. Verf.

ben haben, sie lehrt uns aber doch, daß diese seltene Menschen Irrthümer und Schwächen hatten; an dem aber, was so nahe um uns her vorhanden ist, läßt sich nicht zweifeln, und wenn man auch etwas Sonderbares in dem Leben der Klosterbrüder von la Trappe findet, so läßt sich wenigstens keines von den Lastern bei ihnen entdecken, die man den Philosophen des Heidenthums vorwirft. Aber, führt man noch weiter an, wozu diese wollene Kleider, diese harte Lagerstätten, diese Beraubung alles Bequemen und Angenehmen? Wozu! Um den Armen alles Geld zu geben, was seidne Kleider, schöne Betten, zierliches Hausgeräthe, ausgesuchte Speisen u. s. w. kosten würden. Würde man wohl wagen zu sagen, wozu soll man einen Theil des Tags mit Feldbau zubringen? Man würde wenigstens eingestehen müssen, daß diese Arbeiten des Ackerbaues nützlich sind. Wer würde hier nicht erröthen, unthätig und träg zu seyn? Wozu aber am Ende so viele in der Kirche zugebrachte Stunden? Wozu bringen denn andere so viele Stunden in Versailles *) zu, wo man sich tödlich langweilt? In der immer unsichern und häufig täuschenden Hoffnung zu erhalten — Was? einen eiteln Titel, ein Band, ein Labouret. Die Mönche hingegen werden nicht durch solche nichts sagende Dinge in die Kirche gezogen, es ist nicht die Hoffnung, sondern die Gewißheit, nicht etwa zerbrechliche und vergängliche Güter, sondern die ewige Glückseligkeit zu erhalten. Man kann,

*) Ich beschrieb diese Reise im J. 1790.

wenn man will, der Meinung seyn, ihre Ansicht sey nicht gegründet; was liegt daran? Wenn sie nur davon überzeugt sind. Da die Belohnung, die sie sich versprechen, sicher größer ist, als die, nach welcher andere an Höfen streben, so haben sie auch zuverlässig mehr Genuß dabei, das Lob Gottes zu singen, als jene bei ihren Huldigungen, die noch überdieß durch Nebenbuhler und Ungewißheit gequält werden; während diese keine Nebenbuhler haben, und versichert sind, den Preis ihrer Bemühungen zu erhalten. Jene bewerben sich, diese erwarten mit Ruhe: um wie vieles glücklicher sind sie daher auch in ihrer Kirche, als jene in ihrem Ochsenauge *) seyn können. Selbst dann also, wenn ihre Ansicht auf eine Täuschung sich gründet, ist man doch nicht berechtigt, sie Narren zu nennen, weil sie tugendhaft, wohlthätig, nützlich sind, und sich glücklich fühlen; und wenn ihre Ansicht gegründet ist, welcher Name gebührt ihnen dann, und welcher Jenen? Welches Loos werden sie in der Ewigkeit haben, und welches die Letztern?

Von la Trappe begaben wir uns nach Conches, und gingen dort in die Kirche, wo ich eine sehr lächerliche Verlegenheit fühlte. Der Pfarrer führte die Prinzen in den Chor, bestieg alsdann den Altar, kam, nachdem er einige Gebete verrichtet hatte, zu mir, und sagte mir ganz leise: „Gnädige Frau, erlauben Sie mir wohl le seign der Ma-

*) Oeil-de-boeuf, ein Saal im Schlosse von Versailles.

demoiselle?“ Der Ton dieser Redensart setzte mich anfänglich in solches Erstaunen, daß ich ganz betroffen blieb; endlich fand ich bei einigem Besinnen, daß er die Unterzeichnung des Namens der Mademoiselle in die Kirchenbücher wünschte, was ihm auch gewährt wurde.

Von Conches reisten wir nach Navarre. Eine Dame von Conches, welche die Prinzen während dem Souper zu sehen wünschte, hatte uns die Schönheiten von Navarre mit dem Zusatze geschildert, daß das schönste am Ufer des Flusses stände, und eine Bäurinn und einem Fischer von gefärbtem Gyps darstellte. Sie erzählte uns, diese Figuren wären so natürlich, daß einmal ein Mann von der andern Seite des Flusses mit dem Fischer zankte, als fange er die schönsten Karpfen des Herzogs, und da er den Fischer ganz ruhig dabei bleiben sah, ihm in seinem Unwillen mit einem großen Stein einen Arm zerbrach. Die Dame versicherte uns, es hätte den Herzog beträchtliche Summen gekostet, dieser schönen gefärbten Statue einen neuen Arm machen zu lassen. Die Entfernung von Conches nach Navarre beträgt fünf Stunden. Ich glaube daß die Gärten von Navarre damals, ohne alle Vergleichung, das schönste und angenehmste waren, was man in dieser Art in Frankreich sehen konnte; sie schienen mir bei weitem den Gärten von Chantilly vorzuziehen; ihre Größe war äußerst beträchtlich und sie standen mit einem ausgedehnten und prachtvollen Walde in Verbindung. Besonders merkwürdig waren die Wasserpartien; ein natürlicher schönere und breiter Strom floß durch die Gärten, und bildete Seitenbäche, und Wasserfälle, die Tag und Nacht

und zu allen Zeiten fortbauerten. Die bewundernswürdige Schönheit der Gebüſche und der Gewäſſer, der majestätische Wald, welcher von allen Seiten die Gärten begränzt, die Menge Blumen, die unermessliche Fülle von seltenen Bäumen und Geſträuchen, die Pracht der Gebäude, die Abwechslung der Ausſichten, der gute Geſchmack und der höhere Tact, die überall bei Vertheilung des Plans herrschten, die große Ausdehnung dieser Gärten, machten diesen Ort zu einem der interessantesten für Freunde der Künſte, und für Fremde. Wir wurden an diesem bezaubernden Orte vor einer Betrachtung ergriffen, die ſich uns durch einen ſonderbaren Kontrast darbot; wir fanden es nemlich ſeltſam, uns auf einmal in einen Tempel des Amor verſetzt zu ſehen, nachdem wir noch den Tag zuvor in derſelben Stunde in der Zelle eines Kloſterbruders von la Trappe geweſen waren. In diesen herrlichen Gärten war indessen auch manches, das von einem ſchlechten Geſchmack zeugte; doch ſtand es in keinem Verhältniß mit den zahlloſen Schönheiten von wahrhaft erhabner Art. Die Grotte bot z. B. nur eine große, unbeholfene, ſchlecht geformte Maſſe dar, was um ſo ſchlimmer war, da ſie gerade an einem auffallenden und ſonſt höchſt reizenden Geſichtspunkte ſtand. Ich hätte an der Stelle dieſes ſchwerfälligen Felſens einen ſchönen Tempel des Ruhmes gewünscht, deſſen Hauptzierde der an dem Gewölbe derſelben aufgehängte Degen Turenne's geweſen wäre; die Statue dieſes großen Mannes hätte im Grunde des Tempels ſtehen, und Baſreliefs ſeine Siege darſtellen ſollen. In England ſind alle Gebäude von Blenheim ruhmvolle Denkmäler,

welche an die Thaten des Herzogs von Marlborough erinnern; die Gärten von Navarre könnten bei gleicher Schönheit mit den Gärten von Blenheim noch das edle Interesse gewähren, bei jedem Schritte das Andenken eines Helden, den Ruhm unserer Armeen, und glanzvolle Epochen Frankreichs zurückzurufen. Statt diesem hatte man bloß dem Schlachtpferde Turenne's einen kleinen Grabhügel von Rosen errichtet. Auf diesem kleinlichen Hügel ist die Pieve (jene berühmte Stute) in Bronze im Kleinen dargestellt; an den vier Ecken des Grabmals stehen Urnen von Porphyr; das Ganze glich wie Pamela sehr richtig bemerkte, der Verzierung eines Kamins. Die Frau und der Fischer von Gyps boten, trotz der lebhaftesten Bewunderung der Dame von Conches, keinen Ausdruck eines höhern und glücklicheren Gedankens dar. Es war verboten, in diesen Gärten Blumen zu pflücken, und irgend ein Wild oder einen Vogel zu tödten. Man traf daher auch die letztern hier weit zahlreicher, als an andern ähnlichen Orten, und dieser Garten zeichnete sich überhaupt durch bewundernswürdigen Glanz und Frische aus. Noch nie hatte ich so viele Rosen und Blumen beisammen gesehen, solche Züge und solches Gesang der Vögel, solches Gemurmel der Gewässer und Geräusch der Wasserfälle zusammen gehört.

Den folgenden August machten wir die Reise nach St. Valery, fünf Stunden von Lamothe. *) Nach dem

*) Ein Landgut in der Normandie, bei der Stadt Eu, am Seeufer, das dem Herzog von Orleans gehörte.

Mittagessen in einem Gasthose am Seeufer führte man uns auf ein neues Schiff, das noch nicht getauft war. Man wünschte, der Herzog von Chartres möchte ihm seinen Namen geben, und sogleich die Pathenstelle vertreten; ich gab mit um so größerem Vergnügen meine Einwilligung, da ich diese Ceremonie noch nie gesehen hatte. Auf dem Hintercastell stand ein Tisch, der mit einem Tischtuch, mit Spizen besetzt, bedeckt war; auf dem Tische ein Weihkessel und Zeller mit Salz und Korn. Priester mit ihrem feierlichen Gewande umgaben den Tisch. Der Herzog von Chartres und Madmoiselle versahen die Stelle des Pathen und der Pathin. Der Pfarrer hielt eine rührende Rede, und die Priester sangen dann Gebete. Hierauf wurde das Schiff von dem Pfarrer gesegnet. Er ging umher, und streute Salz und Korn, die Zeichen des Ueberflusses, aus. Die Einsegnung eines neuen Schiff's, das zu einer langen und gefahrvollen Reise bereit ist, gibt einen sehr schönen Stoff zu einer Rede an einen jungen Prinzen. Man erklärte meinen Zöglingen in dem größten Detail das Manöver eines Schiff's. Wir besuchten auch die Werften, wo gerade zwei Schiffe im Bau waren.

Drei kleine Stunden von Lamothe liegt ein sonderbares Dorf, Cayeu, das wir besuchten. Es ist am Seeufer, und besteht aus etwa acht hundert Häusern. Das Seeufer ist dort sehr hoch, und besteht nur aus äußerst feinem Sande, der durch den Wind zusammengetragen wurde. Der Wind faßt daher öfters den Sand an dieser hoch hervorragenden Stelle, trägt ihn in weite Fernen, und bedeckt dann nicht nur das Dorf, sondern noch weite Strecken mit

seinen Wolken. Wenn man sich diesem traurigen Orte nähert, so versinkt man in den Sand, und in einer großen Strecke kann weder ein Baum, noch ein Strauch, noch Gras oder Moos gedeihen. Man glaubt sich in die trockene und brennende Wüsten Afrikas versetzt; und bei heftigen Stürmen, die an der Seeküste häufig vorkommen, erhebt sich der Sand in dicken Wirbeln in die Lüfte, und überdeckt dann das ganze Dorf. Der Fischfang, eine sichere Nahrungsquelle, fesselt die Einwohner bei allen diesen Unannehmlichkeiten, und dem Mangel an grünen Feldern, Früchten, Gemüse, süßem Wasser, und Allem, was sonst überall den ärmsten Landleuten von der Natur vergönnt wird. Ihre Lage kam uns um so schauderhafter vor, da man fünfhundert Schritte von ihrem Aufenthaltsorte Wiesen und angebaute Felder findet, und sie demnach beständig einen traurigen Gegenstand der Vergleichung vor Augen haben. Ich habe nicht leicht einen traurigern Anblick gesehen, als dieses Dorf. Von einer Seite, an seinem Ende gegen des Meeresufer diese unermessliche gränzenlose Ausdehnung von Wasser; von der andern eine große Ebene weißen Sands, mit elenden Fischerhütten; nicht ein grüner Punkt; eine glühende Sonne, die von dem glänzenden Sande zurückprallt, eine düstere durch immerwährenden Staub verdunkelte Luft, das traurige Brausen der Wellen, Alles trägt dazu bei, dieses Dorf zu dem schauderhaftesten Aufenthalt der Welt zu machen. Und doch lebt man hier, man bleibt hier, und sogar ist die Bevölkerung sehr beträchtlich, und man sieht eine Menge Kinder. Wie groß ist nicht die Macht der Ge-

wohnheit und die Anhänglichkeit an das Leben! Der Unterhalt dieser Fischer ist gesichert, und sie dulden gern alles, wenn sie nur keine Sorge über die Mittel der Verlängerung ihres peinlichen Daseyns haben dürfen. Was sage ich? Vielleicht zieht der größte Theil dieser Einwohner, die der Gegenstand unsers Mitleids sind, diesen schmucklosen Boden, auf dem sie geboren sind, den fruchtbaren Feldern ihrer Nachbarn vor; denn wie ein bekannter Dichter gesagt hat,

E instinto di natura

L'amor del patrio nido. *)

Von La Mothe begaben wir uns nach Havre-de-Grâce, wo wir die Arsenale und dann den Hafendamm besuchten. Wir sahen daselbst ein schauerhaftes Denkmal der Habsucht und der Ungerechtigkeit der Menschen; es war ein großes, sehr schwerfälliges Schiff, das man ein Negerschiff nennt, und für den Handel der Schwarzen bestimmt hat; es war voller Gefängnisse zum Einschließen dieser unglücklichen Menschen.

Von Havre ging die Reise nach Pontorson, wo wir die Pferde wechselten, um den Berg St. Michel zu besteigen. Man hat nur drei Stunden dahin, aber die Wege waren eine Stunde lang äußerst schlecht, so daß wir den größten Theil des Wegs zu Fuß zurücklegen mußten. Um aber nach St. Michel zu gelangen, muß man in gewissen Zeiten, und fast gewöhnlich, die Stunden der Ebbe abwarten; zur Zeit unserer Reise aber war das Meer schon seit einigen Stunden zurückgetreten. Wir kamen mit einbre-

*) Ist die Liebe zum natürlichen Neste ein Instinkt der Natur.

chender Nacht an; die Annäherung zu diesem Ort gewährte einen höchst auffallenden Anblick. Wir befanden uns im Dunkel der Nacht auf dieser sandigen und nackten Küste, mit unsern Führern, die mit Fackeln versehen waren, und ein fürchterliches Geschrei machten, um uns vor tiefen Stellen und gefährlichen Felsen zu warnen, so daß wir tausenderlei Umwege machen mußten, ehe wir ankamen. Man sah den Ort, der in Erwartung der Prinzen beleuchtet war, ganz nahe, glaubte ihn zu berühren, und drehte sich doch immer um denselben, ohne ihn zu erreichen. Wir hörten den traurigen Schall von Glocken, die man den Prinzen zu Ehren läutete, und diese traurige Melodie erhöhte noch den melankolischen Eindruck dieser ganz neuen Umgebungen. Man kann von dieser Beste wohl sagen, sie lie ge

Auf einem einsamen Felsen, dem Schrecken der Natur,
Ihr öder Gipfel scheine in die Wolken zu tauchen;
(Sur un rocher désert, l'effroi de la nature,
Dont l'aride sommet semble toucher aux cieux;)

Die Höhe derselben ist in der That so erstaunend, daß man sich kaum einen Begriff davon machen kann. Die großen Thürme machen den Anblick sehr imposant; die Bestungswerke und die gothische Bauart geben derselben etwas ehrwürdiges. Wir zogen zuerst in eine Citadelle ein, wo die Leute des Forts, in Soldatenkleidern und mit Gewehren, meine Zöglinge erwarteten. Man schickte nur in Kriegszeiten Truppen in diese Beste; in Friedenszeiten aber war der Prior Kommandant des Forts. Nachdem wir durch die Citadelle waren, zogen wir in der Stadt ein, die sehr klein und sehr arm war: sie besteht aus einer langen äußerst

schmalen Straße, die sich immer windend emporsteigt, und die man nur zu Fuß wandeln kann. Die Leute hatten alle ihre Häuser beleuchtet, und standen unter ihren Hausthüren. Nach einem Hinaufsteigen von einer halben Stunde, begleitet von allen Geistlichen und den Leuten, welche Laternen trugen, verließen wir die Stadt, und kamen nun an sehr steile und hohe Treppen, die ganz mit Moos und Brombeerständen bedeckt waren; wir mußten vierhundert solche Stufen ersteigen. Von Zeit zu Zeit fand man Ruhepunkte, d. h. kleine ebene Plätze mit Gras und Brombeerständen überdeckt. Dieses Klettern ist höchst ermüdend; wir waren dabei, obschon es nicht heiß war, von Schweiß bedeckt. Endlich erreichten wir eine große Kirche, deren Thor sehr schön und in einem edlen Styl erbaut ist: wir waren nun im Kloster. Nach der Kirche mußten wir wieder eine Treppe steigen, die uns in die großen und reinlichen Zimmer führte. Ueber diesen Wohnzimmern waren noch vierhundert Stufen zu ersteigen, die zu einem Belvedere auf dem Gipfel dieses Orts führten. Die Luft war dort sehr frisch, aber gesund; man trank Eisternenwasser, das nicht schlecht war. Der Winter ist hier ausnehmend streng, und fängt mit dem Herbst an; auch sonst wird es nie sehr warm. Einige Häuser der Stadt haben sehr kleine Gärten, und einige Bewohner haben Kühe; die Mädchen aber mußten ihren Unterhalt, selbst das Brod, anderswoher beziehen, weil man wegen der Theuerung des Holzes an diesem Orte keines backte. Man ließ es von Pontoason kommen. Man hat an dieser Küste nur selten, und zufälligerweise, Fische, und muß sie daher obgleich

vom Meere umgeben, kaufen. Die Mönche hatten anderthalb Stunden von dem Fort ein Landhaus, mit einem prächtigen Garten, der ihnen Gemüse lieferte. Sie waren zu zwölf, nahmen keine Novizen auf, und schienen mir im allgemeinen, so viel sie konnten, das Loos der Gefangenen zu erleichtern. Sie versicherten uns, daß sie dieselben ohne einen ausdrücklichen Befehl des Königs nicht einschloßen, und sie gewöhnlich bei ihren Spaziergängen mitnahmen.

Ich fragte sie über den berühmten eisernen Käfig; und sie sagten mir, daß er nicht von Eisen, sondern von Holz sey, und aus großen Kloben bestände, die zu Tag ausgehende Zwischenräume von drei bis vier Fingerbreite ließen. Seit fünfzehn Jahren hatte man keine Gefangene mehr zum wirklichen Aufenthalt dahin gethan; öfters aber (wenn sie recht böse wären, sagte man mir) würden sie ein oder zwei Tage lang daselbst eingesperrt, obschon der Ort äußerst feucht und ungesund, und ein anderes eben so festes, aber weit gesünderes Gefängniß vorhanden sey. Ich bezeugte mein Erstaunen darüber. Der Prior antwortete mir, er hätte die Absicht, dieses Denkmal der Grausamkeit eines Tags zu zerstören. Hierauf drängten sich Mademoiselle und ihre Brüder herbei, und sagten, sie würden sich äußerst freuen, von der Zerstörung desselben in ihrer Gegenwart Zeugen zu seyn. Bei diesen Worten sagte uns der Prior, es stehe in seinem Belieben, es zu zerstören, indem einige Monate vor uns der Graf Artois *) zu

*) Gegenwärtig S. M. Carl X.

St. Michel gewesen, und die Zerströrung bestimmt befohlen hätte. Der Prior setzte hinzu, daß ihn verschiedene Ursachen bisher abgehalten hätten, daß aber die Prinzen Morgen früh Zeugen davon seyn, und damit zugleich das schönste Fest genießen sollten, das man ihnen hier gegeben hätte. Ich bewohnte das Zimmer, in welchem sich der Abbé Sabathier aufgehalten hatte, der in einer so schönen Sache hier gefangen saß. *) Die Mönche sprachen mit großer Rührung und Enthusiasmus von ihm.

Einige Stunden vor unserer Abreise führte uns der Prior im Gefolge von Mönchen, zwei Zimmerleuten, einem Schweizer des Schlosses, und dem größern Theil der Gefangenen (wir hatten diese ausdrücklich dabei gewünscht) an den Ort, wo dieser schreckliche Käfig stand. Man mußte, um dahin zu gelangen, durch so dunkle unterirdische Gewölbe gehen, daß man Fackeln brauchte; nachdem wir viele Stufen hinuntergestiegen, kamen wir an ein schauderhaftes Gewölbe, wo dieser abscheuliche Käfig war. Er war sehr klein und auf so feuchtem Grunde, daß man das Wasser abfließen sah. Ich trat mit einem Gefühl von Schauer und Entrüstung hinein, zu dem sich indessen der tröstliche Gedanke gesellte, daß in Zukunft, Dank sey es den Bestrebungen meiner Jüdlinge, kein Unglücklicher mehr hier kummervolle Betrachtungen über sein Leiden und die Schlechtigkeit der Menschen anstellen würde. Der Herzog

von

*) Weil er im Parlamente mit vielem Nachdruck gegen höchst nachtheilige Mißbräuche gesprochen hatte.

von Chartres führte mit einem rührenden Ausdruck, und einer für sein Alter übermäßigen Anstrengung, den ersten Streich mit der Art gegen das Käfig, und die Zimmerleute setzten dann die Zerstörung fort. Der Anblick der Freude und Beifallsbezeugungen der Gefangenen während dieser Arbeit war rührend. Diese Gewölbe ertönten sicher bei dieser Gelegenheit zum erstenmal von Freudentönen. Mitten in diesem Getümmel war ich von der traurigen und bestürzten Haltung des Schweizers vom Schlosse betroffen, der dieses Schauspiel mit großem Aerger betrachtete. Ich theilte meine Bemerkung dem Prior mit, der mir sagte, dieser Mann bedaure den Untergang des Gefängnisses, weil er es den Fremden zeigte. Der Herzog von Chartres gab diesem Schweizer zehn Louisd'ors, und sagte ihm, daß er künftig, statt den Fremden den Käfig zu zeigen, sie an den Ort, wo er gestanden, führen sollte, und daß dieser Anblick gewiß angenehmer seyn würde. . . .

Nach der Messe betrachteten wir das ganze Haus, wir sahen ein ungeheures Rad, mittelst dessen und der daran befestigten Laue durch ein Fenster die schwerern Vorräthe für das Schloß heraufgezogen wurden. Von hier aus gingen wir auf den sehr hohen Terrassen oder Schanzen spazieren. Man genießt hier nach allen Seiten die umfassendste Aussicht; und sieht den Berg Tomblaine, der noch größer, als der Berg St. Michel, aber nicht bewohnt ist. Er ist ganz mit Kaninchen bevölkert, und drei Viertelstunden von St. Michel entfernt, was unglaublich scheint; denn da er einzeln, wie dieser erstere Berg, im Meere steht, und in den Umgebungen kein Vergleichs-

punkt vorhanden ist, durch den man seine Größe schätzen könnte, so schien er uns sehr klein, und nur 100 Schritte entfernt. Wir sahen alsdann den sogenannten Rittersaal, der groß und schön ist und auf Säulen ruht. Er hat seinen Namen von der Sitte der Ritter von St. Michel, diesen Berg zu besuchen. Die Bibliothek war sehr mittelmäßig; dieß that mir leid, wenn ich dachte, wie nützlich und sogar wie nothwendig eine schöne Büchersammlung für die Gefangenen seyn dürfte.

Die abergläubische Volkssage berichtete, der H. Michael hätte auf diesem, damals von Eremiten bewohnten Berge Wunder gethan; der Heilige habe sodann befohlen, dasselbst zu bauen, und der Berg hätte anfangs der Berg des Grabes wegen seiner Form geheißen: die vormaligen Herzoge der Normandie und andere Fürsten wallfahrteten nach diesem Berge, und legten Geschenke nieder, die wir im Schaze der Kirche sahen. Noch jezo wurde dahin gewallfahrtet, und man gab uns Medailen und kleine silberne Muscheln, wie man sie den Pilgern schenkt. Wir wirkten mehreren Gefangenen die von ihnen sehr gewünschte Erlaubniß aus, uns bis unten in das Schloß begleiten zu dürfen. Einer darunter, der schon seit fünfzehn Monaten gefangen saß, hatte bisher den Ort noch nicht verlassen dürfen. Als er außer dem Schlosse, auf dem kleinen ebenen Raume war, und vorzüglich, als er wieder Grünes auf den Stufen der Treppe sah, empfand er die innigste Freude und eine unbeschreibliche Rührung. Er gab mir den Arm, und rief bei jedem Schritte mit Ent-

zücken aus: „Welches Glück, wieder auf Gras zu gehen! *)

Ich war sehr erfreut, diesen traurigen aber auffallenden Ort, dieses Schloß, das bald vom Meere, bald vom Lande zurückgestossen wurde, gesehen zu haben; dieser Berg ist nemlich einige Stunden am Tage eine Insel, ganz mit Wellen umgeben, und die übrige Zeit liegt er auf einer großen Strecke bden Sandes.

Nach der Abreise von St. Michel kamen wir nach St. Malo, wo wir ein sehr auffallendes Beispiel sahen, was Thätigkeit im Verein mit Kunstfleiß vermag. In dieser Stadt hatte vor fünfzehn Jahren ein Kaufmann, Namens Dubois, gelebt, der fallirte. Da er nun nichts mehr in der Welt besaß, so machte er Anstalten nach Indien abzureisen, als ein Schif, das man für verloren geglaubt hatte, in den Hafen einlief. Dubois war mit einem beträchtlichen Antheil bei diesem Schiffe interessirt, das große Reichthümer gewonnen hatte, und ihm 600,000 Livres eintrug; mit dieser Summe machte er nun andere Unternehmungen, die ihm gelangen. Er erhielt alsdann die Erlaubniß, einen Hafen auf seine Kosten, eine kleine Stunde von St. Malo, in einer Gegend, Namens Mortmarin, zu bauen. Dieser Hafen war vollendet, und stellte im Kleinen ganz den Hafen von Brest dar. Dasselbst ließ

*) Nach unserer Ankunft zu Paris machten wir mehrere fruchtlose Schritte zu seinen Gunsten. Der Herzog von Chartres war aber so glücklich, sogleich die Befreiung eines dieser Gefangenen zu erhalten, und zu der Befreiung eines andern beizutragen.

Anm. der Verfasser.

nun Dubois ein niedliches Schloß errichten, das er bewohnte, und baute-Schiffe zum Verkaufe; so daß jene, durch Arbeit und Kunstfleiß eroberte, Landstrecke das Eigenthum Dubois's wurde, und eine Art von Freistaat darstellte, der von ihm gegründet und geleitet war. Man traf zu Montmarin eine Menge Handwerker, weil alles dort fabrizirt wurde, Stricke, Laue, Seegel, Zimmerarbeit, u. s. w. Dubois lieh den Kapern Geld, nahm aber als Unterpfand und Sicherheit für dasselbe, die in seinem Hafen befindlichen Schiffe. Damals lagen sechs Schiffe dieser Art im Hafen mit Flaggen von verschiedenen Nationen. Dieser sonderbare Mann übte große Gastfreundschaft, und empfing Fremde und jeden Besuch auf das gefälligste.

Die Revolution hatte sich schon seit langer Zeit vorbereitet, und war unvermeidlich; die Achtung für die Monarchie war ganz verschwunden, und es gehörte zum guten Ton, in Allem dem Hofe zu trotzen, und sich über denselben lustig zu machen. Man ging nur klagend und seufzend nach Versailles, um dort seinen Hof zu machen; man hörte überall die Aeußerung, nichts sey so langweilig, als Versailles und der Hof, und alles, was der Hof lobte, ward von dem Publikum getadelt; die Theaterstücke, welche in Fontainebleau mit Beifall aufgenommen wurden, zischte man zu Paris aus. Ein in Ungnade gefallener Minister konnte der öffentlichen Gunst versichert seyn, und wenn er verbannt wurde, so erhielt er sicher von allen Seiten Besuche, nicht aus wahrer Großmuth, sondern aus dem Bestreben, alle Handlungen des Hofes anzuschwärzen. Die Finanzen waren in einem sehr schlechten Zustand; man be-

schloß zur Belebung derselben die Zusammenberufung der Generalstaaten. Es giebt nichts schlimmeres, als Rath zu verlangen, wenn man Geld braucht, denn man erhält alsdann immer sehr harte Bedingungen. Es gab mehrere Personen in der großen Welt, welche Unruhen und Stürme voraussahen, im Allgemeinen aber herrschte die leichtsinnigste Sicherheit. Der Herzog von Orleans und Hr. von Lauzun waren eines Abends bei mir (die Notabeln waren damals schon versammelt), und ich äußerte die Hoffnung, diese Versammlungen würden viele Mißbräuche heben. Der Herzog von Orleans behauptete, man würde nicht einmal die Lettres de Cachet unterdrücken. Hr. von Lauzun und ich behaupteten das Gegentheil, und es entspann sich eine Wette zwischen dem Herzog von Orleans und dem Hr. von Lauzun, die niedergeschrieben und mir zur Verwahrung gegeben wurde, und die ich auch über fünfzehn Jahre aufgehoben hatte. Die Wette betrug fünfzig Louisd'or. Ich habe diese Schrift mehr als fünfzig Personen gezeigt, und die Ansichten des Herzogs von Orleans wurden fast von der ganzen großen Welt getheilt. Eine Revolution sah man als etwas unmdgliches an. Diese Sicherheit wurde höchst nachtheilig, und verhinderte die Ergreifung von Vorsichtsmaßregeln, durch die man sie hätte verhüten können.

Im Anfang der Revolution kam der Abbé Cerutti *) von Zeit zu Zeit zu mir, und ersuchte mich um Beiträge zu seiner Dorfzeitung (la Feuille villageoise), die er re-

*) Dieser, jetzt fast ganz vergessene italienische Abbé stand zu seiner Zeit in einem ziemlichen Rufe. Er hatte, noch sehr

digirte. Er versicherte mich, sein Blatt sey ganz in friedlicher und moralischer Absicht geschrieben. Ich gab meine Einwilligung, und arbeitete mehrere Artikel unter dem Titel: „Briefe der Maria Anna; da aber diese Briefe sehr viele Religion athmeten, so bat mich der Abbé Cerutti, nur von Moral zu sprechen, und der Religion nicht zu erwähnen. Ich kannte diese Redensart, und wußte ihre Bedeutung; daher ich ihm auch ganz trocken antwortete, daß ich ihm von nun an keinen Beitrag für sein Blatt mehr liefern würde, was auch der Fall war. Ich gab allmählig meine moralischen Gespräche über die Erziehung des Dauphin heraus, so wie über die Klosterschulen, die ich zum Ersatz der Nonnenklöster vorschlug, deren Verlust ich bedauerte; über die Volkserziehung; über die Gymnastik in ihrer Anwendung auf die Erziehung; über die öffentliche Erziehung, u. s. w. Alle diese Gespräche erschienen im Jahr 1790; sie machen einen Band meiner Werke aus.

Ich war von keiner Parthei, als von der der Religion. Ich wünschte eine Reform bei gewissen Mißbräuchen, und sah mit Freuden die Zerstörung der Bastille, die Abschaffung der Lettres de Cachet und der Jagdrechte. Dieß war der ganze Umfang meiner Wünsche; weiter erstreckte sich meine Politik nicht. Zugleich konnte Niemand einen tiefern Schmerz und Schauer empfinden, über die in den

jung, in einem Jahre drei akademische Preise zu Montauban, zu Lyon, und zu Toulouse erhalten. Der Abbé Cerutti starb im März 1792. Er ward zu Turin, im Juni 1738, geboren.

Anmerk. d. Herausg.

ersten Augenblicken der Einnahme der Bastille verübten Ausschweifungen, von denen bloß die Zerstörung meinen Beifall hatte. Ich dachte wohl, daß diese willkührliche Handlung des Volks ein Eingriff in die gesetzmäßige Souveränität wäre; aber ich konnte mich einer lebhaften freudigen Empfindung nicht erwehren, als ich die Zerstörung dieses furchtbaren Gebäudes erblickte, in welches so viele unschuldige Opfer eingeschlossen waren, wo sie selbst ohne gerichtliche Formen ihren Tod gefunden hatten. *)

Der Wunsch, meinen Zöglingen Alles zu zeigen, (der mich bei dieser Gelegenheit zu einem unklugen Schritt verleitete) veranlaßte mich, von St. Leu zurückzukehren, und einige Stunden in Paris zuzubringen, und von Baumarchais's Garten das ganze Volk von Paris bei dem Einreißen und Zerstören der Bastille zu sehen. Man kann sich kaum einen Begriff von diesem Schauspiel machen; man muß es gesehen haben, um eine richtige Vorstellung davon zu haben. Dieses bedeutende Fort war mit Männern, Weibern und Kindern bedeckt, welche mit unerhörttem Feuereifer bis an den höchsten Stellen des Gebäudes und der Thürme arbeiteten. Diese erstaunende Zahl freiwilliger Arbeiter, ihre Thätigkeit, ihr Enthusiasmus, die Freude, dieses schauerhafte Denkmal des Despotismus zusammenstürzen zu sehen **), die rächenden Hände,

*) S. die Memoiren von Dangeau. A. d. Verf.

**) Bekanntlich fanden die meisten dieser Verhaftungen ohne Vorwissen des Königs statt, und der Federstrich eines schlecht gesinnten Ministers reichte hin, einer Lettre de Cachez ihre volle Kraft zu ertheilen. Anm. des Verf.

welche hier das Amt der Vorsehung zu üben schienen, und die mit solcher Schnelligkeit das Werk von Jahrhunderten zusammenwarfen, dieses ganze Schauspiel sprach mit gleicher Gewalt zu der Einbildungskraft und zu dem Herzen. Meine Neugierde verleitete mich auch, den Klub der Cordeliers zu besuchen, ich habe eine sehr treue Beschreibung davon in den Parvenu's mitgetheilt. *) In diesen ersten

*) Wir giengen zu den Cordeliers; ich sah daselbst Schuhsticker und Sackträger als Redner, und selbst ihre Frauen und ihre Liebhaber, auf die Tribune steigen, und mit voller Brust gegen die Adlichen, die Priester, mit noch größerem Feuer aber, gegen die Reichlichen sprechen. Unter andern sah ich ein Fischerweib, die öfters widerholte, man dürfe die mobilieres Vorurtheile (sie wollte sagen die Adlichen nobiliaires) nicht länger dulden! Niemand in der Gesellschaft achtete darauf, und die Schwägerin erhielt dennoch Beifallklatschen. Uebrigens bemerkte ich, daß das größte Vergnügen aller dieser Leute darin bestand, den Präsidenten und die Mitglieder der großen Versammlungen ernsthaft nachzuäffen. Alle die Handwerker, die hier versammelt waren, um ins Blaue, wie die Oberhäupter der Republik zu urtheilen, kamen mir wie schlecht erzogene, sich selbst überlassene Kinder vor, die ein gemeines Spiel trieben, dessen Form sie weit mehr als das Wesen unterhielt und beschäftigte, und die sich der Kindheit entwachsen glaubten, weil sie auf eine lächerliche Art das Benehmen der sie regierenden Personen nachahmten. Hätte man ihnen die Tribune, ihren Präsidenten und seine Glocke, so wie die bei dem Konvent und den Jakobinern eingeführte Polizeiformen genommen, so würden sie sehr wenig Interesse an ihren Versammlungen gefunden haben. (Les Parvenus, ou les Aventuriers de Julien Delmours.)

Revolutionszeiten hatte der älteste meiner Zöglinge eine Anwandlung von Seelengröße, die ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann: er erfuhr in meiner Gegenwart, daß die Erstgeburtsrechte aufgehoben wären, und umarmte gleich darauf den Herzog von Montpensier mit dem Ausruf: „Wie freut mich dieß!“ Er wurde, nach dem Willen des Herzogs von Orleans, sicher nicht mit dem meinigen, in den Jakobinerklub aufgenommen; und doch muß man sich erinnern, daß diese Gesellschaft damals durchaus das nicht war, was sie später wurde. Indessen waren ihre Ansichten schon sehr ausschweifend. Ich hatte ihn, ein Jahr zuvor, von der philanthropischen Gesellschaft aufnehmen lassen, deren Präsident Herr von Charost*) war;

*) Armand Joseph von Bethune-Charost, geboren den 1 Juli 1728, war einer der seltenen Menschen, die nur für andere zu leben scheinen, und deren ganzes Daseyn eine Reihe von Handlungen der Wohlthätigkeit, eine immer thätige Menschenfreundlichkeit, ohne alle Unterbrechung darstellte. Er stiftete Anstalten der Wohlthätigkeit für Wöchnerinnen, für Waisen, für Landleute, die durch Hagel oder Brand zu Grund gerichtet waren; Unterstützungsanstalten; bezahlte den Unterricht für viele arme Schüler, die dadurch in den Stand gesetzt wurden, sich zu nützlichen Bürgern zu bilden. Er errichtete Straßen, und begünstigte die Fortschritte des Ackerbaus. Herr von Charost bekam bei fortwährendem Besuche des Taubstummeneinstituts, zu dessen Administratoren er gehörte, die Blattern, die daselbst große Verheerungen anrichteten, und starb daran am 27. Oktober 1800, in einem Alter von zwei und siebenzig Jahren.

aber, wie gesagt, an seiner Aufnahme bei den Jakobinern bin ich unschuldig. Indessen bediente man sich dieses Vorwands, um mir die Herzoginn von Orleans zu entfremden.

So wie der Herzog von Chartres das siebenzehnte Jahr erreicht hatte, erklärte mir der Herzog von Orleans, daß seine Erziehung geendigt sey, und man bildete ihm nun sein eigen Haus; der Herzog von Chartres hatte aber so viel Verstand und Zuneigung zu mir, daß er mir erklärte, er würde täglich, bis zu seinem achtzehnten Jahre, seinen Unterricht zu Belle Chasse besuchen, und auch niemals ausblieb; was in der That bei einem jungen Menschen, den man zu seinem eigenen Herrn gemacht hatte, zu verwundern ist. Folgende ausgezeichnete Personen hatte ich bei seiner Erziehung angewendet, die auch nachher bei ihm blieben: Herr Piere *), dessen Verdienst und Talente allein für mich die Veranlassung waren, um eine Stelle für ihn zu bitten, die er nicht verlangt hatte. Auch hatte ich ihn persönlich nicht gekannt; aber wir hatten der ersten Vorstellung seiner Schule der Väter beigewohnt. Dieses Werk flößte mir eine solche Achtung für den Verfasser ein, der damals noch sehr jung war, daß ich ihn zwar

*) Die Schule der Väter (l'école des pères), das erste Stück dieses Schriftstellers wurde in demselben Jahre vierzimal vorgestellt. Es wurde oft wieder aufgenommen und immer mit Beifall empfangen, so, daß es noch immer auf dem Repertorium steht. Der König Ludwig XVI. bezeugte dem Hrn. Piere über dieses Stück sein besonderes Wohlgefallen durch Uebersendung eines schönen Degens.

nicht als Lehrer, aber in der Eigenschaft als Kabinetts-Sekretär bei meinem Zögling angestellt wünschte. Ich sprach darüber mit dem Herzog von Orleans und es geschah sogleich. Ich kann nur in jeder Beziehung Lobenswürdiges von ihm sagen. Er zeigte eben so viele Freundschaft für mich, Anhänglichkeit für den Herzog von Chartres, und das vollkommenste Betragen während der Erziehung, als er persönliche Tugenden und gesellschaftliche Vorzüge an den Tag legte *). Er brachte durch seine Talente und seine Liebenswürdigkeit sehr viel Angenehmes in unsern innern Zirkel; wenn wir kleine Feste gaben, so verschönernte er sie durch seine niedlichen Verse. Viele derselben machte er für mich. Ich will hier folgende anführen (die nie gedruckt worden sind), da sie insbesondere seine Freundschaft für mich beweisen:

Lorsque de sa morale et sublime et touchante,
 Que des traits de vertu dans ses écrits semés,
 Mon cœur et mon esprit charmés,
 Admiroient Sillery, mais l'admiroient absente,
 J'étois loin d'espérer qu'à mes vœux complaisante,
 La Fortune voulût m'en rapprocher un jour,
 Et qu'heureux habitant de ce riant séjour,
 J'y cueillerois les fleurs que ma main lui présente.
 Que j'aime cet asile où, riches en talens,

*) Ich kenne unter andern eine der Aeußerungen seiner gesellschaftlichen Tugenden, und zwar nicht von ihm selbst, die wahrhaft bewundernswürdig ist; sie ist aber eine Art von Geheimniß, dessen Enthüllung ich mir bei seiner Bescheidenheit nicht gestatte. Anmerk. d. Verf.

Les neveux de nos rois sont autant de modèles,
Où tous les dons les plus brillans
Ne se montrent qu'ornés des grâces naturelles!
Sous votre nom, le dieu du goût
Y règle l'emploi des journées;
Par les beaux-arts et l'étude enchainées,
Sans un moment perdu, sans le moindre dégoût,
Les heures coulent fortunées.

Dans ces lieux enchantés, qu'habitent la candeur,
La gaité pure, et l'aimable innocence,
Je trouve la raison sous les traits de l'enfance,
Et je vois la vertu décorant la grandeur.
O vous qui, renonçant, dans la fleur de votre âge,
A la pompe des cours, à l'attrait des plaisirs,
Qui, faite pour briller et fuyant tout hommage,
A d'utiles talens consacrez vos loisirs,
Qui, par l'art de penser, par les grâces du style,
Entre Locke et Rousseau vous assurez un nom,
Et joignant aujourd'hui l'exemple et la leçon,
Nous faites voir aisé ce qu'on crut difficile,
Jouissez du bonheur que préparent vos soins
Aux brillans rejetons d'une tige chérie:
Ils seront les soutiens, l'amour de la patrie.
Déjà de leur mérite on voit mille témoins
Célébrer votre gloire, et terrasser l'envie.
Bientôt vous entendrez tout le peuple françois,
Joyeux de voir combler une douce espérance,
Exalter votre nom, dans sa reconnoissance,
Et, de vos longs travaux recueillant les succès,
Offrir à votre coeur sa digne récompense.

Herr Mery, von dem ich bereits gesprochen, und der
Kabinettssekretär war, zeigte sich zuerst leidenschaftlich für

mich eingenommen, wurde aber am Ende, wie mehrere andere, sehr gegen mich gestimmt, und undankbar. Ich stellte auch noch bei dem Herzog von Chartres einen Verwandten des Herrn von Bonnard, Namens Herr von Brosval an, den mir Frau Necker empfahl und der auf mein bloßes Vorwort angenommen wurde. Den Herren von Grave und St. Blancard verschaffte ich die großen Stellen. Herr von Abarey, dessen Bekanntschaft ich zu Spaa gemacht hatte und der sich durch seinen Verstand und seine Gutmüthigkeit auszeichnete, bat mich, für den Ritter von Grave zu sorgen; ich versprach es und hielt mein Wort. Herr von Abarey brachte ihn mir nach Belle Chasse und ich schloß die innigste Freundschaft mit ihm. Damals arbeitete ich an meiner Botanik von künstlichen Blumen; er bat mich um einen Strauch von meiner Arbeit, und ich gab ihm in einer Schachtel eine Granatpflanze *). Erschien auf diese Gabe der Freundschaft einen hohen Werth zu legen: ich rechnete ihn ganz aufrichtig zu meinen wahren Freunden, habe aber seit der Restauration nichts mehr von ihm gehört! Dieses Betragen soll mich indessen nicht hindern, seinen guten Eigenschaften alle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Er besitzt diese in der That in einem vorzüglichen Grade, besonders rührend und musterhaft war seine Zärtlichkeit für seine Mutter, und seine Sitten waren immer ganz vorwurfsfrei **).

*) Die Granatblume war im Alterthum der Freundschaft geweiht. Anmerk. d. Verf.

***) Alles dieß war lange vor seinem Tode geschrieben.

Anmerk. d. Herausg.

Ein Zug der Undankbarkeit den ich erfahren und der alle andern übertrifft, ist folgender: ich habe bereits angeführt, daß die H. H. von Queissat einen vierten Bruder hatten, der bei ihrer unglückseligen Geschichte abwesend und nicht damit befaßt war. Er hielt sich in Paris auf und lebte dort frei, während seine Brüder im Gefängniß waren, brachte mir täglich Nachrichten von ihnen in das Palais Royal, und besorgte meine Aufträge an sie und an ihren Advokaten Gerbier. Er ging nicht nach Korsika und blieb in Paris. Zwei oder drei Jahre vor der Revolution wollte er ein junges Frauenzimmer von Bordeaux heirathen, erfuhr aber als Protestant große Schwierigkeiten von Seite des Erzbischofs von Bordeaux, des Herrn von Cicé. In dieser Verlegenheit wandte er sich mit der Bitte an mich, dem Erzbischof, der gerade in Paris war, zu schreiben. Obschon ich denselben nicht kannte, so erfüllte ich doch seinen Wunsch. Der Erzbischof hatte die Güte, mich in Belle Chasse zu besuchen, wo wir über die Sache sprachen, alle Schwierigkeiten beseitigt wurden und die Heirath nun zu Stande kam. Im ersten Jahre der Revolution zeigte Herr von Queissat eine besondere Anhänglichkeit an Herrn von Lafayette, den man damals für einen Feind des Herzogs von Orleans hielt. Wie dem auch sey, so glaubte sich Herr von Queissat ihm gefällig zu machen, indem er mich als eine Person angab, welche eine Menge Waffen zu Belle Chasse aufbewahre. Auf diese Angabe schickte Herr von Lafayette Häfcher nach Belle Chasse, um dort eine Untersuchung im Keller und auf dem Boden vorzunehmen. Meine Zöglinge waren Zeugen die-

ses lächerlichen Vorgangs; sie lasen alle bei mir, als man mir diesen lächerlichen Besuch und seinen Beweggrund an- sagte. Ich gab, ohne die geringste Betroffenheit zu zeigen, den Befehl, sie eintreten zu lassen und fuhr im Lesen fort. Man trat herein, und der Anführer der Truppe näherte sich mir, übergab mir mit nachdrücklichem Ton seinen Be- fehl, und verlangte die Schlüssel zu meinen Schränken. Ich hatte zwei davon in meiner Tasche, hielt im Lesen nur so lange still, bis er ausgesprochen, und antwortete ihm la- konisch: suchen Sie. Dabei übergab ich ihm meine zwei Schlüssel, kehrte mich aber nicht gegen ihn um, sah ihn nicht an und fuhr fort zu lesen. In diesem Augenblick empfand ich den Grad der Entrüstung, der in die tiefste Verachtung übergeht und die höchste Ruhe und Kaltblütig- keit erzeugt. Die Vollzieher des revolutionären Despo- tismus waren über dieses Benehmen höchst beleidigt und zeigten es durch die kleinlichste Nachsuchung. Endlich ent- fernten sie sich, ohne andere Waffen gefunden zu haben, als zwei oder drei Kappiere, einen Kdcher und Pfeile, die meinen Zöglingen gehörten.

Ehe ich nun aber meine Erzählung über die Erziehung meiner Zöglinge endige, will ich noch kurz berichten, welche Mittel ich zur Bildung sowohl ihres Geistes, als ihres Herzens, anwandte. Bereits wurde des Tagbuches er- wähnt, das Herr Debrun täglich schrieb und das Alles enthielt, was den Tag über und in meiner Abwesenheit vorfiel und zu dem ich am Rande meine Bemerkungen bei- fügte. Ich schrieb aber noch außerdem bloß für meine Zöglinge, ihren Vater und ihre Mutter umständliche

Angaben (die sie aber nie lesen wollten) nieder, und ließ jeden Artikel durch die Prinzen und Mademoiselle unterzeichnen. Man findet sie in den Leçons d'une Gouvernante, die ich im Jahr 1790 unter den Augen des Herzogs und der Herzoginn von Orleans drucken ließ. Diese Angaben sind somit ganz urkundlich *). Ich liefere hier einzelne Auszüge, und bemerke nur, daß ich ihnen täglich Aufgaben machte, die ich ihnen auch selbst bearbeitete, um sie ihnen dann vorzulesen, wenn sie mir ihre Arbeiten gezeigt hatten.

Hier sind einige meiner Arbeiten:

Wie man sich gegen seine Freunde betragen soll.

Man muß sie vor Allem, wie schon gesagt worden, gut auswählen. Zu dem Ende muß man wissen, ob der Mensch, mit dem man ein Freundschaftsband knüpfen will, einen guten Ruf hat; ob er dafür bekannt ist, eine erhabene Denkungsart zu besitzen; ob er ein guter Sohn ist; ob er bei seinen Eltern lebt; ob diese in der Welt im Ansehen stehen; ob er selbst für verständig und unterrichtet

*) Bei meiner Abreise aus Frankreich, im J. 1791, legte ich alle diese Tagebücher in die Hände des Herrn Gabiou, Notars, mit der Erlaubniß nieder, sie jeden lesen zu lassen, der an ihrer vollkommenen Uebereinstimmung mit dem Gedruckten zweifeln sollte. Herr Gabiou gab mir dieselben nach meiner Rückkehr mit der ihm eigenen Pünktlichkeit zurück. Ich habe alle diese geschriebenen Tagebücher dem Herzog von Orleans überliefert.

tet gehalten wird; ob er edle Sitten und einen guten Ton hat. Ist man über alle diese Bedingungen im Reinen, so kann man eine Verbindung mit diesem Menschen anknüpfen, ohne sich ihm noch ganz hinzugeben. Man muß ihn nun genauer beobachten, ob er verschwiegen und redlich ist, was man aus tausend kleinen Zügen erkennen kann, ob man ihm bei dem Umgang in größerer Gesellschaft sicher vertrauen kann, und er unfähig ist, hier eine Aufhezung oder eine Falschheit zu begehen. Findet man ihn nun, nach Verfluß der zur völligen Sicherheit nöthigen Zeit, im Besitze dieser Tugenden, so kann man sich um seine Freundschaft bewerben.

Sie haben bei Freunden sichere Mittel, ihre Anhänglichkeit zu prüfen. Anzeigen davon sind: wenn die Freunde sich in Beziehung auf Bitten um Gefälligkeiten, die sie etwa vorbringen und deren Erfüllung sie von Ihnen erwarten könnten, äußerst zurückhaltend benehmen;

Wenn sie nie eine Gefälligkeit von Ihnen verlangen, die eine Ungerechtigkeit gegen einen Andern einschloße;

Wenn sie Ihnen nicht schmeicheln;

Wenn sie Ihnen, selbst auf die Gefahr, Ihnen im Augenblick zu mißfallen, nützliche Rathschläge ertheilen;

Wenn sie Ihnen Ihre Fehler sagen;

Wenn sie Alles anwenden, Sie in der Anhänglichkeit an Ihre Pflichten zu bestärken;

Wenn sie ihren ganzen Einfluß bei Ihnen dazu verwenden, die zwischen einander herrschende Eintracht zu unterhalten und Sie in dem Gedanken zu bestärken, daß Ihre Hauptpflicht darin besteht, Ihren Vater und Ihre

Mutter glücklich zu machen; daß die Wonne Ihres Lebens darin liegt, sie fortwährend zu lieben, sie in Allem um Rath zu fragen, ihnen nichts zu verbergen und das innigste und vorzugsweise Vertrauen in sie zu setzen, und endlich in der zartesten Harmonie mit Ihren Brüdern und Ihrer Schwester zu leben. Finden Sie Freunde, die so sprechen und so handeln, so können Sie ihnen Ihr Vertrauen schenken. Sie werden wenige dieser Art finden; Alle aber, die sich auf eine andere Weise benehmen, würden den Namen Freunde nicht verdienen; und wenn Ihnen Leute vorkommen, welche mittelbar oder unmittelbar die zarte Anhänglichkeit schwächen möchten, die Sie Ihren erhabenen Eltern schuldig sind, so dürfen Sie überzeugt seyn, daß diese keine wahre Freundschaft für Sie empfinden, Ihre Verachtung verdienen, und Ihnen durch ihren Umgang nur Gefahr bringen würden. Finden Sie aber Freunde, die Ihrer würdig sind, so werden Sie ihnen auch zu allen Diensten verpflichtet seyn, die Sie ihnen, ohne gegen andere ungerecht zu seyn, erweisen können. Sie haben dabei die Obliegenheit, ihnen in Allem zuvorzukommen, was sie vernünftiger Weise wünschen könnten. Sie werden sich bemühen, ihre Beförderung zu begünstigen und außer den Gefälligkeiten, deren Bewilligung in Ihrer eigenen Macht steht, auch bei Hofe sich für sie mit Lebhaftigkeit und Ausdauer zu verwenden. Alsdann müssen Sie auch an Allem, was sie betrifft, Theil nehmen und so wie Sie ihnen Ihr Vertrauen schenken, auch so erscheinen, daß Ihnen das Vertrauen, welches Ihnen diese Freunde in ihren eigenen Angelegenheiten schenken, von Werth ist,

sie über letztere und ihre Empfindungen mit Theilnahme befragen und sie um so mehr zu solchen Aeußerungen aufmuntern, als Sie selbst von Ihren eigenen Angelegenheiten mit denselben sprechen. Wenn Sie bloß von ihnen geliebt seyn wollen, um von Ihren eigenen Anliegen sprechen zu können, so werden Sie Vertraute aber keine Freunde haben. Daher besitzen denn gewöhnlich auch Fürsten keine Freunde. Ich spreche hier nicht von jener zarten Theilnahme, die Sie Ihren Freunden dann schuldig sind, wenn sie krank wären, oder einen Kummer erlitten. Dieß versteht sich von selbst. Alles dieß ist zu einer vertrauten Freundschaft, nämlich für einen oder zwei Menschen erforderlich. Außer diesen innigen Freunden können Sie aber noch einige Bekanntschaften haben, denen die große Welt den Namen Freundschaft ertheilt, die aber in der That nur gesellschaftliche Anhänglichkeiten sind. Aber auch für diese giebt es noch gewisse Pflichten, die indessen denen der Freundschaft sehr untergeordnet sind: diese Pflichten bestehen darin, einige Dienste zu erweisen und bei allen Gelegenheiten eine beständige Theilnahme und Achtung an den Tag zu legen. Auch scheint es mir schicklich, daß, wenn Ihre Brüder gegen irgend jemand eine gegründete Beschwerde hätten, der noch nicht Ihr Freund gewesen wäre, Sie keine besondere Bekanntschaft mit diesem anknüpfen. Sollten Sie aber eine bereits innige Freundschaft mit jemand geschlossen haben und einer Ihrer Brüder eine Abneigung gegen diesen fassen, so ist dies doch kein hinreichender Grund, mit dieser Person zu brechen, außer sie machte sich eines entschieden fehler-

haften Benchmens gegen Ihren Bruder schuldig, oder sie suchte Sie mit Ihrem Bruder in Streit zu bringen oder zu entzweien. Da diese beiden Fälle einen verachtungswerthen Zug darböten, so würde auch diese Person Ihrer Freundschaft nicht mehr würdig seyn. Ohne eine solche Veranlassung aber dürften Sie einen Freund deswegen nicht aufgeben, weil seine Gesellschaft Ihrem Bruder mißfiel; und Sie müssen diese Uebereinkunft, die ganz der Vernunft gemäß ist, zum Voraus mit Ihrem Bruder treffen. Sollte sich aber der Herzog oder die Herzoginn mit einem Ihrer Freunde entzweien, so müssen Sie den Umgang mit ihm aufgeben, außer Ihre Eltern befehlen Ihnen das Gegentheil. Da Sie überzeugt sind, daß Ihre erlauchte Eltern zu erfahren und zu weise sind, als daß sie nach einer bloßen Aufwallung und Laune handeln könnten, so können Sie auch nicht zweifeln, daß sie in dem Fall, wo sie gegen irgend Jemand eine Abneigung zeigen, auch gute Gründe dazu haben werden, und dann müssen auch Sie Ihr Betragen jener gemäß einrichten. Sie müssen nie dulden, daß man Ihre Freunde bei Ihnen im Geheim und ohne Beweise irgend eines Unrechts gegen Sie beschuldigt. Mißtrauen Sie Jedem, der Ihren Freunden bei Ihnen Schlimmes nachsagen will: der Beweggrund solcher Angebereien liegt fast immer in niedrigem Neide und wenn Sie nicht von bestimmten Belegen unterstützt sind, so muß man sie verachten und durch eine Aeußerung von Kälte und vollkommener gegentheiligter Ueberzeugung solchen Anschwärzern Stillschweigen auflegen. Sollte man Ihnen indessen das Unrecht eines Freundes mit wirklichen Belegen bewei-

sen, so würden Sie, so groß dasselbe auch seyn mag, und so überzeugend Ihnen diese Beweise erscheinen möchten, sich gegen die Pflichten der Freundschaft vergehen, wenn Sie sich entschlossen, bloß auf diese Anzeige hin den Umgang mit Ihrem Freunde abzubrechen. Es kann Etwas als bestimmter Beweis erscheinen und doch nur eine Täuschung oder eine Hinterlist seyn; dieß muß sich eine gefühlvolle Seele immer selbst sagen, wenn sie wirklich liebt und eine Beschuldigung vernimmt. Ehe Sie daher einen bestimmten Entschluß fassen, müssen Sie eine offene und klare Erklärung mit Ihrem Freunde suchen, da er nur auf diese Art sich rechtfertigen kann, und ein großer Nachtheil auf Sie fallen würde, wenn Sie ihm nicht alle Gelegenheit dazu, soweit sie von Ihnen abhängt, darbieten würden. Wenn er sich nun bei dieser Erklärung rechtfertigt, so haben Sie das Glück, sich einen Freund zu bewahren, der durch dieses Verfahren nur eine um so festere Anhänglichkeit für Sie zeigen wird; kann er sich aber nicht rechtfertigen, so werden Sie sich ohne einen Aufsehen erregenden Auftritt allmählig von ihm entfernen, und dabei die Gerechtigkeit auf keine Weise verletzen. Dieß, meine Kinder, sind die Hauptpflichten der Freundschaft. Wenn nun diese schon von einem solchen Umfang sind, so könnt Ihr daraus schließen, was man seinen Geschwistern schuldig ist, welche noch viel theurere und aufrichtigere Freunde sind, als Alle andern, die man in der Welt gewinnen kann. Ihr könnt daraus schließen, was man erst zärtlichen Eltern schuldig ist, die wahrhaft unsere ersten Freunde und

die einzigen sind, denen man in Allem blinden Glauben beimessen kann!

Von der Sicherheit in der Gesellschaft.

Sie besteht nicht nur darin, mit unverletzlicher Treue die uns anvertrauten Geheimnisse zu bewahren, sondern auch nichts wieder zu sagen, was in einer vertrautern Gesellschaft unter Leuten, die oft mit einander umgehen, gesagt worden ist. Sollte selbst in einem zahlreichen Kreise irgend Jemand etwas Unbedachtsames, oder etwas Böses über einen Andern sagen, so darf man weder die Sache mit Nennung der Person, noch selbst die Aeußerung, ohne die Person zu nennen, wiederholen. Macht indessen jener Ausfall Aufsehen, und fragt man Sie unter der Voraussetzung, daß Sie bei der Aeußerung desselben gegenwärtig waren, so müssen Sie durchaus keine Antwort ertheilen, sondern bloß sagen, Sie wollten nichts mit solchen Aufhehereien zu thun haben, und würden demnach jede Frage darüber unbeantwortet lassen. Sehen Sie wirklichen Verrath und Treulosigkeit, so lassen Sie sich durchaus nicht ein; zeigen Sie eine tiefe Verachtung; mischen Sie sich aber nicht ein, diejenigen, auf deren Kosten es geht, zu benachrichtigen, wenn es nicht Personen betrifft, die Ihnen sonst theuer sind: Sie würden sonst, bei der besten Absicht, Dienste zu leisten, nur zu neuen Mißverständnissen Anlaß geben. Man hat keine sichere Stellung in der Gesellschaft, wenn man ein Schwätzer, oder ein Spötter, oder Låsterer ist, weil der Schwätzer, aus bloßer Schwatzhaftigkeit, tausend unüberlegte Dinge sagt und Je-

dermann kompromittirt; und der Spötter, aus Vorliebe zu schlechten Späßen, häufig Schleichigkeiten und Indiskretionen begeht; der Låsterer aber das Bõse, das er von Andern weiß, wiederholt, sich dadurch verwerflich und verhasst macht, und überdieß, selbst ohne seinen Willen, häufig dadurch verläumdet, daß er das Bõse wiederholt, das man ihm von andern gesagt hat, und das gewöhnlich übertrieben oder gar erlogen ist.

Es geschieht öfters, daß man in Augenblicken der Laune selbst über Personen, die man am meisten liebt, sich etwas unüberlegt ausdrückt. Dieß ist eine sehr verwerfliche Sitte, und ich hoffe, daß Ihnen nie etwas der Art begegnet wird. Bei andern aber müssen Sie dieß mit einiger Nachsicht betrachten, vorzüglich, wenn Sie überzeugt sind, daß sie sonst ein gutes Herz haben. Sollten demnach Personen, die Sie lieben und unter denen sonst ein harmonisches Verhältniß statt findet, in Ihrer Gegenwart solche Schwachheiten begehen, so würden Sie sehr Unrecht haben, diese gegenseitig davon zu benachrichtigen: Sie müßten im Gegentheil suchen, eine mildere Stimmung bei ihnen hervorzubringen, und Ihren Einfluß bei ihnen dazu verwenden, einen wirklichen Zwist unter ihnen zu verhüten und Alles mögliche thun, um sie wieder zu besänftigen und auszuöhnen, indem Sie alles verschwiegen, was sie zu einer gegenseitigen Erbitterung veranlassen könnte. Auf diese Weise müssen Sie sich beständig betragen, vorzüglich im Innern Ihrer Familie, mit Ihren Brüdern, Ihrer Schwester, Ihren Schwägerinnen u. s. w. So wie Sie eine Kälte unter Ihnen bemerken, was indessen, wie ich hoffe,

nie vorkommen wird, aber doch möglich ist, so müssen Sie nur Worte des Friedens und der Versöhnung aussprechen und durchaus keine Aeußerung machen, welche erbittern könnte. Ein solches Benehmen muß man schon mit seinen Freunden in einer vertrauten Gesellschaft beobachten, um so mehr wird es also eine heilige Pflicht im Umgang mit Brüdern und Schwestern. Es giebt aber noch etwas, das der Diskretion und demnach der Gesellschaft sehr nachtheilig ist, nämlich die thörichte Eitelkeit, alle Geheimnisse der Personen, mit denen man lebt, wissen zu wollen. In dessen ist doch gerade nichts so albern und so verächtlich, als ein Geheimniß aus dem Grunde zu verrathen, um zu beweisen, daß man es weiß. Man muß sich auch, zu einer sichern Haltung in der Gesellschaft, vor einer kleinlichen Neugierde hüten, die immer die Anzeige geringen Verstandes ist; Leute, die alles was vorgeht, wissen, und alle kleine Intriguen kennen wollen, sind sehr müßige Menschen und gelten in der Gesellschaft für gefährliche Leute.

Sie sehen also, daß man viele Eigenschaften besitzen muß, um der Gesellschaft ein festes Vertrauen zu gewähren. Auf diese Eigenschaften setzt sie auch einen so hohen Werth, daß sie dieser Tugend vor allen andern den Vorzug giebt. Auch ist dieß ganz natürlich, da keine andere Tugend der Gesellschaft so viele Vortheile bringt. Bestreben Sie sich demnach, diese Tugend schon jetzt zu gewinnen, und alle Fehler abzulegen, welche Sie an dem Besitze derselben hindern sollten.

Verhaltensregeln in Betreff dessen, was Sie den
bei Ihrer Erziehung beschäftigten Personen
schuldig sind.

Der Herzog und die Herzoginn belohnen, durch die Bezahle und die Geschenke, die sie den bei Ihrer Erziehung beschäftigten Personen jetzt und späterhin bewilligen, die auf Sie verwendete Mühe; so großmüthig aber auch diese Belohnung seyn mag, so werden doch Sie dadurch nicht von der Verbindlichkeit entledigt, ihnen besonders Ihren Dank auszudrücken, und das treffliche Beispiel ihrer Tugend muß gerade in Ihnen den Wunsch steigern, sich, wenn es in Ihrer Macht steht, persönlich dafür dankbar zu zeigen. Es ist Zeit, meine Lieben, daß Sie umständlich darüber nachdenken, auf welche Art Sie eines Tags diese für ein empfindsames und dankbares Herz so heilige Schuld entrichten wollen. Ich habe Ihnen dieß zwar schon öfter gesagt; da Sie aber dieses Tagebuch gern lesen und wieder lesen, so will ich hier alle Ihre Pflichten in dieser Beziehung zusammenstellen. — Sie sind Allem, was den Namen Rochambault trägt, besondere Rücksichten und Beweise der Theilnahme schuldig. Der Frau von Desnois *) gebühren freundschaftliche Gesinnungen und wesentliche Dienste, letzterer besonders durch einen be-

*) Die verstorbene Frau Marquissinn von Rochambault war Gouvernante der Herren von Chartres und Montpensier, von ihrer Geburt bis zum fünften Jahre; und Frau von Desnois war während derselben Zeit ihre Untergouvernante.

günstigenden Schutz ihres Tochtermanns, der überdieß ein ganz guter Mann ist. Wenn Sie einmal Ihre eigene Herren sind, so werden Sie sich über die Lage der Prieur und der Nonon *) unterrichten; sollte diese in irgend einer Beziehung dürftig seyn, so werden Sie sich bestreben, mit Güte und Theilnahme für sie zu sorgen, und fortfahren, sie zu Ihrer eigenen Ehre zu beschützen. Sie werden Herrn Mirys, Herrn Mecke, wenn er noch leben sollte, Ihren Lehrern, Ihrer Dienerschaft u. s. w., je nach ihrem Verdienste, ihren Talenten, ihren geleisteten Diensten, eine Menge kleiner Gefälligkeiten, über die Sie verfügen können, erweisen. Den Herrn Abbé Guyot und Herrn Lebrun betreffend, so fühlen Sie selbst, zu welcher zarten Freundschaft Sie Ihr ganzes Leben hindurch gegen diese Männer verpflichtet sind. Herr Abbé Guyot wird mit seinem Austrittsgehalt sehr bequem leben können; Sie können ihm daher Ihre Dankbarkeit nur durch innige Theilnahme, Dienste und Verwendungen für seine Verwandte, und Pflege, wenn er krank ist, beweisen. Derselbe

*) Mademoiselle Nonon starb vor zwei Jahren. Als sie Mademoiselle d'Orleans verließ, deren Kammerjungfer sie war, so erhielt ich von dem Herzog von Orleans für sie eine außerordentliche Belohnung von sechszig Louisd'or und einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 2000 Franken; seit ihrem Tode haben der Herzog von Chartres und der Herzog von Montpensier Erkundigung über ihre Familie eingezogen; sie fanden, daß sie einen schwächlichen und armen Bruder hatte, und bewilligten diesem einen Jahrgehalt von 600 Livres.

Fall ist mit Herrn Lebrun. Die Rücksichten der Sorgfalt treten mit vollem Rechte bei Personen ein, die Ihnen so viele ähnliche Dienste im Laufe Ihrer Erziehung geleistet haben. Was nun mich betrifft, wissen Sie wohl, wie Sie mich werden belohnen können? Ich muß es Ihnen schon sagen, da ich von Ihnen weder Jahrgelalte, noch Geschenke, noch Pflege, noch Gnadenbezeugungen verlange, aber doch wünsche, daß Sie sich Ihres Dankgefühls gegen mich entledigen. Wohlan also, dadurch, daß Sie die in diesem Buche niedergeschriebenen Rathschläge befolgen. Auch sind Sie mir schuldig — und ich verlange dieß bloß zu Ihrer Ehre — Theilnahme und Freundschaft für meine Töchter zu zeigen, so wie für Gegenstände, welche mein Gefühl in Anspruch nehmen, und mir angehören, für meinen Neffen, der sich gewiß persönlich Ihrer Güte würdig machen wird, indem er Verstand und ein treffliches Herz besitzt. Denken Sie, meine Lieben, oft und wiederholt an Alles, was ich Ihnen hier gesagt habe. In dieser Beziehung muß ich Ihnen noch sagen, daß Sie mir gegen Frau von Desnois sich viel zu kalt zu benehmen scheinen. Sie sprechen kaum mit ihr, sind nicht freundlich gegen sie, fragen sie nicht nach ihrem Befinden. Dieß ist nicht schön und sogar lächerlich; *) ich wiederhole es Ihnen, ich beschwöre Sie

*) Sie waren so kalt gegen sie, weil sie öffentlich mit mir, ohne Grund und ohne Erklärung, zerfallen war, obschon ich ihr bei dem Herzog von Orleans sehr große Dienste erwiesen hatte. Anm. d. Verf.

fogar, denken Sie doch mehr an Ihre Pflichten, und glauben Sie, daß das wahre Glück und der wahre Ruhm darin bestehen, sie alle zu erfüllen.

Gewissensprüfung, welche ich für meine Zöglinge niederschrieb.

„Habe ich meine Pflichten gegen Gott, meinen
„Schöpfer, erfüllt? Habe ich mit Inbrunst, mit Ver-
„trauen zu ihm gebetet? Habe ich den christlichen Un-
„terricht und die religiösen Vorlesungen mit Ehrfurcht und
„ohne Zerstreung angehört? Habe ich heute schon an
„diejenigen Gegenstände der Welt, die ich am meisten lie-
„ben soll, gedacht, an meinen Vater und an meine Mut-
„ter? Habe ich alle meine Pflichten gegen meine Eltern
„erfüllt? War ich liebevoll und sanft gegen meine
„Schwester und meine Brüder? gelehrig, dankbar und
„aufmerksam mit meinen Lehrern? Habe ich mich ge-
„gen Niemand unfreundlich benommen? Bin ich über-
„all aufrichtig gewesen? War ich mäßig, verschwiegen,
„mitleidig, bescheiden, muthig, so weit man es von mei-
„nem Alter fordern kann? Habe ich nicht einige Be-
„weise von Schwäche und von Weichlichkeit gegeben, die
„einem Manne so übel anstehen? Habe ich endlich al-
„les Gute gethan, was ich vermochte? Habe ich alle
„Aufmerksamkeiten beobachtet, die ich allen abwesenden
„und gegenwärtigen Personen schuldig bin, welche ein
„Recht haben, Liebe, Achtung, Dankbarkeit, Freund-

„schaft und Rücksichten aller Art von mir zu erwarten?“ *)

Sie müssen sich über jede dieser Fragen prüfen, Gott um Verzeihung Ihrer Fehler bitten, ihn anflehen, Sie vor einem Rückfall in dieselben zu bewahren, und sich versprechen, gleich mit dem andern Tage Ihre Unterlassungen, Ihre Vergeßlichkeiten, Ihre Nachlässigkeiten und überhaupt alle Ihre begangenen Fehler wieder gut zu machen.

Verweis für den Herzog von Chartres.

Ich bin mit Ihnen zufrieden. Der Herzog von Chartres giebt sich etwas mehr der Gesellschaft hin, und ist weniger beschäftigt, mich zu verfolgen, und sich gleichsam an mich zu hängen. Er weiß, wie theuer mir seine Freundschaft ist, er hat aber die ernste Art, mit der ich ihn oft empfangen, meiner Freundschaft für ihn zuzuschreiben; es geschieht immer dann, wenn er Alles vergißt, was er Andern schuldig ist, und nur mir folgt, sich an meine Seite drängt, und sich nur mit mir beschäftigt, wodurch er sich das Ansehen eines albernen kleinen Knaben giebt, der nicht wagt, sich nur eine Minute von seinem Führer zu entfernen. Alle diese ausschließliche Auszeich-

*) Diese Gewissensprüfung gab ich Herrn Lebrun, der sie seit her jeden Abend mit unsern Zöglingen gelesen hatte. Ich schrieb damals an dem Werke für sie, das ich später drucken ließ, unter dem Titel: die Religion als einzige Grundlage des Glücks und der Lebensweisheit betrachtet.

nungen sind überdieß lästig und machen nicht die wahre Freundschaft aus; diese erstarft nicht unter solchen kleintlichen Aeußerungen: die Liebkosungen und solches Benehmen muß man einfältigen Weisbildern überlassen. Die Freundschaft erhält nur Nahrung durch Vertrauen, Achtung, anständiges Betragen, unverbrüchliche Treue. Endlich finde ich nichts kindischer, und für einen Mann unpassender, als diese Art zu lieben, die Sie beständig gegen mich beobachten, und die Sie veranlaßt, nur mich anzuhören und auf mich zu sehen; und in eine unüberwindliche Traurigkeit zu verfallen, wenn Sie im Wagen nicht an meiner Seite sitzen können u. s. w., u. s. w. Sie können nicht glauben, wie widerwärtig Sie andern Personen durch solche Sitten erscheinen; Sie können versichert seyn, daß ich Sie in jedem Augenblick meines Lebens liebe; wenn Sie aber mir gefallen wollen, so müssen Sie liebenswürdig für Jedermann seyn.

Uneigennützigkeit des Herzogs von Chartres.

Der Herzog von Chartres schrieb mir diesen Morgen den rührendsten Brief; ich theile hier einige Stellen mit, die ich wörtlich aus diesem Briefe abschreibe, den ich als eine, meinem Herzen kostbare Gabe mein ganzes Leben hindurch aufbewahren werde: „Ich werde mir mein Taschengeld bis zum Ende meiner Erziehung, d. h. bis zum ersten April 1790 entziehen und dieses Geld zu wohlthätigen Handlungen verwenden. Jeden ersten Monatstag wollen wir über die Verwendung entscheiden: ich bitte Sie, darüber mein heiligstes Ehrenwort zu empfangen. Ich

wünschte sehr, daß dieß nur unter uns beiden bliebe; aber Sie wissen wohl, daß alle meine Geheimnisse immer die Ihrigen sind und seyn werden.“

Da Sie mir freie Hand dazu lassen, so halte ich für gerecht, dieß in das Tagebuch einzutragen, wo ich pünktlich alle Ihre Fehler aufschreibe. Es ist nicht mehr als billig, daß ich ein solches Beispiel darbiere. Wenn Sie Fehler begehen, so tadle ich Sie ohne Schonung; handeln Sie gut, so lobe ich Sie ohne Umschweife: in Allem sage ich Ihnen die bestimmte und reine Wahrheit. Ich sage daher dem Herzog von Chartres, daß, vorzüglich seit einem Jahre, sein Charakter bedeutend gewonnen hat; er war von Natur gutmüthig; er wird nun aber aufgeklärt und tugendhaft. Er hat nichts von dem Leichtsinne seines Alters an sich; zeigt eine aufrichtige Abneigung gegen die Kleinlichkeiten, welche so viele junge Leute beschäftigen; z. B. gegen die Miene der Wichtigkeit, die Prunksucht, die Liebe zum Schmuck, und andere Lappereien, die Wuth, jede neue Mode nachzuahmen u. s. w. Er ist nicht auf das Geld erpicht, sondern uneigennützig, meidet die Prunksucht, und ist demnach wahrhaft edel; endlich hat er ein treffliches Herz, wie alle seine Geschwister, eine Eigenschaft, die, mit reifem Nachdenken gepaart, alle übrige Tugenden im Gefolge haben kann. Der Herzog von Montpensier ist von einem Streben nach Kleinlichkeiten und Lappereien weniger frei, er ist nicht so sanft, nicht so verträglich, aber er ist auch noch jünger. Er hat eine Neigung und ein natürliches Wohlgefallen an Allem, was ehrenhaft ist, und einen Grund von Billigkeit und Recht-

lichkeit, die seinen Charakter auszeichnen. Dabei hat er viele Zartheit der Empfindung und eine sehr lebhafte Einbildungskraft. Vorzüglich geht ihm aber noch ab, daß er seine Eigenliebe nicht gut zu mäßigen und zu leiten versteht; diese ist zuweilen auf Kleinlichkeiten gerichtet, was die Seele und den Geist herabzieht. Wenn er diesen Fehler ablegt, so wird er alle übrige Eigenschaften, die ihm noch abgehen, gewinnen; er wird nicht mehr empfindlich seyn; er wird sich nicht mehr so emsig mit einer Weste oder einem Kleide beschäftigen; und überhaupt nicht mehr eine solche Wichtigkeit in Kindereien legen, die an sich ganz gleichgültig sind. Uebrigens betrifft Alles dieß die Vergangenheit; denn seit der Aussetzung der Preise habe ich ihm über seinen Charakter und sein Betragen durchaus nichts vorzuwerfen.

Ich habe nun auch eine kurze Rechenschaft über den Zustand meines Herzens und meines Geistes in dieser Reihe von Jahren abzulegen. Schon früher habe ich bemerkt, daß diese Jahre glücklich waren: sie waren es in der That bis zu der Zeit, wo ich meine Tochter, meine Mutter und Frau von Puisieux verlor, was erst gegen das Ende der Erziehung der Fall war; ich habe aber dieses Glück nicht gehdrig gefühlt. Ich wollte immer von den Leuten, mit denen ich lebte, geliebt seyn; der Haß aus der Ferne hat keinen Einfluß auf mich, den aus der Nähe aber nehme ich ganz anders auf. Ich ward von allen meinen Zöglingen geliebt, aber unaufhörlich von der Eifer-

fersucht, den Falschheiten und Schwierigkeiten des Abbé Guyot, und den Inconsequenzen, der Schwäche und Undankbarkeit des Herrn Lebrun gequält. Ich bot alle meine Geduld, Sanftheit und Großmuth auf, um sie als Freunde zu gewinnen, aber vergebens. Ueberdies hatte ich Ursache, über einige meiner Freunde mißvergnügt zu seyn. Seitdem ich Schriftstellerinn war, fand ich nicht mehr dasselbe Zutrauen bei ihnen, sie hielten mich für anmaßend und eigenliebig, was nicht der Fall war, und machten sich ein Vergnügen daraus, mir immer zu widersprechen; sie gaben mir zu verstehen, ich besäße gesunde Vernunft und Geist, nur wenn ich die Feder in der Hand hätte, oder wenn von Erziehung und Literatur die Rede wäre, in allem andern aber sey ich unwissend. Man machte sich daher über meine Ansichten lustig, und fand ein großes Vergnügen darin, das Gegentheil von meinen Rathschlägen zu befolgen. Alle diese Dinge habe ich nach der Natur in meiner Novelle: die Frau als Schriftstellerinn, geschildert. Eine Frau hat in der That auch auf dieser Laufbahn weit mehr Ungerechtigkeiten, als ein Mann, zu erwarten; aber selbst auch die Männer haben in dieser Beziehung Manches in der Gesellschaft zu bestehen. Wenn man in der großen Welt genöthigt ist, irgend Jemand eine Art von Superiorität zuzugestehen, so maßt man sich gemeiniglich dafür andere an, von so geringem Werthe diese auch seyn mögen; daher wiederholt man denn immer über Menschen von ausgezeichnetem Geiste jene Gemeinplätze: betrachtet sie außer ihrer Kunst, ihrem Talente, ihrem Schreibtische, so taugen sie zu Nichts.

Diese kleine Freude der Mittelmäßigen und der Dummköpfe ist höchst albern, denn ein Mensch, der ein Werk des Genies hervorbringen kann, würde auch, so wie er nur wollte, sehr leicht für das gewöhnliche Leben und den Haushalt einen guten Rath ertheilen können.

In dieser Zeit wurde ich von Narrheiten verfolgt, die mir höchst zuwider waren. Der Abbé Mariotini gab, wie schon gesagt, täglich nach Tische meinen Zöglingen eine italiänische Stunde; eines Tags blieb er in St. Leu, statt ihnen nach ihrem Unterricht zu folgen, mit mir allein. Meiner Gewohnheit nach schrieb ich, und er näherte sich meinem Tische. Ich fragte ihn, was er verlangte, er warf sich nun, ohne irgend eine Einleitung, zu meinen Füßen, und machte mir die förmlichste und lächerlichste Liebeserklärung. In diesem Augenblick trat der Korbmacher, bei dem ich Korbweiden flechten lernte, herein, und traf ihn in dieser Stellung; er ging nun eiligst fort, jedermann im Hause erfuhr aber dieses Abentheuer. Ich schrieb ihm noch an diesem Tage die Bitte, er möchte seine Entlassung eingeben, was die artigste Weise war, ihn fortzuschicken. Er antwortete mir italiänisch mit den größten Albernheiten, Liebe und Drohungen, legte sich nun ins Bett, und ließ sich krank melden. In der That hatte er Fieber und Gelbsucht, blieb drei Wochen in seinem Zimmer, und nach Verfluß derselben, am Ende Octobers, kehrten wir nach Paris zurück. Hierauf beklagte er sich, ohne von seiner Narrheit zu sprechen, bei dem Nuncius so sehr über die Art, wie ich ihn behandelt hätte, daß dieser Botschafter, Herr Doria, mir darüber einen Brief mit

Vorwürfen zuschickte. Ich ließ ihn bitten, mir einen Augenblick Gehör zu schenken, und er kam nun nach Belle-Échasse. Hier erzählte ich ihm den ganzen Vorgang, zeigte ihm den ersten Brief des Abbé Mariotini, und fünf bis sechs andere, die er mir seit dieser Zeit geschrieben hatte; der Nuncius war über diese Raserei und Unverschämtheit erstaunt, und sagte mir, er würde diesen Narren nach Italien zurückschicken. So wurde ich seiner los; diese Geschichte zwang mich aber, eine Menge Briefe zu schreiben, zu lesen, eine Menge langweiliger Erklärungen zu machen, einen andern Kaplan und italiänischen Sprachmeister zu suchen, endlich eine Menge Zeit zu verlieren, was mir immer das Unangenehmste war.

Der Abbé Mariotini reiste, statt nach Italien zurückzukehren, nach England; dort verfaßte er eine Schmähschrift gegen mich, unter dem Titel: die enthüllte Gräfinn Genlis, mit einer englischen Uebersetzung an der Seite. In dieser lächerlichen Schrift machte er keinen Angriff gegen meinen Ruf, sondern füllte sie nur mit den heftigsten Deklamationen gegen meinen herrschsüchtigen und wüthenden Charakter. Später kehrte er wieder nach Frankreich zurück, verfiel dort in Elend, und starb zwei Jahre vor meiner Rückkehr bei den Unheilbaren.

Ich hatte kein Glück mit den italiänischen Sprachmeistern, und konnte unmöglich einen Geistlichen finden. Zum Ersatz des Abbé Mariotini brauchte ich zwei Personen; zum Kaplan wählte ich den Abbé Famin, einen achtungswerthen Geistlichen und angenehmen Gesellschafter; und zum italiänischen Sprachmeister Herrn von R***,

der mir besonders empfohlen war. Zwei bis drei Jahre hindurch war ich sehr mit ihm zufrieden. Nach dieser Zeit blieb er einmal des Abends zu St. Leu, nach dem Unterricht der Prinzen, in meinem Zimmer, und warf sich dann auf einmal mit Thränen zu meinen Füßen. Diese Handlung erinnerte mich so lebhaft an den Abbé Mariotini, daß ich wie versteinert blieb. Herr von R*** gab mir aber eine andere Ursache des Erstaunens. Er sagte mir, daß er, von Gewissensbissen gequält, mir sein Herz öffnen wollte, und sich mir als einen der schändlichsten Verbrecher angeben mußte. Ich gerieth darüber in den größten Schrecken, fragte ihn mit Zittern, und er gestand mir mit wahrhaft konvulsivischem Schluchzen, daß er ein abtrünniger Mönch sey. Er hatte eine Frau bei sich, die man für seine Gattinn hielt, und die auch seinen Namen trug. Seine Bitte war nun, mich bei dem Nuncius zu verwenden, um seine Wiederversöhnung mit der Kirche zu erhalten, indem er sich zum Voraus jeder Buße unterwerfe, die ihm aufgelegt werden würde. Ich erfüllte seinen Wunsch; der Nuncius hatte die Güte, hierin das zu verfügen, was man nur immer verlangen konnte. Herr von R*** kehrte sogleich nach Italien zurück, um sich wieder in sein Kloster bei Neapel zu begeben.

Herr Merys, der mir wegen seines schönen Talents und seiner besondern Liebenswürdigkeit lieb war, ließ sich von derselben Narrheit, wie der Abbé Mariotini, einnehmen; wenn er sich aber auch gegen andere darüber äußerte, so machte er mir nie eine Erklärung. Seine Leidenschaft hatte indessen viel Unbequemes für mich, und

ob schon ich mir das Ansehen gab, nichts davon zu wissen, so mußte ich doch seinen beständigen Unmuth und seinen Argwohn erdulden. Ich wußte nicht, daß er einen Theil der Nächte in meinem großen Vorzimmer zubrachte, wo ich ihn, wegen des dort befindlichen Fußteppichs, nicht gehen hören konnte. Mein Zimmer hatte drei Thüren; die eine führte rechts in das Zimmer von Mademoiselle, die andere links in das von Pamela, und die dritte in das Vorzimmer. Den Eintritt durch diese hatte ich verbieten lassen, und überdieß, zur Entfernung von allem Geräusch, eine Doppelthüre nach außen angebracht. Herr Merys stellte sich nun zwischen beide Thüren, um auf Alles zu merken, was in meinem Zimmer vorgehe, wenn Alles zu Bette war. Ich spielte gemeiniglich eine halbe Stunde Guitare, und sprach dann, nach meiner alten Gewohnheit, ganz laut und ganz allein. Dabei legte ich den Grund zu einigen kleinen Romanen, die ich in Gesprächsform verfaßte. Da ich nun das Talent besaß, die verschiedensten Stimmen anzunehmen, so machte ich davon Gebrauch, ließ meine eingebildete Personen sprechen, und gab dadurch den verschiedenen Auftritten und meinem Ohr eine höchst erheiternde Täuschung. Herr Merys, hinter seiner Vorthüre, verlor kein Wort von diesen Gesprächen und nahm sie für Wirklichkeit. Die Sache schien ihm so außerordentlich, daß er dem Reize, sie zwei oder drei Personen mitzutheilen, nicht widerstehen konnte. Durch weitere vertraute Mittheilungen verbreitete sich nun das Gerücht, ich verberge zu St. Len eine junge Person, die von ihren Eltern gezwungen würde, ein Ungeheuer zu heira-

then, von dem sie mir die schauerhafteste Schilderung gemacht hätte. Man konnte nicht begreifen, wo ich sie denn im Schlosse verbergen könnte, erschöpfte sich in Muthmaßungen darüber, war aber darin einig, daß ich mich in jeder Nacht bis gegen drei Uhr Morgens mit ihr unterhalte. Diese sonderbare Geschichte verbreitete sich in der Gesellschaft, und kam zu den Ohren des Herzogs von Orleans, der deswegen nach St. Leu kam; um mit mir darüber zu sprechen; ich lachte aus allen Kräften, und es bedurfte nun keiner großen Mühe, um ihm die Sache auszureden. Man wird allerdings diese eingebildeten Gespräche als eine Thorheit ansehen, und ich gestehe es selbst ein, kann aber zugleich versichern, daß sie mir die schönsten Augenblicke meines Lebens und die freundlichsten Tröstungen gewährt haben. Für mich waren sie so täuschend, als ob sie wirklich statt gefunden hätten. Auf diese Art schuf ich mir Freunde, über die ich nie mißvergnügt war, und die mich für Ungerechtigkeiten und Undank entschädigten. Die letztern verfolgten mich an allen Orten; und da ich kein wahres Glück finden konnte, so wußte ich wenigstens durch meine Einbildung mir ein Ideal desselben vorzuträumen, das allerdings weder vollkommen war, noch vollkommen seyn konnte. Diese Anwendung einer so lenksamen und beweglichen Einbildungskraft verdiente an sich keinen Vorwurf, nur hätte sie auf etwas anderes verfallen sollen. Diese Fähigkeit mußte sich eigentlich nur der Religion, und zwar ohne Einmischung romanhafter und irdischer Täuschungen hingeben. Statt zu träumen hätte ich denken sollen, und dann

würde mir der Himmel alle Belehrungen und alle Irthümungen, deren ich so sehr bedurfte, vergönnt haben.

Mehrere Jahre vor der Revolution lehnte ich eine Ehre ab, die man mir erweisen wollte, und deren ich mich ganz unwürdig fühlte. Der Marquis von Billette ließ in seinem Schlosse zu Ferney eine Art Tempel errichten, um daselbst Voltaire's Herz aufzubewahren. Er hatte dabei die Absicht, das Innere desselben mit Kupferstichen der berühmten Personen von Männern und Frauen zu verzieren, welche Voltaire mit seiner Freundschaft beehrt hatte. Deswegen schickte er einen Zeichner zu allen diesen Personen, und so auch zu mir, mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben, in dem er mir sagte: „er habe mir eine Stelle in dem Herzen Voltaire's vorbehalten.“ Man kann sich wohl vorstellen, daß ich ihm nicht saß; ich ertheilte die bescheidenste Antwort, in der ich mit voller Demuth anerkannte, daß ich kein Recht hätte, auf diese Gunst Anspruch zu machen. Hr. von Billette hielt dieß für sehr lächerlich, fand sich durch meinen Brief gekränkt, und ich machte mich über den seinigen lustig. Auch konnte ich in der That nie begreifen, wie er einer Person, deren Grundsätze schon so bekannt waren, einen solchen Vorschlag machen konnte. Zwar hatte ich damals Adele und Theodor noch nicht herausgegeben; das Théâtre d'Education war aber doch schon vollständig erschienen, und gab einen hinreichenden Begriff von meiner Meinung und meinen religiösen Ansichten.

Man ermangelte nicht, Frau von Dubocage *) in das

*) Der damalige große Ruf der Frau von Dubocage ist indes-

Herz Voltaire's aufzunehmen, zu deren Lob Voltaire so viele Verse, unter andern folgende, nach seiner schlechten Uebersetzung des verlorren Paradieses, gemacht hatte:

Milton, dont vous suivez les traces,

Vous prête ses transports divins :

Eve est la mère des humains ;

Et vous êtes celle des Grâces.

Comment n'eût-elle pas séduit

La raison la plus indomptable ?

Vous lui donnez tout votre esprit,

Adam étoit bien pardonnable.

Sa faute a perdu l'univers ;

Elle ne doit plus nous déplaire ,

Et son erreur nous devient chère ,

Dès que nous lui devons vos vers.

Etc., etc.

Solche Lobsprüche ertheilte Hr. von Voltaire, wenn man sich einmal vor ihm und vor der Philosophie niederwarf. Auch schrieb er ohngefähr in dieser Zeit an Frau von Châtelet: „Rousseau ist nach Brüssel zurückgekehrt, um dort schlechte Oden zu schreiben.“ *)

sen ganz verschwunden. Niemand liest mehr ihre Verse, und ihr ganzer Ruf gründet sich nicht auf ihre Werke, sondern auf die Werke, welche von ihr sprechen. Sie ward 1710 geboren, und starb 1802.

*) Bei der Durchsicht dieses Bandes für den Druck, der übrigens schon längst niedergeschrieben war, fällt mir bei den

Einige Jahre vor der Revolution stand ich in vielfacher Berührung mit drei berühmten Literatoren. Nach dem Tode des alten Herzogs von Orleans billigte ich den Entschluß des Prinzen, seines Sohnes, in Beziehung auf eine mit Recht gelobte Handlung. Sein Vater hatte einigen Gelehrten Jahrgehälter ausgesetzt, wovon jeder sechshundert Franken betrug; der Herzog von Orleans erklärte

Versen Voltaire's an Frau von Dubocage eine wenigstens durch den Kontrast sehr pikante Anekdote ein, die in Hr. Grimms Memoiren, bei Gelegenheit der Erzählung Voltaire's von dem Empfang der Frau von Dubocage zu Delices, enthalten ist. Ich rücke diesen Artikel hier wörtlich ein; Hr. Grimm sagt: „Ich war bei diesem Feste, und „könnte Details davon anführen, welche der Heldin des Tags „selbst unbekannt seyn dürften. Voltaire quälte sich den ganzen Tag, ein vierzeiliges Gedicht auf sie zu machen, konnte „aber nie damit zu Stande kommen. Der Gott der Verse „wußte, welchen Gebrauch er von seinen Talenten machen „wollte, und versagte ihm den Dienst. Das Souper ist „fertig, und noch sind keine Verse gemacht. Der Sänger „Heinrichs IV. läßt sich in seiner Verzweiflung einen Lorbeerzweig bringen, schlingt ihn zu einem Kranze, legt diesen auf das Haupt der armen Columbiade, macht mit „der andern Hand Eselsohren, und streckt dabei die Zunge „heraus, im Angesicht von zwanzig Personen, die an der „Tafel waren. Ich für meinen Theil, der ich hohe Begriffe „von der Gastfreundschaft habe, und sie als eine göttliche Einrichtung betrachte, war äußerst aufgebracht, zu sehen, wie „sie von dem ersten Dichter Frankreichs gegen eine gute Frau „verlezt wird, welche alle diese lustigen Streiche als baare „Münze aufnahm.“

nun aus eigenem Antrieb, er würde sie fortbezahlen. Ich sprach ihm zu, außerdem noch einigen Litteratoren Gehalte auszusetzen, und er trug mir auf, ihm diejenigen anzugeben, welche ich für die talentvollsten hielte. Ich nannte ihm nun sogleich die H. H. La Harpe und Marmontel, die meine Feinde geworden waren, sodann H. Palissot *), den ich gar nicht kannte, der aber in meinen Augen das Verdienst hatte, ein Antiphilosoph zu seyn; den Hr. Gaillard, und Hrn. Bernardin von St. Pierre, der vor kurzem sein schönes Werk, unter dem Titel: Studien der Natur, herausgegeben hatte. Der Herzog von Orleans trug mir auf, diesen Herrn seinen Entschluß unter den passendsten Formen mitzutheilen. Dieß that ich denn auch, und die Sache fand die beste Aufnahme. Die Studien der Natur hatten mich entzückt; ich sagte dieß Hrn. von Buffon, den ich nur in Beziehung auf dieses Werk ungerecht fand, was indessen auf meine Meinung keinen Einfluß hatte. Hr. von St. Pierre lebte damals in der größten Armuth; dieser Gehalt machte ihm ein unaussprechliches Vergnügen, und er drückte mir in einem Schreiben

*) Palissot ward mit zwölf Jahren als Magister der freien Künste, im sechszehnten Jahre als Baccalaureus der Theologie aufgenommen. Mit neunzehn Jahren war er verheirathet, Vater, und Verfasser mehrerer Trauerspiele; im achtzigsten Jahre war sein Geist noch voll Feuer und seine Unterhaltung frisch und lebhaft. Er war im J. 1730 geboren, und starb im J. 1814.

den lebhaftesten Dank aus. Ich wußte, daß er einen kleinen Garten besaß, und schickte ihm von Seite meiner Zöglinge sechs schöne Pomeranzenstöcke und gegen dreißig andere Blumenstöcke. Auch brachte ich den Herzog von Chartres und seine Brüder zu einem Besuche in sein Haus. Hierauf kam er nach Belle Chasse, und zeigte von dieser Zeit die zarteste Anhänglichkeit für mich. Dieß dauerte sechs Monate; unglücklicher Weise aber machte Hr. von Sillery, der ihn sonst sehr liebte, einen Scherz mit ihm, den Hr. von St. Pierre ernsthaft aufnahm. Hr. von Sillery glaubte, es sey ihm gleichfalls nicht Ernst, und fuhr in demselben Tone fort; zu seinem großen Erstaunen aber endigte sich diese Unterredung, die für Hrn. von St. Pierre ein wahrer Zwist wurde, mit einem unerhörten Austritt. Hr. von St. Pierre stand wüthend auf, und erklärte, daß er mich nie mehr besuchen würde. Herr von Sillery folgte ihm, und suchte ihn vergebens zurückzuhalten; er verließ uns im höchsten Zorn. Ich hatte an dem ganzen Austritt nicht den geringsten Theil genommen, und wohl bemerkt, daß Hr. von St. Pierre den lebenswürdigsten und selbst den schmeichelhaftesten Scherz unrecht aufgenommen hatte, auch vergebens Zeichen gemacht, und die Unterredung zu unterbrechen gesucht. Zur Erklärung der Sache schrieb ich nun an Hrn. von St. Pierre; er antwortete mir aber ganz trocken, Hr. von Sillery hätte ihn auf die brutalste Weise insultirt, und er würde mich nie wieder sehen. Dieß war nun, selbst bei seiner lächerlichen Ansicht höchst ungerecht, da ich persönlich an seiner Mißstimmung keinen Theil hatte. Ich ant-

wortete ihm sanft und freundschaftlich; er konnte aber durch nichts besänftigt werden; und kam in der That auch nicht mehr zu mir. Ein solches Benehmen nahm mir auch allen Stoff zu der Empfindung des Bedauerns; und ich habe nicht leicht einen Gelehrten gesehen, der weniger gesellschaftlich und liebenswürdig gewesen wäre. Rousseau war argwöhnisch, aber er kannte doch die Welt; er war unfähig, sich auf eine so unsinnige Weise zu ärgern, und hatte etwas unendlich Anziehendes in der Unterhaltung, was dem Hrn. von St. Pierre ganz fehlte. In der Folge, nach meiner Rückkehr von Deutschland nach Frankreich, begegnete ich ihm nach einigen Jahren bei einer meiner Freundinnen, wo er mich bat, mich besuchen zu dürfen. Mir lag durchaus nichts mehr daran, und ich antwortete ihm, ich lebte in der abgeschlossensten Einsamkeit, und nähme durchaus keine Besuche an; er bat nochmals, aber vergebens. Außer seinem Benehmen gegen mich hatte ich ihm auch sein Betragen während der Revolution übel genommen. Er nahm zwar an keiner Grausamkeit Theil; für einen Mann aber, der immer religiöse Grundsätze an den Tag gelegt hatte, war sein Benehmen sehr kleinlich, indem er unter Robespierre eine Stelle als Lehrer des öffentlichen Unterrichts annahm, nachdem Religion von der Erziehung und dem Unterricht ganz ausgeschlossen war. Die Studien der Natur sind das beste Werk des Hrn. von St. Pierre. Sein kleiner Roman Paul und Virginie ist voll schöner Details, aber man findet auch sehr schwache Stellen darin. Vorzüglich ist eine eben so falsch gedacht als ungesittet, nemlich die Stelle wo die unschul-

dige und reine Virginie, in ihrer Einsamkeit, eines Morgens sich so sehr von Liebesfeuer durchglüht fühlt, daß sie zur Bewahrung ihrer Reinheit sich mit kaltem Wasser begießt. Dem Kummer Pauls, nach ihrem Tode, fehlt ganz der gebührende Nachdruck und Wahrheit. Die indianische Hütte, von demselben Verfasser, ist kein gutes Werk; ich glaube daß es das einzige von der Gattung des graziosen Styls ist, in dem das Wort Würzel (croupion) vorkommt. Der Verfasser sagt nemlich, die Enten streiften im Fluge das Wasser mit ihrem Würzel. Die andern Gelehrten, mit denen ich nach dem Tode des alten Herzogs von Orleans Bekanntschaft machte, waren Hr. Valissot, dem ich außer dem Jahrgehalt von dem Herzog von Orleans noch einen von dem Hrn. von Calonne verschaffte. Ich zankte mich sogar darüber mit diesem Minister, weil er nach einem mir mitgetheilten schriftlichen Versprechen zu zwei tausend Franken, das ich bereits dem Hrn. Valissot mitgetheilt hatte, später nur noch tausend geben wollte. Dieß machte mich so zornig, daß ich an Hrn. von Calonne schrieb, ich würde, wenn er sein Versprechen nicht hielte, seinen Brief drucken lassen. Hr. von Calonne gab nun die zwei tausend Franken, wurde aber mein Feind. Ich sah Hrn. von Valissot erst nach allen diesen Geschichten; er hatte mir Briefe mit den leidenschaftlichsten Lobpreisungen geschrieben, die mir nicht gefielen, weil es mir etwas unzart vorkam, mich so zu loben, während ich einen Gehalt für ihn nachsuchte. Endlich besuchte er mich, um mir zu danken; ich fand ihn liebenswürdig und angenehm in der Unterhaltung; er war

schon acht und fünfzig Jahre alt, und unterhielt mich sehr durch die Erzählung von einer Menge anstößiger Anekdoten über die Philosophen. Meine Werke wurden in einem damals von ihm herausgegebenen Buche sehr gelobt; später aber, als ich verbannt wurde, und er in Frankreich zurückblieb, gab er eine neue Ausgabe seines Werks heraus, in der er alle an mich verschwendete Lobsprüche zurücknahm, und bei dieser Stelle sagte, er hätte meine Talente nur aus Dankbarkeit gelobt, weil ich ihm damals große Dienste geleistet habe.

Ich glaube, daß nicht leicht Niederträchtigkeit und Undank sich auf eine naivere Weise darstellten. Bei meiner Rückkehr nach Frankreich fand ich in ihm einen meiner glühendsten Feinde; hierauf aber äußerte er den Wunsch, wieder mit mir anzuknüpfen. Zur Zeit unserer Bekanntschaft nahm er einen damals noch ganz unbekanntem jungen Dichter, Herrn Chenier, in besondern Schutz. Palissot bat mich, ihn mir vorstellen zu dürfen, um ihn ein kurz zuvor von ihm verfaßtes Trauerspiel vorlesen zu hören, und ich gab meine Einwilligung. Dieses Stück hatte den Titel Azemire, war aus fünf bis sechs andern Trauerspielen, vorzüglich der Zaire zusammengestoppelt, und abscheulich; ich suchte vergebens, ihm den Wunsch der Aufführung desselben auszureden. Palissot fand es trefflich, und seine Ansicht hatte den Vorrang. Hr. Chenier wollte es zuerst zu Fontainebleau spielen lassen, wo der Hof war: er ersuchte mich, den Obristkammerherrn, Herzog von Nemont, der darüber zu entscheiden hatte, um diese Gunst für ihn zu bitten. Ich schrieb an den Herzog,

der mir sehr höflich antwortete, und bat, ihm das Stück zum Durchlesen anzuvertrauen. Dieß mißfiel Hrn. Chenier, der gegen mich äußerte, ein Obristkammerherr könne unmöglich Sinn für Literatur haben. Er schickte indessen dem Herzog sein Manuscript, mit einem Briefe voll von Lobsprüchen auf seinen Geist und seinen Geschmack. Der Herzog von Aumont schickte mir das gelesene Manuscript zurück, und schrieb mir dabei, er glaube das Stück könne durchaus nicht gefallen; bestände ich aber auf meiner Bitte, so würde er es zu Fontainebleau aufführen lassen, beschwöre mich aber, es nochmals mit Aufmerksamkeit zu lesen, und dann wagte er zu glauben, daß ich seiner Ansicht seyn würde. Ich konnte mich nicht enthalten, diesen Brief Hrn. Chenier zu zeigen; er gerieth in eine unbeschreibliche Wuth, und stieß einen Strom von Schmächungen gegen den Herzog von Aumont, gegen die Kammerherren, und gegen alle Hofleute aus; daher ließ er denn auch zu Anfang der Revolution eine Flugschrift erscheinen, in der er mit dürren Worten sagte, alle große Herrn bei Hofe wären Knechte, und die Damen Mägde. Der Herzog von Aumont hatte indessen ganz richtig geurtheilt: auf meine wiederholte Verwendung ließ er Azémire aufführen, die man nicht zu Ende spielen ließ. Hr. Chenier und Hr. Palissot sagten, sie seyen darüber entzückt; es beweise, daß das Stück gut sey, und diese Ungerechtigkeit des Hofes würde ihm einen um so größern Beifall zu Paris bereiten. Dieß war zwar gewöhnlich der Fall; das Stück war aber so schlecht, daß das Publikum diesmal der Ansicht des Hofes war; es wurde ausgezischt, und erschien nicht wie-

der. Hr. Chenier las mir auch eine kleine Komödie, der Page *) betitelt, die Hr. Palissot mit seiner gewöhnlichen Vorliebe für Hrn. Chenier, einen kleinen Diamant nannte; ich fand das Stück voll Platitude, und schlechtem Geschmack. Zwar drückte ich mich bei meiner Beurtheilung nicht so aus, aber ich erklärte geradezu, daß es mir nicht gefalle. Hr. Chenier behauptete gegen mich, es rühre davon her, weil er schlecht vorlese, und setzte hinzu, das Talent der Demoiselle Contat würde es schon zu den Wolken erheben; bei aller Grazie aber, welche diese Schauspielerin entwickelte, zeigte der kleine Diamant, der nicht einmal den Glasglanz hatte, doch die Zerbrechlichkeit des Glases; er scheiterte gleich bei der ersten Vorstellung, und kam nicht wieder zum Vorschein. Dieses unglückselige Auftreten auf der litterarischen Laufbahn setzte der Anmaßung des Hrn. Chenier nicht die geringsten Schranken, steigerte aber noch sein ohnehin schon mürrisches Wesen. Gegen mich benahm er sich indessen immer sehr artig. Er machte sehr gelante Verse auf meinen Namenstag, und bei einem kleinen Schauspiel an diesem Feste, setzte er sich zu mir, sprach leise, und mit einer Galanterie von so schlechtem Ton, und in seiner, wie er es nannte, leidenschaftlichen

*) Die Biographen des Hrn. Chenier haben, entweder aus Unkunde, oder aus Höflichkeit, nicht von dieser Komödie gesprochen. Bekanntlich war Chenier, Sohn eines französischen Generalconsuls, zu Konstantinopel geboren, und starb zu Paris an der Auszehrung im J. 1811, in einem Alter von sieben und vierzig Jahren. A. d. Herausg.

Bewunderung so unverschämt sich ausdrückend, daß ich ihn mit der sichtbarsten Verachtung zurückweisen mußte. In seiner Wuth gab er mir folgende Antwort, die ich hier ganz unverändert mittheile: „Sie haben Recht, ich bin weder ein großer Herr, noch ein Herzog.“ Allerdings, sagte ich, es gibt unter ihnen keinen, der so schlecht erzogen wäre, sich mit so geringer Zartheit auszudrücken, und kehrte ihm nun den Rücken zu. Von diesem Augenblick an faßte er einen ewigen Haß gegen mich, den er aber bis zur Revolution verbarg: er kam dabei noch immer zu mir, und ich gab mir das Ansehen, diesen kleinen Auftritt ganz vergessen zu haben.

Als er zu Anfang der Revolution die oben erwähnte Flugschrift herausgab, welche von Anfang bis zu Ende die gräßteste Schmähungen gegen den Adel enthielt, verschloß ich ihm meine Thüre: er kam dreimal vergebens, und nachher sah ich ihn nicht wieder. Als man seinen Carl IX. aufführte, war ich sehr neugierig, dieses Stück zu sehen, in dem man historische Personen auf eine so unwürdige Art verunglimpft, unter andern den Cardinal de Lorraine, der auf die heilige Hostie die Ausführung der von ihm befohlenen Ermordungen beschwören läßt! Dieses ausschweifende Verbrechen, von der Erfindung des Hrn. Chenier, brachte dem Stück Beifall. In Trauerspielen, Dichtungen und Romanen ist es zwar erlaubt, die Charaktere der aufgeführten Personen auszuschnücken, aber man darf ihnen keine Schandthaten aufbürden, die ihnen nicht zukommen. Eine solche Schmähung ihres Andenkens ist ein noch feigeres Verbrechen, als die Ent-

Fr. v. Genlis' Denkw. III. 16

heiligung ihrer Gräber. Ich führte meine Zöglinge in die erste Vorstellung dieses Stückes; da wir an diesem Tage unsere gewöhnliche Loge nicht hatten, so miethete ich eine andere, wo wir sehr gesehen wurden; bei dem schändlichen Auftritt des Eids stand ich auf, und entfernte mich mit meinen Zöglingen. Dieses Ereigniß mußte sehr auffallen; man sprach allgemein davon, und der giftige Haß, den Hr. Chenier bereits gegen mich fühlte, wurde dadurch noch mehr genährt, und blieb immer in voller Stärke *).

Er hat eine noch viel größere Schuld dadurch auf sich geladen, daß er seinen unglücklichen Bruder zu Grund gehen ließ, den er durch Verwendung seines ganzen Ansehens während der Schreckensregierung hätte retten können. Man sagte sogar allgemein, er habe an seiner Verurtheilung Theil genommen, was ich aber nicht glauben kann; indessen wurde diese gehässige Beschuldigung durch sein späteres Stillschweigen bestärkt, denn er hätte alsdann ohne alle Gefahr sich laut rechtfertigen können. Diese schreckliche Uebertreibung einer schlechten Handlung gab zu einer sehr wahren und merkwürdigen Anekdote Veranlassung. Damals lebte noch die berühmte Schauspielerin, Demoiselle Dumesnil **), sie war aber schon sehr alt und

*) Bis zu seinem Tode.

Ann. der Verf.

***) Demoiselle Dumesnil war zu Paris im J. 1713 geboren, und starb zu Boulogne-sur-Mer im J. 1803. Sie hatte sich schon seit einem halben Jahrhundert vom Theater zurückgezogen.

U. d. Herausg.

sehr schwächlich. Hr. Chenier hatte sie noch nie gesehen, und besuchte sie eines Morgens, ohne sich bei ihr ansagen zu lassen. Er traf sie in ihrem Bette, und so leidend, daß sie ihm auf alle seine verbindliche Reden keine Antwort gab. Indessen bat sie Hr. Chenier aufs dringendste, ihm nur einen Vers, nur eine Stelle aus einem Trauerspiele herzusagen, damit er sich doch rühmen könnte, sie gehört zu haben. Demoiselle Dumesnil nahm alle ihre Kräfte zusammen, und sagte ihm jenen Vers aus einer ihrer gelungensten Rollen:

„Approchez vous, Néron, et prenez votre place.“

Zu Belle Chasse machte ich auch mit dem Verfasser eines Werks Bekanntschaft, das, ohne gerade in seiner Art vorzüglich zu seyn, angenehm war, und dessen Salbung mir behagte: es hat den Titel: les Délices de la Religion. Der Verfasser hatte einen lächerlichen Namen, und hieß Lamourette; er spielte später in der Revolution eine sehr schlechte Rolle, indem er nach dem päpstlichen Kirchenverbote ein Bisthum annahm. Da er später seine Religion nicht aufgeben wollte, so wurde er guillotinirt, und starb in den frömmsten Empfindungen. *)

*) Der Abbé Lamourette, von der Kongregation der Lazaristen, war vor der Revolution Weihbischof von Arras. Zuerst war er Professor, dann Superior im Seminarium von Toul gewesen. Man hält ihn für den Verfasser des von Mirabeau der konstituierenden Versammlung vorgelegten Entwurfs einer Adresse an das französische Volk. Die Délices de la Religion, ou le Pouvoir de la Religion pour nous rendre

Endlich kam ich erst zu Belle Chasse in nähere Berührungen mit Frau Necker, die vor der Revolution sehr zuvorkommend gegen mich war, mir die verbindlichsten Briefe schrieb, und mich besuchte: Sie brachte mir ihre Tochter, die damals noch nicht verheirathet, und erst sechszeihen Jahre alt war. Diese junge Person war nicht hübsch, aber sehr lebhaft, sie sprach viel zu viel, aber mit Geist. Ich erinnere mich noch, daß ich der Frau Necker ein Stück aus meinem *Theâtre de jeunes personnes*, unter dem Titel *Zelie ou l'Ingénue* vorlas, das noch nicht gedruckt war, wovon später eine englische Uebersetzung in London sehr oft aufgeführt wurde, und das auch Hr. von Tressan in einen Roman einkleidete, den er mir zueignete. *) Dieses Stück

heureux, erschien im Jahr 1789. Der Verfasser dieses Werks hatte schon zwei andere Werke herausgegeben, das erste unter dem Titel: *Pensées sur la philosophie de l'incrédulité, ou Réflexions sur l'esprit et le dessein des philosophes de se siècle*; das zweite, *Pensées sur la philosophie de la foi*. Lamourrate hatte den Zweck; zu beweisen, daß eine vollkommene Analogie zwischen dem System des Christianismus und den natürlichen Ideen statt finde. Er war 1742 geboren, und starb 1794 auf dem Schaffot.

Ann. des Herausg.

*) Der Graf von Tressan, ein Verwandter des Herrn von Genlis, war eben so ausgezeichnete Militär, als Gelehrter und Literator, und wurde auch in die Akademie der Wissenschaften und in die französische Akademie aufgenommen. Seine Ritterromane: *Petit Jehan de Saintré*, die *Trois Cousines* u. s. w. erhielten großen Beifall. Er besaß auch das Talent der Dichtkunst; seine schöne *Épître à Fançon* (später

laß ich nun Frau Necker vor, wobei als dritte Person nur ihre Tochter gegenwärtig war. Der Enthusiasmus und die Freude dieser jungen Dame bei dieser Vorlesung setzte mich in Erstaunen, ohne mir zu gefallen; sie weinte, machte bei jeder Seite Ausrufungen, küßte mir alle Augenblicke die Hände, und umarmte mich öfters. Ich war weit ent-

auf eine so lächerliche Art von Herrn Rivarol nachgeahmt und geplündert) gefiel allgemein. Man hat noch mehrere satyrische Lieder von ihm aufbewahrt, die nur zu gut sind; unter andern eines, das er an einen großen Herrn richtete, der damals in der großen Gesellschaft durch den Verein aller gefälligen und verführerischen Reize glänzte. Hr. von Tressan endigte, nachdem er die schmeichelhaftesten Lobsprüche an ihn verschwendet hatte, sein Lied mit folgenden Versen:

„Les dieux t'auroient trop bien traité,

„S'ils t'avoient donné le courage.“

(Die Götter würden dich zu günstig bedacht haben, wenn sie dir noch den Muth verliehen hätten.)

Diese böshafte Wendung stand in dem sonderbarsten Kontraste mit seinem sanften und feinen Ton, und seinem zärtlichen Wesen, weshwegen man auch von ihm sagte, man könne ihn mit einer Wespe vergleichen, die in einen Topf mit Eingemachtem gefallen wäre.

Er hatte etwas Eigenthümliches in seiner Konstitution, das er mir selbst erzählte. Nie hatte Betrunktheit oder Krankheit in seiner langen Lebensbahn ihm einen Augenblick den Gebrauch seiner Besonnenheit geraubt. Als Jüngling hatte er mehrmals zu viel getrunken, und dann zitterten seine Beine und konnten ihn nicht mehr tragen, aber er sprach weder Unsinn, noch fühlte er sich betäubt. Ich sah ihn den Tag vor seinem Tode noch bei voller Besinnung. Dieser Tod war für

fernt, mir vorzustellen, daß dieselbe Person eines Tags meine Feindin werden würde. Frau Necker gab ihr darin keine gute Erziehung, daß sie ihr erlaubte, drei Viertel des Tags in Gesellschaft mit den Schöngeistern der damaligen Zeit, welche sie umgaben, zuzubringen. Während

mich um so rührender, da ich die unschuldige Ursache davon gewesen. Meine Zöglinge und meine Kinder gaben mir nemlich jährlich am Tage der h. Felicitas, meiner Schutzpatroninn (den 10 Juli) zu St. Leu ein Fest, zu dem ich Herrn von Tressan einlud. Er kam, und überreichte mir sehr niedliche Verse. Ich bat ihn Abends dringend, in St. Leu zu übernachten, da es die vorigen Tage stark geregnet hatte, und die Wege sehr schlecht waren, er wollte aber durchaus nach dem Souper aufbrechen. Er ging in der That, wurde umgeworfen, und stieß sich heftig an den Kopf, ließ nicht zu Alder, und so bildete sich ein Absceß, an dem er nach fünf Wochen starb. Er söhnte sich völlig mit der Religion aus, hatte, als ich ihn besuchte, die Sterbsakramente empfangen, und ich traf ihn in der erbaulichsten Stimmung. Der Abbé Tressan, sein Sohn, war in seinem Zimmer. Er sagte ihm, er solle mir einen Vorfall vom gestrigen Tage erzählen, und der Abbé berichtete mir, Alembert hätte erfahren, daß er die Sterbsakramente empfangen, sey zu ihm gekommen, und habe ihm heftige Vorwürfe darüber gemacht; Hr. von Tressan hätte ihm geantwortet, es gehöre eine große Noheit dazu, seine letzten Augenblicke auf diese Art zu stören, und er habe noch hinzugesetzt: Uebrigens, was liegt Ihnen daran? Wenn Sie nur einige Menschlichkeit besäßen, würden Sie nicht darüber erfreut seyn, mich so getröstet sterben zu sehen? Herr von Tressan war über achtzig Jahre alt.

Ann. des Verf.

sich die Mutter mit andern Personen beschäftigte, vorzüglich mit Damen, die sie besuchten, stritten sich die Schöngeister mit Fräulein Necker über die Leidenschaften und die Liebe. Ihr einsames Zimmer und gute Bücher würden angemessener für sie gewesen seyn. Sie lernte schnell und viel zu sprechen, ohne dabei zu denken, und so schrieb sie dann auch. Sie besaß wenig tiefere Kenntniße, und hinterließ in ihren Werken nicht das Resultat der Erinnerung einer guten Lektüre, sondern eine unsägliche Menge von Reminiscenzen, und unzusammenhängenden Gesprächen. Frau Necker war eine tugendhafte, ruhige, trockene, abgemessene Person, ohne Einbildungskraft; sie hatte sich von ihrem Umgang mit Herrn Thomas eine schwülstige Sprache angeeignet, welche auf eine sonderbare Weise mit der Kälte ihrer Empfindungen und ihres Benehmens kontrastirte. In allem lag bei ihr etwas gekünsteltes; und sie schuf sich für alle Lagen, sowohl in der großen Welt, als für den vertrautern Umgang, ihre besondere Rolle. Dieß gesteht sie selbst in ihren Erinnerungen. Sie ertheilt daselbst Vorschriften, wie man mit seinem Geliebten allein sprechen soll. Uebrigens blieb sie sich bei allen diesen Vorbereitungen immer gleich, und höflich, und ertheilte selbst, in beständiger Voraussetzung der Eigenliebe bei Andern, übermäßige Lobsprüche. *) Folgende auffallende Anekdoten

*) Frau Necker empfing alle Freitag die durch Talente und Geist vorzüglich ausgezeichneten Personen von Paris. Sie war an der Spitze der Gesellschaft, welche Voltaire eine Statue errichten sollte. Voltaire schrieb ihr bei dieser Gelegen-

erzählte mir der Marquis von Chastellux, ein Mann, der einer Lüge ganz unfähig ist, von Frau Necker: „Er war eines Tags bei Frau Necker zu Tische gebeten, kam zuerft und so früh, daß die Frau des Hauses noch nicht im Salon war. Beim Auf- und Niedergehen sieht er unter dem Lehnsessel der Frau Necker ein kleines Buch auf dem Boden; er hebt es auf und öffnet es. Es war ein Buch mit weißen Blättern, wovon einige Seiten von Frau Necker beschrieben waren. Wäre es ein Brief gewesen, so würde er ihn sicher nicht gelesen haben; da er aber hier bloß einige geistvolle Einfälle zu finden glaubte, so las er ohne Anstand. Er fand nun die Vorbereitung zu dem heutigen Diner, zu dem er eingeladen war; Frau Necker hatte sie den Abend zuvor geschrieben, und es stand Alles darin, was sie den ausgezeichnetsten eingela-

heit: „Ich bin sechszig Jahre alt, und gerade in der Wiedergenesung von einer schweren Krankheit. Herr Pigalle soll, wie man sagt, mein Gesicht modelliren; dazu aber müßte ich ein Gesicht haben, und man würde kaum die Stelle desselben finden: meine Augen sind drei Zoll tief eingesenkt; meine Wangen sind altes Pergament, an Knochen angellebt, die selbst nicht fest stehen. Die wenigen Zähne, die ich noch hatte, sind dahin; und Alles, was ich Ihnen hier sage, ist nicht etwa Koketterie, sondern die reine Wahrheit. Man hat noch nie einen armen Mann in diesem Zustande abgebildet; Herr Pigalle würde glauben, man hätte sich über ihn lustig gemacht, und ich für meinen Theil habe so viel Eigenliebe, daß ich nie wagen würde, in seiner Gegenwart zu erscheinen.“

Ann. d. Herausg.

denen Personen sagen wollte. Der ihn betreffende Artikel lautete: „Ich werde mit dem Ritter von Chastellux von der öffentlichen Wohlfahrt *) und von Agathe **) sprechen.“

Frau Necker hatte ferner geschrieben, sie würde mit Frau von Angevillers über die Liebe sprechen, und eine literarische Erörterung zwischen den Herren Marmontel und Guibert einleiten. Dabei waren noch andere Vorbereitungen, die ich vergessen habe. Nach Durchlesung dieses kleinen Buchs beeilte sich Herr von Chastellux, es wieder an seinen Platz zu legen. Gleich darauf kam ein Bedienter, der sagte, Frau Necker hätte ihre Schreibtafel im Salon liegen lassen, suchte sie, und brachte sie ihr. Dieses Diner war für Herrn von Chastellux höchst belustigend, da er die Frau Necker Wort für Wort Alles wiederholen hörte, was sie in ihr Buch eingetragen hatte.

Herr Necker, der so vielen Prunk und Ernst in seine Schriften gelegt hatte, war in der Unterhaltung viel natürlicher. Bei seiner untersezten, starken und etwas gemeinen Figur hatte er das Ansehen von Redlichkeit, das mit einer geistvollen, gemeiniglich noch etwas beißenden Unterhaltung gepaart, ihm etwas Originelles mittheilte. Er besaß viel Geist, und würde ein guter Schriftsteller geworden seyn, wenn er sich nicht in der schwülstigen

*) La felicité publique, ein Werk des Ritters von Chastellux.

**) Eine hübsche Komödie von ihm, die aber nie im Druck erschien.

Schule des Herrn Thomas gebildet hätte. Wäre der natürliche Adel seiner Empfindungen nicht durch Prunksucht und durch alle die Lächerlichkeiten getrübt worden, welche aus Stolz und unbegrenzten Ummaßungen entspringen, so würde er einer der ausgezeichnetsten Männer geworden seyn. Ich habe zweimal bei Frau Necker gespeist; sie kam häufig nach Belle-Chasse. Herrn Necker habe ich nie um Etwas gebeten, aber ich war leidenschaftlich für seinen Compte rendu eingenommen; und als Herr Necker mit dem Befehle verbannt wurde, sich wenigstens vierzig Stunden von Paris entfernt aufzuhalten, erlaubte mir Herr von Sillery, ihm auf ein Jahr das Landgut von Sillery anzubieten. Er nahm es nicht an, weil er die Erlaubniß erhielt, sich in St. Duen aufzuhalten; dieses Anerbieten verdiente aber gewiß ein Andenken. Als ich später in der Schweiz auf der Flucht mich aufhielt, schrieb ich nicht an Frau Necker; sie wußte indessen unfehlbar von meiner Lage, und an ihrer Stelle würde ich geglaubt haben, einer Person einige Aeußerungen von Theilnahme schuldig zu seyn, von der ich so unzweifelhafte Proben desselben erhalten hatte.

Ich habe Frau von Staël, ihre Tochter, in meinen Werken vielfach, aber immer nur über Grundsätze getadelt, die sie selbst für tadelhaft erklärte, indem sie später sich selbst ganz aufrichtig davon lossagte. Weit entfernt aber, jemals ihre Person und ihre Talente angegriffen zu haben, fand ich vielmehr immer das größte Vergnügen dabei, ihr volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und selbst mehrere Züge aus ihrem Leben zu erzählen, die noch

nicht bekannt waren, und ihrem Geiste eben so sehr, als ihrem Charakter, zur Ehre gereichen.

Ich erfuhr, wie gesagt, während der Erziehungszeit zu Belle-Chasse eine Reihe von Widerwärtigkeiten; in allem Wesentlichen aber war ich ganz glücklich. Meine Zöglinge waren gelehrig und trefflich, ihre Erziehung wurde allgemein bewundert, ihre Fortschritte lohnten mich für alle meine Mühe. Ich wünschte, die Prinzen möchten die griechische Sprache lernen; sie hatten aber keine Lust dazu, und ich wollte sie nicht zwingen. Nun nahm ich einen Lehrer für mich, und sie sahen mich mit Bewunderung die griechische Schrift lesen. Ich stellte mich sehr enthusiastisch für diese Sprache; und nach sechs Wochen baten sie mich um einen Lehrer. Ich nahm nun einen trefflichen Hellenisten, der dabei ein eben so gebildeter als tugendhafter Mann war, den Herrn le Coupey, zu ihrem Lehrer an. Mir genügten meine griechischen Wurzelworte, die mir für die Botanik und für die Kenntniß der Etymologie der Worte in unserer Sprache von Nutzen waren. Meine Zöglinge lernten das Griechische trefflich, und zwar in meinem Zimmer.

Zu Belle-Chasse begegneten mir die glänzendsten Ereignisse meines Lebens, die Heirathen meiner beiden Töchter. Frau von Pont, Intendantinn von Moulins, eine meiner Freundinnen, gab mir den Gedanken zu der Verheirathung meiner zweiten Tochter. Herr von Genlis hatte die Marschallinn d'Etrée noch nicht geerbt; seine Schulden hatten ihn genöthigt, das Landgut von Sissy zu verkaufen. Die Gnadenbezeugungen, die mir im Pa-

lais Royal bei Gelegenheit der Verheirathung meiner ältesten Tochter zu Theil geworden waren, raubten mir die Möglichkeit, neue aus Gelegenheit der zweiten zu verlangen. Ich konnte daher auch nicht hoffen, eine gute Parthie für sie zu finden, was der Gegenstand einer beständigen Besorgniß für mich war. Frau von Pont gab mir den Rath, die Freundschaft zu benutzen, welche Frau von Montesson für den Vicomte von Valence hegte, der sie leicht überreden würde, ihm meine Tochter zur Gattin zu geben, und sie auszustatten. Frau von Pont übernahm es, mit ihr davon zu sprechen; und, wie sie ganz richtig vorausgesehen hatte, meine Tante, die für jede andere Heirath nicht das Geringste gethan haben würde, that für diese weit mehr, als wir uns vorgestellt hatten. Es wurde ausgemacht, daß sie meine Tochter zu sich nehmen sollte. Pulcherie wurde durch den Bischof von Cominge, in der Hauskapelle meiner Tante, verbunden, und einige Tage nachher von ihr auf ihr Gut St. Aissise mitgenommen. Herr von Valence war neun und zwanzig, meine Tochter siebenzehn Jahre alt; sie hatte die zierlichste Gestalt, ein treffliches Herz, reinen Geist und lautere Grundsätze. Sie besaß Kenntnisse, hatte Talente, malte Blumen und Miniatur, verfertigte niedliche Rameen, und las mit der seltensten Vollkommenheit Prosa und Verse vor. Ihr Geist hatte eine Mischung von Feinheit und Zartheit, durch die sie in der Folge einen besondern Reiz in der Gesellschaft gewann. Endlich hatte sich die zu große Lebhaftigkeit ihrer Kindheit gemildert, und sie war so sanft geworden, und eben so leicht zu behan-

deln, als sie von Natur gut, gefällig und gefühlvoll war. So war sie, als ich mich von ihr trennte, und so steht sie noch immer vor meinen Augen.

Mit derjenigen Aufrichtigkeit, die ich in diesem Werke beständig zu beobachten versprochen habe, muß ich gestehen, daß bei dieser Gelegenheit mein Ehrgeiz für meine Tochter den Sieg über meine Vorsicht und über meine Einsichten davon trug; denn eigentlich hätte der Beweggrund, der mich zur Entscheidung brachte, mich gerade abhalten sollen, an diese Verbindung zu denken. Was man von den Gefühlen der Frau von Montesson für Herrn von Balence sagte, war ohne Zweifel nicht wahr; alles aber, was sie für ihn that, war so außerordentlich, daß die Welt in ihren Muthmaßungen in dieser Beziehung bestärkt wurde, so daß man allgemein überzeugt war, sie stifte diese Heirath bloß, um das einzige Mittel zu ergreifen, den von ihr geliebten Mann beständig an sich zu fesseln. Dieß gab nun schon ein großes Uergerniß, zu dem ich die Hand nicht hätte reichen sollen. Ich hätte mir sagen sollen, daß Frau von Montesson, die an sich schon sehr unfähig war, eine gute Führerin zu seyn, überdies in dieser Lage meine Tochter nicht einmal wahrhaft lieben könnte, und daß ich außerdem gegen alle Moral handelte, indem ich eine Empfindung benutzte, die man, so platonisch sie auch immer seyn mochte, für strafbar hielt, da sie ehrgeizige Absichten befriedigte. Allein, ohne mich darüber zu täuschen, faßte ich wieder Muth bei der Betrachtung, daß diese Verbindung meiner Tante vielleicht nicht eigentlich strafbar seyn möchte; daß aber auch bei der

Voraussetzung, Herr von Valence sey der Geliebte der Frau von Montesson gewesen, die damals sieben und vierzig Jahre alt war, dieses Verhältniß sicher aufhören würde, wenn er eine reizende Person von siebenzehn Jahren heirathete, und daß endlich meine Tochter das größte Vertrauen zu mir hegte, und ich ihr die nützlichsten Rathschläge zu ihrem Glück ertheilen könnte. Da indessen mein Ehrgeiz nicht meine Verhältnisse betraf, so machte ich mir auch keinen Vorwurf; nie hatte mich persönlicher Ehrgeiz für mich selbst befangen, denn das Verlangen, sich ohne Prunk und ohne Kabale, durch Talente und Verdienst auszuzeichnen, nenne ich nicht Ehrgeiz, und für mich selbst habe ich Reichthum immer verachtet. Zugleich bin ich auch ehrgeizig für diejenigen gewesen, die ich geliebt habe; dieses Verfahren ist zwar weniger tadelhaft, aber doch nicht vorwurfsfrei, besonders wenn es sich um das Glück seiner Kinder handelt. Ich muß noch, als Mutter und als wahrheitsliebende Schriftstellerinn, bemerken, daß meine Tochter ihren Eintritt in die Welt mit den geläutertsten Empfindungen und Grundsätzen begann. Gleich nach ihrer Heirath gab sie einen Beweis von der Erhabenheit ihrer Denkungsart. Herr von Valence erlitt im Spiele einen beträchtlichen Verlust, und um ihn zu verhindern, zu Frau von Montesson seine Zuflucht zu nehmen, wie schon so oft bei ihm der Fall gewesen war, gab sie ihm von freien Stücken alle ihre Diamanten. Sie hatte deren sehr schöne bei ihrer Heirath von dem Herzog von Orleans bekommen. Herr von Valence verkaufte sie, und bezahlte seine Schuld, und nie hat Frau von Valence

diese Schuld von ihm wieder gefordert, die ihr auch nicht wieder zurück gegeben wurde. Ich könnte noch viele ähnliche Züge von ihr anführen.

Hier muß ich nun noch eine sehr anstößige und sehr unwahre Geschichte widerlegen, die man damals über Frau von Montesson, in Rücksicht auf die Heirath meiner Tochter, verbreitete. Sie wurde so allgemein erzählt, daß man sie selbst in mehreren Schmähschriften gedruckt findet. Der Herzog von Orleans sey nämlich eines Tags, wo man ihn gerade abwesend vermuthete, unerwartet in das Kabinet meiner Tante eingetreten, und hätte Herrn von Valence zu ihren Füßen angetroffen; meine Tante hätte dabei, ohne in die geringste Verlegenheit zu gerathen, mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart zu dem Prinzen, auf den Herrn von Valence deutend, gesagt: „Er verlangt von mir, wie Sie sehen, aufs Inständigste die Hand meiner Nichte.“ Man behauptete, dieser Zufall sey die einzige Ursache der Heirath meiner Tochter gewesen. Ich kann nun versichern, daß diese Anekdote eine reine Erfindung, und durchaus ohne allen Grund ist.

Nach dem Tode des alten Herzogs von Orleans verlangte ich von dem Prinzen, seinem Sohne, für meinen Bruder die beste Stelle im Palais Royal, nämlich die eines Kanzlers; dazu war ich denn auch durch den äußerst bedeutenden Dienst, den ihm mein Bruder erwiesen hatte, berechtigt. Zwei Jahre vor dem Ende des alten Herzogs von Orleans befand sich der Herzog von Chartres mit seinen Finanzen in solcher Verlegenheit, daß ich ihn ganz in Verzweiflung sah, nachdem ihm seine Beamten erklärt

hatten, er könnte mit seinen Gläubigern einen Bankerott nicht vermeiden. In dieser großen Verlegenheit schlug ich ihm vor, meinen Bruder um Rath zu fragen, der durch eine glückliche Spekulation den Bankerott verhinderte, alle Schulden bezahlte und baares Geld verschaffte *). Alles dieß wurde ausgedacht, schnell erwogen und beschlossen. Mein Bruder schlug jede Art von Bezahlung oder Belohnung aus, und bat bloß in allgemeinen Ausdrücken um den Gunst des Prinzen. Man war ihm daher die Stelle eines Kanzlers eigentlich schuldig. Indessen ging die Sache (was mich sehr betrübt) ziemlich schwer. Es war die erste Gnade, um die ich den Herzog bat; diese Gnade war nur eine Gerechtigkeit, zu deren Erhaltung ich sehr ernstlich drohen mußte, die Erziehung der Kinder des Herzogs von Orleans zu verlassen, und mich zurückzuziehen. Endlich erhielt mein Bruder diese Stelle, und vermehrte durch die Finanzoperation mit den Buden im Palais Royal die Einkünfte des Herzogs bedeutend. Auch ordnete er überhaupt, während seiner Administration, die Angelegenheiten des Herzogs mit eben so viel Einsicht, als Talent und Redlichkeit.

Noch zu Belle-Chasse erbte Herr von Genlis, nach der Heirath seiner zweiten Tochter, die Marschallinn von Etrée. Jedermann glaubte, so wie wir, die Verstorbene würde, trotz dem Testamente ihres Vaters, ihr gan-

*) Indem er im Garten des Palais Royal die Buden und Galerien anlegen ließ, die man jezo dort sieht. Dieß trug ungeheure Summen ein. Ann. d. Verf.

ganzes Vermögen meinem Schwager vermachen, der ihr, so wie meine Schwägerinn, sehr eifrig den Hof machte, während Herr von Genlis und ich sie nur sehr selten besuchten. Sie starb schnell an einem Schlagfluß, wie alle Personen aus der Familie Louvois. Man fand anfänglich kein Testament; in diesem Fall sollte das Erbe unter die Seitenverwandten getheilt werden, was man drei Tage hindurch glaubte. Während dieser Zeit machte man öffentlich eine Versteigerung der Möbeln, und verkaufte gerade einen großen Schreibtisch, als der Käufer bei genauerer Untersuchung desselben an einer Feder drückte, und ein geheimes Fach entdeckte, in welchem eine blausammtne Briefftasche mit Gold gestickt lag. Man öffnete diese, und fand das Testament, welches den Herrn von Genlis zum Universalerben einsetzte. Man holte ihn, um ihn davon zu benachrichtigen, und er schrieb mir darüber sogleich nach Belle-Chasse. Da er nun auf einmal Besitzer von 100,000 Franken Renten war, ohne noch die Kostbarkeiten, die Diamanten und das Mobiliar zu rechnen, so sprach er mir sehr dringend zu, Belle-Chasse zu verlassen, und wieder meine natürliche Stelle, die bei ihm wäre, einzunehmen. Dieß war zwar meine Pflicht, aber ich wollte das, was ich einmal begonnen hatte, endigen; ich liebte meine Jüdlinge, und es schien mir unedel, sie deswegen zu verlassen, weil ich reich geworden war. Meine Eigenliebe ertrug den Gedanken nicht, daß ein Gouverneur und eine Gouvernante ihre Erziehung vollenden und die ganze Ehre davon sich zueignen sollten. Ich blieb daher bei den dringenden Bitten des Herrn von Genlis auf meinem Ent-

schlusse, so schwer er mir auch wurde. Hätte ich meine eigentliche Pflicht erfüllt, die darin bestand, mich mit ihm zu vereinigen, vorzüglich da er es so lebhaft verlangte und wünschte, so hätte ich ihn in der Folge sehr leicht überreden können, Frankreich damals zu verlassen, wo ich es selbst verließ; er konnte damals sehr leicht wenigstens hundert tausend Franken mitnehmen, und wir würden dann ruhig in der Fremde gewesen, und er nicht auf dem Schaffot gestorben seyn! Dieser schreckliche Gedanke ist für mich die Veranlassung zu beständigen Qualen; seit seinem Tode beschäftigt er mich unaufhörlich, und ich habe ihn in meinem Werke, unter dem Titel: les Parvenus, ausgedrückt *). Das Tagebuch der Edelle, in dem Thale Jo-

*) Edelle schreibt im gelobten Lande, in dem Thale Josaphat, folgendes in ihr Tagebuch:

... O wie fürchte ich eine genauere Prüfung meines Lebens! ... Und doch habe ich Gutes gethan; ich habe die Unglücklichen beklagt, und bin ihnen zu Hülfe gekommen; habe ich aber auch jene strenge Eintheilung beobachtet, welche die Menschlichkeit gebietet? Allerdings nicht, und Geld verschwenden, es verlieren, es in unbedeutenden Kleinigkeiten zu vergeuden, heißt dieß nicht eben so viel, als dem Armen das entziehen, was ihm gebührt? habe ich immer in meinem Innern einen Schauer empfunden und Thränen vergossen, wenn ich die herzerreißenden Worte hören mußte: „Meine Kinder haben kein Brod!“ Wie oft habe ich sie nicht ohne Erschütterung gehört! Unglückliche! O meine Brüder, die ihr in einem solchen Zustande mich nicht rühren konntet, ihr werdet alle an jenem großen Tage der Offenbarung gegenwärtig seyn, um gegen mich zu zeugen, und mir meine Härte, meine Bar-

saphat niedergeschrieben, schildert bei einer ähnlichen Lage mein ganzes Gefühl. Wie oft habe ich nicht später gedacht, es gebe nichts Schöneres, als die Pflicht, und daß die Handlungen, welche als die edelsten und großmüthigsten erscheinen, und uns hindern, ihr zu folgen, wirkliche Abweichungen von dieser, oder Täuschungen der Eitelkeit seyen!

Herr von Genlis machte sogleich eine würdige Anwendung von seinem unvermutheten Vermögenszuwachs, und

barei vorzuwerfen! Und ich hielt mich für theilnehmend, für wohlthätig! Wenigstens verslossen meine Tage in Unschuld . . . Ja, in den Augen der Welt und nach ihren Vorstellungen; aber hat Gott, der im Grunde der Herzen liest, nicht in dem meinigen eine Leidenschaft der Untreue gefunden, vielleicht die heftigste, die je vorhanden war! Ich nährte diese strafbare Neigung im Geheimen: was sage ich im Geheimen? Ist mir das Geständniß nicht auf tausend Arten entschlüpft? Zwar hat der Gegenstand eines so zärtlichen Gefühls nie das Uebermaß desselben und die Qualen gekannt, welche Eifersucht und Abwesenheit und so viele andere Beängstigungen in mir erweckten! Aber doch konnte ich diese strafbare Liebe nicht ganz verbergen; ich habe sie genährt; sie hat mein Herz und meine Einbildungskraft erfüllt. Welcher Tugend, welcher Verdienste kann ich mich daher rühmen? . . . Als Gattin habe ich, während der Revolution und mit Lebensgefahr, alle meine Pflichten erfüllt; ich wollte stehen, der Unglückliche weigerte sich, Paris zu verlassen; ich blieb zurück, seine Gefahren mit ihm zu theilen . . . Himmel! . . . Welch' furchtbare Betrachtung erschüttert mich auf einmal! . . . Hätte ich ihn geliebt, hätte ich seit dem ersten Augenblick unserer Verbindung

versicherte seinem Bruder, der ganz herunter gekommen war, eine Rente von fünfzehn tausend Franken, die auch seiner Frau bleiben sollte, und so gesichert war, daß beide bis zu ihrem Tode im Genusse derselben geblieben sind. Dieß ist von Seite des Herrn von Genlis um so verdienstlicher, als ihm sein Bruder, noch vor dem Zerfall seines Vermögens, die Herausgabe eines Silberservice, der meines Vatters Eigenthum war, verweigert hatte, und von letzterem in den drei Jahren unseres Aufenthalts zu Genlis einen Jahrgehalt bezog. Herr von Genlis nahm,

alle die Pflichten der Anhänglichkeit erfüllt, welche ein so inniges Band, ein so heiliger Eid auflegt, so würde ich bei ihm auch jenes hohe Ansehen genossen haben, das immer der mit einem tiefen Gefühle vereinten Tugend zu Theil wird. Er war empfindsam und gut; seine Zärtlichkeit würde mit der Zeit der Preis der meinigen geworden seyn; ich würde seine Seele und seine Sitten gereinigt haben, und in der blutigen Zeit, wo ich für sein Leben zitterte, würde ich die Macht gehabt haben, ihn aus Frankreich fortzureißen, und er würde dann noch leben! . . . Ich bin an seinem Tode schuld! O schrecklicher Gedanke, der mich bis zu meinem letzten Athemzug verfolgen wird! Und dieser Tod, den ich verhindern konnte, dieser gehässige und peinliche Wittwenstand sollten die Gefühle rechtfertigen, welche mir die Anhänglichkeit eines tugendhaften und treuen Vatters raubten? Auf seinen Tod sollte ich das Glück meiner übrigen Tage gründen? Verschwindet, abscheuliche Täuschungen! Für mich giebt es auf der Erde kein Glück mehr, als in der Reue und Buße. . . . O du, der du mir an jenem furchtbaren Orte erscheinen wirst, wo alle Verbrechen offenbar werden! Erzürnter Schatten

kurz nach dieser Erbschaft, den Namen „Marquis von Sillery“ an.

Ich hatte immer einen leidenschaftlichen Wunsch, eine kleine Reise nach England zu machen. Diesen erfüllte ich kurz vor der Revolution. Es war das einzigemal, daß ich mich von meinen Jöglingen, während ihrer Erziehung, trennte. Diese Abwesenheit dauerte nur sechs Wochen. Ich ließ sie in St. Leu zurück. Meine Mutter hatte die Güte, meine Stelle bei Mademoiselle zu vertreten. Herr Lebrun und der Abbé Guyot ersetzten mich bei den Prin-

meines unglücklichen Gatten! O verzeihe mir! Die gefährlichen Jahre meiner Jugend sind noch nicht vorüber, es bleibt mir noch eine Zukunft, diese opfere ich deinem Andenken! Gott der reuevollen Herzen, ewige Quelle der Barmherzigkeit und der Liebe, nicht vergebens sollst du mich gewürdigt haben, mir dein himmlisches Licht leuchten zu lassen! Ohne Täuschung sich prüfen, sich selbst erkennen, heißt sich selbst verurtheilen. Ich habe mich gerichtet, und du hast mich freigesprochen. Ich weihe dir mein ganzes Daseyn. Dadurch gebe ich ihm die Richtung zu seinem wahren Ziele, erreiche noch vor der Zeit den Himmel! . . . Indem ich mich ohne Rückhalt dem Genuße überlasse, die höchste Vollkommenheit anzubeten, bringe ich kein Opfer, ich überlasse mich nur einem unwiderstehlichen Drange, ich reiße mich nicht von Wesen los, die ich liebe; in Zukunft werde ich mit Hoffnung für sie beten; könnte wohl diese Abwesenheit eines Augenblicks mein Herz betrüben? dieses brennende Herz, das sich in die Ewigkeit mit der Gewisheit aufschwingt, dort alles, was es liebt, wieder zu finden?

(Journal d'Edélie, dans les Parvenus, t. III. p. 24.)

zen. Meine Reise nach England war äußerst glänzend. Keine Frau erhielt den Zutritt in der Kammer der Gemeinen. Diese Kammer gab mir aber durch einen besondern Beschluß die Erlaubniß, einer Sitzung beizuwohnen. Dabei wurde mir aber nicht gestattet, noch eine andere Frau mitzunehmen. Lord Inchiquin führte mich ein. Den Sommer über wurde kein Trauerspiel aufgeführt; mir zu Gefallen aber Hamlet gegeben. Alles dieß wurde in die englischen Zeitungen, mit sehr verbindlichen Aeußerungen für mich, aufgenommen. Auch rückte man in diese Blätter eine Menge Gedichte auf mich ein, unter andern eine schöne Ode von Herrn Haley, die in seinen Werken steht. Ich erhielt Beweise der Theilnahme und der Achtung von den ausgezeichnetsten Personen Englands, unter andern von Fox, Sheridan, Haley und vielen Andern, alles Personen, mit denen ich vor meiner Reise nicht die geringsten Verhältnisse gehabt hatte. Ich ließ diese Dinge nicht alle in unsre französische Zeitungen setzen, und schrieb sie nicht einmal alle an meine Freunde, es war mir hinreichend, sie in mein Tagebuch aufzuzeichnen. Wahr ist es, daß mir die Gesellschaft während dieser Reise so viel Zeit kostete, daß mir zum Brieffschreiben deren wenige übrig blieb. Alle meine Stunden gingen mit Ausgängen, Besuchen und Festen hin. Der Prinz von Wallis (jetzt Georg IV.), der mit seinem Hofstaat nach Brittlestone *) abge-

*) Frau von Genlis, welche sich des Englischen doch sehr bemächtigt hat, kann der Sünde ihrer Landsleute nicht entgehen, die englischen — und fremde Namen überhaupt — ganz

reist war, hatte die Güte, mir den Lord Gordon, den ich gar nicht kannte, zu senden, um mich zu einem Fest bei ihm (Lord Gordon), weil der Prinz selbst mir keines geben konnte, einzuladen. Ich nahm diese Einladung an; das Fest war allerliebste, und der Prinz äußerst gnädig. Er hatte damals eine schöne Gestalt, und das angenehmste Lächeln, das man sehen konnte; eine Eigenschaft, die bei mir immer sehr viel galt. Der berühmte Herr Burke, den ich nur dem Rufe nach kannte, kam von seinem Landsitz nach London, um mich nach der Universität Oxford zu führen, und mich drei Tage auf seinem Gute, das auf dem Wege dahin lag, zu bewirthen. Auf eben diesem Wege hielten wir zuerst bei der Herzogin von Portland an; dieselbe, welche ehemals J. J. Rousseau eine Zuflucht gestattet, und mit der er sich späterhin so ungerechter Weise entzweit hatte. Wir wurden bei unserer Ankunft mit der Nachricht, daß man ihre letzte Stunde erwartete, empfangen, und wirklich starb sie auch in der folgenden Nacht; allein man öffnete uns ihren Park, wo wir drei Stunden lang spazieren gingen. Er war prächtig, und enthielt in den darin befindlichen sehr wohlerhaltenen Ueberbleibseln eines dänischen Lagers *) eine große Merkwürdigkeit. Ich brachte drei sehr angenehme Tage bei

willkürlich zu schreiben. Sie meint hier Brighelmstone, welches in der Aussprache fast wie Breiton klingt.

Ann. d. Uebers.

*) Also aus dem elften Jahrhundert, in welches die Herrschaft der Dänen in Engelland fällt.

Ann. d. Uebers.

Herr Burke zu; bei ihm lernte ich den seitdem so berühmten Herrn Windham kennen; er war der sanfteste, lebenswürdigste Gesellschafter; auch den Ritter Reynolds (Reinolds), den besten englischen Portraitmaler. Herr Burke führte mich nach Oxford, wo wir zwei Tage verweilten. Ich bewunderte in der Christkapelle die schönen, damals von Reynolds neu gemalten Fenster. Auf einem derselben hatte er die Hoffnung auf eine äußerst sinnreiche Weise dargestellt: sie zeigte sich von hinten, das Haupt gen Himmel gerichtet, die Arme gegen die Wolken gestreckt. — Es ist etwas Schwankendes in dieser Idee, welches dem Gegenstand sehr gut zusagt.

Nach meiner Rückkehr nach London erhielt ich eine Sendung von der Königin, welche mich durch ihren Vorleser, Herrn Deluc *), einlud, nach Windsor, wo sie den

*) Er ist Verfasser mehrerer sehr geschätzter, wissenschaftlicher Schriften. Bekanntlich sind die Vorleserstellen bei den Fürsten ein bloßer Ehrenname; die Königin von England, (eine deutsche Prinzessin), war aber sehr unterrichtet, sie liebte die Lektüre und in Windsor, wo sie ohne Prunk lebte, mußte ihr H. Deluc oft drei bis vier Stunden lang vorlesen. Er fand die Königin immer allein in ihrem Kabinet, wo sie während des Lesens Tapetenstickerei nähte. Sehr merkwürdig ist dabei die übertriebene Etikette bei einem Volke, das so viel über Freiheit und Menschenrechte gestritten hat. H. Deluc hat mir erzählt, daß er diese drei bis vier Stunden stets stehend, laut lesend, zubringen mußte. Die Königin hörte, und stickte ruhig fort, ohne die peinliche Haltung des armen Vorlesers im Geringsten zu beachten. Nie haben unsere Prinzen ein

Sommer zubrachte, zu kommen. Das war eine sehr große Auszeichnung, denn sie empfing nie Fremde. Ich speißte bei Madame La Fitte, Untergouvernante der Prinzessinnen, mit der ich in Briefwechsel gestanden war, indem sie mir eine kleine, von ihr verfaßte Schrift: „Unterhaltungen einer Erzieherinn mit ihren Zöglingen“ zugeschickt hatte, die ich auf ihre Bitte herausgab und mit einer Vorrede begleitete. Ich hatte ein zwei Stunden langes Gehör bei der Königin, es war niemand zugegen, als ihre Prinzessinnen Töchter und ihre Staatsdame, Lady Pembroke, die mich vorstellte und die ich schon in Fle Adam kennen ge-

Beispiel solchen befremdlichen Vergessens aller Güte und Menschlichkeit gegeben. A. u. m. d. Verf.

(Der Uebersetzer fügt das Zeugniß des nun wahrscheinlich verstorbenen alten Planta (vielleicht des Vaters des Unterstaatssekretärs unter Lord Castlereagh) bei — dieser hatte die Ehre, der Königin von England in irgend einer Sprache, wahrscheinlich der italienischen, Unterricht zu geben. Er war schon sehr betagt und hatte Podagra, seine Fußbekleidung verrieth es schon und da er das Stehen durchaus nicht ertragen konnte, bat er endlich um die Erlaubniß, an einem Tischchen nieder zu knien. — Wir hoffen, daß die Königin ihm nun einen Schemel erlaubte oder sich nicht mehr von ihm unterrichten ließ; erinnern uns dessen aber nicht mehr. Eben so erhielt Miß Siddons, die berühmte Schauspielerinn, die Gnade, vor der Königin eine ihrer schönsten Rollen lesen oder deklamiren zu müssen, ebenfalls stehend — und diese Frau war hoch schwanger! Man thäte sehr Unrecht, der Königin Charlotte deshalb Güte und Menschlichkeit abzuspochen. Diese Eigenschaften sind ihr bei der Pein ihrer Vorleser nur nicht eingefallen — und wer hätte sie daran erinnern sollen?)

lernt hatte. Das Gespräch war sehr belebt und ich fand die Königin gleich geistreich und verbindlich. Besonders freute ich mich über die Kronprinzessin, nachmalige Königin von Würtemberg. Die Königin hatte die Güte, mir einen großen Korb voll prächtiger Ananas zu schicken, und da sie hörte, daß ich die Pflanzenkunde liebte, ließ sie mir sagen, sie habe Herrn Zton, ihrem Gärtner in Kew, andeuten lassen, daß ich zum Behuf meines Herbariums alle Pflanzen pflücken dürfe, und er mir alle Sämereien, die ich wünschen würde, geben solle. Die vortreffliche Anlage dieses Gartens, der Reichthum, die musterhafte Behandlung und das Gedeihen der daselbst gezogenen Pflanzen sind hinlänglich bekannt. Ich machte auf dieser Reise die Eroberung der in Frankreich noch nicht bekannten Moosrose.

Lord Mansfield, Oberrichter von England, bat mich schriftlich um die Erlaubniß, mich zu besuchen. Mit Vergnügen empfing ich diesen ehrwürdigen Greis, der voll Geist und Kenntnissen war. Ich weiß nicht, wie er erfahren hatte, daß der zehnte Juli mein Festtag sey? Er schickte mir an ihm einen ganzen Korb voll Moosrosen; ich hatte dergleichen noch nie gesehen und wurde davon bezaubert! Wie ich abreiste gab er mir einen eingepflanzten Rosenstock, den ich nach Paris brachte. Es war der erste, den man dort sah und ich gab ihn dem berühmten Blumengärtner Descemet. Ich besuchte auch Wlenheim; die Herzogin von Marlbourgh war gegenwärtig; da ich sie nicht kannte, verlangte ich nicht, sie zu besuchen; man befragte mich nicht um meinem Namen und so besah ich, ohne erkannt zu werden, den Park und das Schloß. Beim

Beggehen mußte ich mich, wie es Sitte ist, in das große Fremdenregister einschreiben; die Herzoginn, welcher es gebracht wurde, vermuthete, daß ich mich in Turn Pike aufhalten würde, und schickte mir durch ihren Kammerdiener einen unermesslichen (immense) Korb voll Ananas, die wenigstens so gut, wie die von Windsor waren. Ich bot dem Kammerdiener eine Guinée an, er schlug sie aber mit den Worten aus: „gnädige Frau, ich kann sie nicht annehmen, ich bin ein Franzose.“ — Diese Worte machten mir fühlbar, wie sehr ich selbst Französin sey.

Ich besichtigte alles Merkwürdige in und um London mit der größten Aufmerksamkeit. Herr Horaz Walpole gab mir in seiner gothischen Abtei ein Frühstück. Man stellte in den Gärten des berühmten Dichter Waller ein Fest für mich an, gerade an der Stelle, wo sich Abgründe, (précipices) von furchtbarer Tiefe befinden. In der Tiefe eines dieser Abgründe erblickt man eine eingestürzte Brücke und eine verstümmelte antike Statue von so großer Schönheit, daß der Ritter Reynolds zwölftausend Franken und ein Gemälde von seiner Arbeit — jedoch vergeblich — dafür geboten hatte.

Ich will hier die Erwähnung der Gegenstände, die mich bei meinen zwei Reisen in England am meisten angezogen haben, zusammen fassen. Zuerst erwähne ich die Geschichte der beiden Freundinnen in Langollen, die ich erst bei meiner zweiten, in Gesellschaft der Fräulein von Orleans gemachten Reise, gekannt habe. Wir waren in Bury, wo sich fast täglich eine kleine, auserlesene Gesellschaft versammelte. Eines Abends sprach man von der

Freundschaft und ich sagte, daß ich gern eine weite Reise machen würde, um zwei Personen, die lange in wahrer Freundschaft verbunden lebten, zu sehen. „Nun, sagte Herr Stuart, (der nachher Lord Castlereagh hieß und als Lord Londonderry gestorben ist) gehen Sie nach Langollen, dort werden Sie das Muster vollkommener Freundschaft finden; und dieses Bild wird Ihnen um so mehr gefallen, da es von zwei jungen, in jeder Rücksicht allerliebsten Frauenzimmern dargestellt wird. Wollen Sie die Geschichte Lady Eleonorens Buttler und der Miß Ponsonby, der Schwester des berühmten Redners im irländischen Parlament, wissen?“ — „Mit Vergnügen.“ — „So hören Sie.“

„Lady Eleonore Buttler, die jetzt (1788), acht und zwanzig Jahr alt seyn kann, ward in Dublin geboren. Sie war Waise von der Wiege an, reich, liebenswürdig, hübsch, und es boten sich ihr die glänzendsten Freier an; allein von zarter Jugend bezeigte sie den größten Widerwillen, sich einen Herrn zu geben. Diese Unabhängigkeitsliebe, die sie gar nicht verbarg, that ihrem guten Ruf keinen Eintrag, ihre Aufführung war immer tadellos; kein Frauenzimmer kann sich mehr durch Sanftheit, Sittsamkeit und jede Tugend, die ihr Geschlecht schmücken soll, auszeichnen. Schon in ihrer ersten Kindheit knüpfte sie ein zärtliches Freundschaftsband mit Miß Ponsonby; durch einen Zufall, der ihre Phantasie aufregte, waren sie in demselben Jahr, an demselben Tag, beide in Dublin geboren und wurden beide zu gleicher Zeit Waisen. Sie überredeten sich leicht, daß sie der Himmel eine für die Andere

geschaffen habe, daß sie sich gegenseitig ihr Daseyn weihen, und ihr Leben im Schoos des Friedens, des gegenseitigen Zutrauens, der süßen Unabhängigkeit vereinigt genießen sollten. Ihre Empfindsamkeit mußte dieses Hirn-
 gespinnt verwirklichen. Ihre Freundschaft wurde so lebhaft, daß sie sich im siebzehnten Jahre versprachen, sich nie zu trennen, sondern ehelos zu bleiben. Schon damals entwarfen sie den Plan, sich in eine gänzliche Einsamkeit zurückzuziehen. Da sie von den herrlichen Gegenden des Walliser Landes hörten, entwischten sie vom Haus, um sich dort einen Aufenthalt auszusuchen. In Langollen fanden sie ihren Wunsch befriedigt: auf dem Gipfel eines Berges eine kleine Hütte, deren Lage ihnen köstlich schien. Hier beschloßen sie, sich niederzulassen. Die Vormünder der jungen Damen ließen ihnen jedoch nachsehen und man brachte sie wieder nach Dublin. Sie erklärten, daß sie sogleich nach erreichter Mündigkeit auf ihren Berg zurückkehren würden, und so wie sie ihr ein und zwanzigstes Jahr beschloßen hatten, verließen sie, trotz aller Gegenvorstellungen von Freunden und Verwandten, ihr Geburtsland und flogen nach Longollen. Miß Ponsonby ist nicht reich, allein Lady Eleonore besitzt ein ansehnliches Vermögen, sie kaufte die kleine Hütte sammt den dazu gehörigen Gründen, ließ dort ein Bauerhaus bauen, das dem Anschein nach sehr einfach, in seinem Innern die größte Zierlichkeit enthält; es ist von einem Hof und einem Blumengarten umgeben, eine Rosenhecke ist das einzige Geheg dieses ländlichen Aufenthalts. Man bahnte einen bequemen Weg in das Thal hinab, ließ einige Tannen von ehrwür-

digem Alter und ungeheurer Größe auf der Berghöhe stehen, und pflanzte Obstbäume, besonders eine Menge Kirschbäume, welche die besten Kirschen in ganz England hervorbringen. Am Fuße des Berges besitzen die beiden Freundinnen noch eine Wiese für ihre Heerden, einen schönen Pacht Hof und einen Küchengarten. Diese beiden Frauenzimmer, die einen sehr kultivirten Geist und allerliebste Talente haben, leben nun seit sieben Jahre in dieser Einsamkeit, ohne auch nur vier und zwanzig Stunden von ihr entfernt gewesen zu seyn. Sie sind aber keineswegs menschenscheu, sie besuchen die Nachbarschaft und empfangen Reisende von, oder nach Irland, die ihnen von ihren alten Freunden empfohlen sind, mit eben so viel Anmuth als Höflichkeit.“ — Noch an demselben Abend beschlossen wir, nach Longollen zu gehen.

Dieses Dorf sieht nicht so reich, wie ein englisches Dorf aus, allein nichts gleicht der Keulichkeit des Innern der Häuser, und diese ist bei den Bauern das wahre Merkmal der Wohlhabenheit. Von Bäumen und herrlichen Wiesen umgeben, liegt es am Fuße des Berges der beiden Freundinnen, welcher sich wie eine majestätische, von Blumen und Bäumen bedeckte Pyramide, erhebt. Wir kamen eine Stunde vor Sonnenuntergang in ihrer Hütte an; die beiden Freundinnen hatten am Morgen desselben Tages den mir für sie gegebenen Brief durch einen Courier erhalten. Wir wurden mit einer Anmuth, einer Herzlichkeit, einem Zauber von Güte, wofür es gar keinen Ausdruck giebt, empfangen. Ich ward gar nicht müde, diese Frauenzimmer, die durch ihre Einigkeit und außer-

ordentliche Lebensweise so interessant waren, zu betrachten. Es ward mir nichts von der Eitelkeit an ihnen merklich, welche sich freut, Erstaunen zu erregen. Sie liebten sich, und zeigten es mit einer solchen Einfachheit, daß bald das Erstaunen der Rührung Platz machen mußte; ihr Betragen, ihre Reden, alles drückte Wahrheit aus. Ganz besonders bewunderte ich, daß sie nach sieben, in gänzlicher Zurückgezogenheit verlebten Jahren, das Französische noch eben so leicht als rein sprachen. Lady Eleonore hatte ein hübsches, glänzend frisches Gesicht; Alles in ihr zeugte von Lebhaftigkeit und offenem Frohsinn; Miß Pousonby sah blaß und schwermüthig aus; die Eine schien, nach ihrem wohlgenuthen Ansehn zu schließen, in dieser Einsamkeit geboren zu seyn, sie schien von der Welt und ihren eiteln Freuden auch gar keine Erinnerung mehr zu hegen; die Andre nachdenkend und in sich gekehrt, sah zu unschuldig aus, als daß man hätte muthmaßen sollen, die Neue habe sie in diese Einöde getrieben, allein man war versucht, zu denken, daß sie von traurigen Erinnerungen dahin begleitet worden sey. Beide hatten die edelste Höflichkeit und einen höchst gebildeten Geist. Eine sehr schöne, aus mehreren Sprachen gewählte, Bibliothek bot ihnen unerschöpfliche Mannichfaltigkeit von Beschäftigung, denn die Lectüre ist nur dann recht fruchtbringend, wenn man ein Buch zum zweitemale liest. Das Innere des Hauses war entzückend durch seine Eintheilung, die Zierlichkeit des Geräthes und Aufputzes und dessen herrliche Aussichten. Der Salon war mit Landschaften nach der Natur von Miß Pousonby's Pinsel geschmückt. Lady Eleonore war eine

gute Tonkünstlerinn, beide hatten ihre einsame Wohnung mit Stickerei von der vollendetsten Arbeit angefüllt. Miß Ponsonby, welche die schönste Hand schrieb, die ich je gesehen, hatte eine Sammlung von Gedichten und prosaischen Stellen in ein Buch eingetragen und mit den geschmackvollsten Bignetten und Arabesken verziert. Sie pflegten also die schönen Künste mit so vieler Bescheidenheit als Gelingen, und man bewunderte deren Früchte mit einer Empfindung, die nur hier erregt werden konnte. Man fühlte sich froh, daß so vieles Verdienst in dieser friedlichen Einsamkeit dem Neid und dem Tadel entgangen sey; daß die Talente hier prunklos, nur um den Beifall der Freundschaft sich bemühten. Ich brachte den ganzen Abend in einer Art Bezauberung zu, keine verdrießliche Betrachtung verbitterte dessen Genuß. Nachdem ich mich zur Ruhe gelegt, hielten mich die sich drängenden Erinnerungen an alles, was ich hier gesehen hatte, wach; endlich wollte ich entschlummern, als die allermelodischesten Töne mich wieder ermunterten. Erstaunt horchte ich auf. Es war keine Musik, es war eine schwankende, himmlische Melodie, die bis ins Innere der Seele drang. Durch die angestrengteste Aufmerksamkeit bemerkte ich endlich, daß ein ziemlich starker Wind, der sich erhoben hatte, sie hervorbrachte. Mein Ohr unterschied das gewöhnliche Säusen und Pfeifen des Sturmes, allein der Wind, indem er diesem Heiligthum des Friedens und der Freundschaft näher kam, erstarrte in den Zweigen der Bäume, verlor sich längs den Mauern in einer bezaubernden Harmonie. Ich war sehr geneigt, an Wunder zu glauben, hätte aber die-

ses

ses gerne ergründet, allein ich durfte nicht: Fräulein von Orleans, die von der Reise sehr ermüdet war, schlief neben meinem Bett. Plötzlich legte sich der Sturm, und die Zaubertöne schienen mit dem beschwichtigten Winde zu ersterben. Es kam mir vor, als wenn diese himmlische Harmonie sich in den Wolken verlore, ich glaubte, wenn ich das Haupt aufrichtete, ihre letzten Töne besser zu vernehmen. Mein Herz bebte, und hätte ich meine Harfe gehalten, so würde sie, wie die der heiligen Cäcilie, meinen Händen entsunken und jede irdische Musik mir in diesem Augenblick unschmackhaft vorgekommen seyn.

Der folgende Morgen erklärte mir das Geheimniß. Als ich das Fenster öffnete, fand ich auf dem Balkon ein mir unbekanntes Instrument, man nannte es die Aeolsharfe; es ist, um den Wind harmonisch zu machen, erfunden; wenn er dieses Instrument berührt, bringt er wirklich entzückende Töne hervor. Es ist sehr natürlich, daß man es auf einer stürmischen Insel, um brausende Winde zum Wohlklang zu zwingen, erfunden hat.

Ich ging den ganzen Morgen mit den beiden Damen spazieren. Nichts gleicht der Schönheit der von diesem Berggipfel gesehenen Gegenden! Die beiden Freundinnen schienen hier die Herrinnen des herrlichen Landes zu seyn. Gegen Norden erblickten sie ein Dorf und einen Wald, gegen Mittag benezt ein langer (longue) Fluß den Fuß des Berges und befruchtet unermessliche Wiesen, jenseits denen ein Amphitheater von Baum und Fels bedeckten Hügeln emporsteigt. In der Mitte dieser Wildniß erhebt sich ein majestätischer Thurm, welcher der Pharus dieses Gesta-

des scheint, er gehört zu den Trümmern eines prächtigen, ehemals von den Fürsten des Landes bewohnten Schlosses. Diese ganze öde Küste war einst blühend und bevölkert, jetzt ist sie der Natur überlassen, man sieht nichts als Ziegenheerden und einzelne Schäfer, die, auf Felsen sitzend, die irländische Harfe spielen *). Diesem wilden Gemälde gegenüber hatten die beiden Freundinnen einen laubbeschatteten Rasensitz errichten lassen, wo sie im Sommer, wie sie mir sagten, oft Ossians Gesänge zusammen lesen.

Dieser Tag erregte ganz andere Eindrücke in mir, als die, welche mich den gestrigen Abend so entzückten. Nachdenken und Vernunft zerstreuten die Täuschung, welche mir das Schicksal der beiden Freundinnen als so beneidenswerth geschildert hatte. Ich fand sie noch immer gleich liebenswürdig, gleich interessant, allein ich fühlte, daß sie mehr zu beklagen als zu bewundern waren. Auf dieser Erde, wo endlich alles schwindet, müssen wir viele Bande festhalten, oder sie, wenn wir uns dem Wesen ganz hingeben wollen, das allein unsere Hoffnungen erfüllen, unserm schwankenden Herzen einen Halt geben

*) Diese Harfe hat mit der unsern keine Aehnlichkeit, sie ist mit Metallsaiten in zwei Reihen bespannt, so daß der Bass dem Diskant gegenüber liegt. Wir hörten sie in unserm Gasthof von einem alten Hirten recht angenehm spielen. Die Gattung seiner Musik war seltsam aber melodisch. Wenn diese Harfen gleich kein Pedal haben, so sind sie doch viel weniger beschränkt, als die kleinen Harfen, die man in Deutschland und England auf den Straßen hört.

kann, alle zerreißen. In dem natürlichen Gange des menschlichen Lebens sind Familienbände eine fortwährende Quelle des Trostes; ein Gatte tröstet um den Verlust einer Mutter, späterhin trocknet die Hand eines geliebten Kindes andere Thränen; ein Bruder theilt häuslichen Kummer, ein treuer Freund entschädigt für den Verrath eines falschen. Wir müssen ja nicht unsre Verhältnisse alle eingehen lassen; ja nicht auf der dornenvollen Bahn, die wir zu durchwandeln haben, irgend eine natürliche Stütze verwerfen. Zerbricht uns die eine, so wird uns die andere in unserer Schwachheit aufrichten. Das größte Unglück für ein tief fühlendes Herz ist, sich mit ausschließender Liebe an ein gebrechliches, abhängiges Wesen zu fesseln. — Die Umstände können uns von ihm trennen, der Tod kann es uns entreißen *). Wie rein auch diese Neigung seyn mag, sie ist immer die Quelle unvermeidlichen Kummers, wenn sie auch von Reue frei bleibt, kann sie es nie von zerreißender Unruhe seyn.

Diese Gedanken beschäftigten mich so lebhaft, daß ich in diesen beiden Freundinnen jetzt nichts anderes mehr sah, als ein paar unvorsichtige Opfer der höchsten Ueberspannung des Kopfs und der Empfindung. Nach solchen Einrichtungen und eingegangenen Verbindlichkeiten sind sie auf immer auf diesen Berg gebaut. Wie schrecklich ist ihre Zukunft. Wenn die eine die andere überlebt, und

*) Deshalb sagt Epiktet irgendwo: „Liebst du ein irdenes Gefäß, so denke oft . . . es ist nur ein irdenes Gefäß.“

Ann. des Uebers.

ohne Trost und Hülfe ganz allein die heilige Obliegenheit hat, ihr die letzte Pflicht zu erweisen, ihre Beerdigung anzuordnen! — Oder, wenn sie beide, zu gleicher Zeit, alt und gebrechlich geworden, des Gehörs, des Augenlichtes beraubt, die letzten Jahre ohne sich einander zu sehen, ohne eine die Andere zu hören, ohne sich einander pflegen zu können, verlebten! Vereint und doch getrennt, da sie nicht mehr eine für die andere zu leben vermöchten. Eine Lage, die so seltsam als trostlos wäre, und deren Furchtbare die Beständigkeit der Freundschaft nur vermehren müßte. In den Augen eines Weltmenschen muß das Schicksal einer Carmeliter = Nonne weniger zu beklagen seyn: wenn unsere Philosophen über das, was diese in ihrer Jugend entbehren muß, weichherzig werden, so müssen sie doch begreifen, daß ihre alten Tage völlig glücklich verfließen müssen. Wie heiter, wie freudig naht sie sich dem Grabe! . . . Und man bedenkt nicht genug, daß das Alter die längste Zeit des Lebens dauert; daß es vierzig Jahre lang dauern kann.

Den Freundinnen in Longollen blieb ein Mittel, ihr Alter zu versüßen: sie konnten Kinder annehmen, sich durch sie eine Familie bilden, welche ihre Einsamkeit erheitern, Ihr Alter pflegen würde. Ich weiß nicht, ob sie meinen Rath in dieser Rücksicht befolgt haben. Nach meiner Rückkehr nach Frankreich hörte ich mit vieler Bekümmerniß, daß Miß Pousonby von der Wassersucht bedroht sey. Nur die Klosterfrauen können einer Familie entbehren, denn sie gehören ohne Einschränkung Gott an; außerdem haben sie Gefährtinnen jedes Alters; ihre späten

Tage verfließen in Frieden, unter dem thätigen edeln Schutz der christlichen Liebe.

Ich kann Langollen nicht verlassen, ohne von der bewunderungswürdigen Sittlichkeit der Einwohner dieses Theils von Wallis zu sprechen. Die beiden Freundinnen erzählten uns, daß deren Redlichkeit so anerkannt ist, daß sie, wenn ein weiter Spaziergang sie vom Hause entfernt, den Schlüssel in der Hausthüre lassen, ohne daß man ihnen jemals etwas entwendete, und sie hatten doch eine Menge Silberzeug und vieles kleines kostbares Geräth, das sich gar leicht fortschaffen läßt. In den Gasthöfen von Longollen traf man alle englische Sauberkeit an.

Bei meiner zweiten Reise besuchte ich auch die allerliebste Stadt Bury; ihr Gottesacker ist durch seine Schönheit und die ihn umgebenden alten Denkmäler besonders bemerkenswerth. Man erzählte mir, daß er der Vereinigungspunkt liebender Paare sey, die sich hier den Abend bei Mondenschein zusammen *) finden. Mich bedünkt, an diesem Ort kann nur eine gesetzliche, innige, reine Liebe sich aussprechen. Das Laster, oder eine leichtsinnige, durch Laune entstandene Neigung könnte sich neben Gräbern, Trümmern, Cypressen nicht gefallen. Hier kann man den Schwur: bis zum Tod zu lieben, nicht gedanken-

*) Dieser Gebrauch ist in England sehr gewöhnlich. Es mag vorzüglich daher kommen, daß der größte Theil der englischen Kirchhöfe innerhalb der Verhegung mit Baumreihen bepflanzt ist, zwischen denen ein fester Sandweg zu der, mitten und einzeln im Kirchhof gelegenen, Kirche führt.

loß ablegen! Ich stelle mir vor, wie zwei Liebende, denen ein geiziger unbilliger Vormund Zwang auflegt (denn unter der Aufsicht ihrer Eltern sollen sie nicht stehen, weil ihre Zusammenkunft geheim gehalten wird), sich hier zum erstenmal mit einander finden, wie sie mit der Beklemmung und Unschuld einer ersten Leidenschaft sich einander nahen, sich einem der gothischen Grabmale gegenüber setzen — ich sehe ihre Thränen fließen! — Die Bewegung ihrer Seele bildet einen auffallenden Gegensatz mit der Ruhe des Todes um sie her. Hier verschwinden alle menschliche Leidenschaften an der Pforte der Ewigkeit, und hier dürft ihr es wagen, dem heftigsten Gefühl, welches die Brust durchwühlen kann, euch zu überlassen? Hier schwört ihr ewig zu lieben? . . . sie sprechen! . . . wie aufmerksam höre ich ihnen zu! . . . Die Stille der Nacht, das sanfte Licht des Mondes, das die ehrwürdigen Grabsteine bestrahlt, diese Tannen, diese Cypressen, die majestätisch zwischen den Gräbern emporsteigen, deren schöne Pyramidengestalt schwarze Schatten auf jene alte Thürme wirft, dieser Verein dem Tod verwandter, feierlicher, religiöser Gegenstände, fordert zu tiefer Schwermuth auf, erhebt das Gefühl. Wie rührend muß das Gespräch dieser Liebenden seyn! wie rein! Bei Festen und Tanz bedienen sich die Liebhaber der phantastischen Sprache der Dichter, da unterhält man seine Geliebte von ihren Reizen, ihrer Schönheit, allein hier führt die Liebe die Sprache der heiligen Freundschaft, der innern Seele, der Tugend; der Ewige ist Zeuge der Schwüre, die man für unwiderruflich hält. Ach diese Schwüre werden vielleicht auf dem Grabe

eines Schlachtopfers der Liebe gesprochen! . . . ist es so, so war es gewiß ein Weib. . . . Verführung oder Untreue des Geliebten brachen ihr Herz; sie war vielleicht die Freundin derjenigen, die auf ihrem Grabhügel sitzt und gleichen Gefahren sich aussetzt. — Unvorsichtige, gedenke ihrer! Du träumst am Rande des Abgrundes von Glückseligkeit — theuer wirst du eines Augenblicks Täuschung bezahlen müssen; Ruhe und Frieden sind auf lange Zeit aus deiner Seele geflohen. Aber aus dieser ersten Zusammenkunft wirst du rein zurückkehren; doch gestehe keine zweite zu, du verlorst bei ihr deine Unschuld. Geh! was die Liebe Süßes, Bezauberndes hat, hast du kennen gelernt; sie vermag nicht, dir je die Seligkeit dieser ersten Zusammenkunft zu erneuen.

Richardsons Schwiegersohn, ein Herr Bridget, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in London, lebte noch; man sagte, er sey menschenscheu, da er aber ein Originalgemälde von Richardson besitzen sollte, war ich sehr begierig, zu ihm zu gehen. Ich bat ihn um die Erlaubniß und er war so höflich, mich selbst zu sich abzuholen. Die Dertlichkeit seines Hauses war mir höchst interessant! Das erwähnte Bildniß von Richardson war ein Oehlgemälde in Lebensgröße; ein blonder, kleiner, etwas dicker Mann, mit einer sanften Physiognomie und sanften Augen. Ritter Reynolds hatte mir ein Original = Portrait von Milton, eine Miniatur, gezeigt, dessen Gestalt von Richardson etwas Aehnliches hat. Ich hatte das Vergnügen, in Herrn Bridgets Garten mich auf Richardsons Bank zu setzen; die Armlehne der rechten Seite hatte eine kleine

Lade, die ein Schreibzeug enthielt; an diesem Platz dichtete und schrieb er einen Theil des Morgens. Herr Bridget gewann mich so lieb, daß er mir den Vorschlag machte, ein mit vielen Verbesserungen bereichertes Manuscript der Pamela, von Richardsons eigener Hand, in das Französische zu übersetzen; allein mit der unerläßlichen Bedingung, kein Wort daran zu verändern. Da ich, ohne sehr wesentliche Veränderungen zu machen, nie unternehmen konnte, es in unsere Sprache überzutragen, wollte ich mich nicht dazu verstehen. Ich erbot mich aber, es unter meinen Augen mit der größten Sorgfalt übersetzen zu lassen — das verweigerte er. Richardson ist nicht in Westminster begraben. Die Engländer halten nicht so viel auf ihn, als wir, weil er nicht in der Reihe der großen Schriftsteller gezählt wird *) und die große Welt, die er nicht gekannt hat, schlecht darstellt. Allein das menschliche Herz, Leidenschaften und Tugenden, hat er so gut geschildert, das Gemüth eines sittlichen, freimüthigen, gefühlvollen Weibes so herrlich gemalt, daß ihm seine Stelle unter den vorzüglichsten Moralisten nicht streitig

*) Dieser Satz wird unsern ältern Lesern neu scheinen, und um der englischen großen Welt willen wünschten wir wohl, daß uns ein nicht sowohl gebildeter, als ausgebildeter Engländer ihn bestätigte oder läugnete. Wenn Richardson seine große Welt falsch schilderte, so thut es uns leid, denn wir haben schon oft bedauert, daß unsere adelige Jugend Richardson nicht mehr liest, weil wir nirgend ein edleres Bild der Aristokratie gefunden haben, als in seinen Romanen.

gemacht werden kann. Herr Bridget führte mich in die Kirche St. Bridge (heiligen Brigittus), wo Richardson's Asche, ohne von einem Denkmal bezeichnet zu seyn, ruht. H. Bridget erzählte mir, daß er einige Jahre früher Frau von Lessé, die England dazumal besuchte, an dieses Grab, welches an gar nichts, als einem großen Stein im Kirchenpflaster kenntlich ist, geführt habe; sie ächzte hier so tief, vergoß so viele Thränen, daß er sie ohnmächtig werden zu sehen besorgt war. Ich machte nicht so viele Demonstrationen, erschreckte Hrn. Bridget nicht, überzeugte ihn aber dennoch so gut von meiner Bewunderung für seinen Schwiegervater, daß er mir anbot — was er noch Niemand gethan — mir eine Miniatur-Copie von dessen Bildniß machen zu lassen — und wirklich erhielt ich einen Monat nach meiner Rückkehr von England dieses kostbare Portrait.

Miss Wilkes, die Tochter des berühmten Oppositionsmitgliedes dieses Namens, suchte mich auf. Sie war fünf und dreißig Jahr alt, sehr häßlich, geistreich, wußte viele Sprachen und hatte überhaupt sehr viele Kenntnisse. Ihr Vater ist wegen seiner Streitigkeiten mit der Regierung, so wie wegen der Gewaltthätigkeit, mit der ihn seine Parthei zum Maire hatte erwählen machen, sehr bekannt. Ich speiste zweimal bei ihm; seine Unterhaltung war sehr kurzweilig. Er hatte Voltaire während seines Aufenthaltes in London häufig gesehen; wie er mir sagte, verstand er wenig Englisch, und war gar nicht im Stande, die Schönheit eines Dichters zu empfinden. Wilkes erzählte mir mehrere Züge seiner Feindseligkeit gegen Pope — es ist

allgemein bekannt, daß er ihn als Papisten anlagte. Ich sah bei Herrn Wilkes etwas, das mich sehr in Verwunderung setzte: Als er seine Mairs-Würde abgab, schenkte ihm die Stadt London, dem Gebrauche gemäß, ein prächtiges Silbergeschirr, es stellt im Hautrelief die Ermordung Cæsars vor. Dieses Kunstwerk ward vor der Revolution, von der es wie ein Vorläufer aussieht, gemacht — das Gefäß stand prangend auf dem Kamin des Salons.

Alle meine Ausgänge verhinderten mich nicht während meiner ersten Reise nach London Unterricht in der englischen Deklamation, und in einer Art Perlen- = Arbeit zu nehmen, durch welche man, vermitteltst kleiner Glasperlen in einen Kitt eingesezt, beliebige Gestalten bilden kann.

Ich las viel Englisch, und die lächerliche Verachtung, mit welcher die Schriftsteller dieses Landes andere Nationen behandeln, fiel mir auf. Ein solcher Mangel an Würde, an Wohlstandigkeit, ist zugleich ein Mangel an Größe und gutem Geschmack. Wie unbillig beurtheilen sie unsere Literatur, indem sie doch unsere Schriftsteller ausschreiben und nachahmen. Dryden zerreißt in der Vorrede zu seinem Antonius und Cleopatra alle unsre Dichter; er behauptet unsre Tragiker besäßen ein lächerliches Zartgefühl; „ihre Helden, sagt er, sind die höflichsten Leute von der Welt, allein ihre gute Erziehung reicht selten bis zu einem vernünftigen Wort aus, sie beschränkt sich einzig auf ihr Ceremoniel. Ihnen fehlt der Genius, der unserm Theater Leben giebt; da sie nun nicht mehr im Stand sind, zu gefallen, ist es nothwendig, daß sie wenigstens anzustoßen vermeiden. Da in der Gesellschaft der höflichste

Mensch meist immer auch der blödsinnigste ist, so wiegen uns ihre Dichter in Schlummer aus lauter Furcht, indem sie Gelächter oder Thränen erregten, gegen die feinen Sitten zu sündigen.“ — Nicht einmal Corneille und Racine nimmt er aus, im Gegentheil, Dryden sagt ausdrücklich: Corneilles Truerspiele wären kalt und schlecht, — die von Racine unschmackhaft und ohne Genie. Besonders spottet er über Phädra und über Hippolits Pinfesei, der seinem Vater nicht geradezu sagt, daß Phädra ihn habe verführen wollen. (Ich mildere hier seinen Ausdruck.) Alle englische Schriftsteller, selbst der weise Addison war nicht billiger gegen uns. Wie stellt uns das englische Lustspiel dar! Die Franzosen erscheinen hier immer als einfältige Gecken, und was noch seltsamer ist: als Feiglinge. *) Kurz man bringt den Franzosen nur mit den gehässigsten, lächerlichsten Zügen auf die Bühne. In den neuern Schriften findet man eben diese Ungerechtigkeit, eben diesen Haß. Man vergleiche doch dieses Benehmen mit der edelmüthi-

*) Diesen Fehlgriff ließen sich seit dem siebenjährigen Krieg, wo ein Soubise die Rossbacher Schlacht verlor — denn wir fanden immer, daß jene französische Karikatur von der Zeit an gäng und gäbe ward — selbst unsre besten Köpfe zu schulden kommen, (siehe Lessing in Minna von Barnhelm); allein daß er zu unsrer Zeit, nachdem wir zwanzig Jahre lang so vertrauliche Bekanntschaft mit den Nachbarn machten, von einigen unsrer Bühnen-Dichter und Romanen-Schreiber wiederholt wird, kann uns wohl noch mehr, als der Engländer-National-Muthwillen die Frau von Genlis im J. 1788, verwundern. A. d. Uebers.

gen Gutherzigkeit unsrer Schriftsteller! Wie haben sie die englischen Gelehrten und ihre Nation gelobt! Man vergleiche doch die englische und die französische Billigkeit, den englischen und den französischen Geschmack! Wir können alle National-Eitelkeit bei Seite, gar nichts Vortheilhafteres für uns wünschen. Der Tod der Lucretia ist einer der Gegenstände, den unser Zartgefühl von der Bühne verbannt. Wir können den Anblick einer besleckten Heldinn, selbst wenn sie durch Gewaltthat entehrt ward, nicht leiden. Lucretia würde nach Tarquins Verbrechen eine Art Ekel erwecken. Wir nur allein haben dieses zarte Gefühl. Die Deutschen, noch mehr die Engländer, begreifen es nicht. Diese sehen ohne Widerwillen Rowes schöne Büßende spielen, obschon diese, weder Adel, noch Reue, noch Leidenschaft hat, sondern Lotatio, den Freund ihres Mannes, auf das unwürdigste verläumdnet. Ein Vater, der seine Tochter zwingt ihre Schande zur Schau zu stellen, indem sie sich in einem schwarz behangnen Zimmer neben dem Leichnam ihres Verführers aufhalten muß, wäre in unsern Augen nur ein Berrückter und ein Barbar. Die Waife von Otway ist weder sittlicher noch vernünftiger, als die schöne Büßende, und genießt dennoch in England eines großen Rufs. Zwei Brüder schlagen sich, der eine wird getödtet, der andre tödtet sich selbst, weil er des Bruders Ehebett besleckt hat, die unschuldige Ehebrecherinn, Monimia, nimmt Gift — das alles würde uns mehr Abscheu als Mitleid erregen. Drydens berühmtes Trauerspiel, Amboina, enthält ein unbegreifliches Gewebe von Abscheulichkeiten. Wir sehen da wieder eine

Frau, die nach der äußersten Mißhandlung vor den Zuschauern erscheint; die Holländer sind in diesem Stücke wie Ungeheuer, wie reißende Thiere geschildert; ihre ganze Nation der ausgeartetsten Grausamkeit, der äußersten sittlichen Verdorbenheit beschuldigt.

Mit wenigen Ausnahmen ist das Lustspiel die Schmach der englischen Bühne, ja selbst die Stücke, von denen man zugeben kann, daß sie dasselbe nicht entehren, würden auf dem französischen Theater nicht dargestellt werden dürfen. Alle Lustspiele von Congreve sind in Rücksicht der Sitten schändlich, die von Wicherly nicht minder; Farquhar, der lustigste englische Comiker, ist weder moralischer, noch sittlicher, als die andern. Der berühmte Fielding hat abgeschmackte, schändliche Lustspiele geschrieben; Drway, dessen Trauerspiele schon so unanständig sind, hat sich in seinen Lustspielen selbst übertroffen. Ein Frauenzimmer könnte von seinem Lustspiel: Soldaten-Glück, gar keinen Bericht abstaten, es enthält alles, was Sittenlosigkeit, niedrige Gesinnung und Sprache nur Zurückstoßendes darbieten können. Der Gottesläugner, von eben diesem Dichter, ist nicht weniger empörend; er enthält gar kein Raisonnement gegen den Atheismus, noch für die Religion, alle Charaktere sind lasterhaft, verabscheuungswürdig. Der sterbende Gottesläugner macht einem alten, als Priester verkleideten Büßling die schändlichste Beichte, ein liederlicher, zu Grund gerichteter Vater hängt von der Mildthätigkeit seines Sohnes ab, der ihn oft schilt und ihm Geld verweigert. Dryden, der unsere Bühne so herabsetzt, hat ein Lustspiel geschrieben: the kind Keeper

(welches hier so viel heißt als: ein Mann, der Mädchen unterhält); es enthält folgenden Auftritt: ein junger Mann ist von drei Weibern geliebt; die eine schleicht sich in seiner Abwesenheit ohne sein Wissen in sein Zimmer, bald darauf hört sie ihn mit einem andern Frauenzimmer kommen, und verbirgt sich unter sein Bett. Der junge Mann tritt ein und setzt sich mit seiner Geliebten auf dieses Bett; er wird zudringlich und das versteckte Mädchen sticht beide, so oft dieses der Fall ist, in die Weine. Anfangs glaubt der Held sehr unbefangen, daß er von Flöhen gestochen wird, dann denkt er, seine Geliebte spiele ihm diesen kleinen Pöffen; er beklagt sich; sie, die sich auch gestochen fühlt, beschuldigt ihn eines eben jetzt sehr übel angebrachten Scherzes; während sie sich streiten, hört man die dritte Geliebte kommen, denn man hatte den Schlüssel abzuziehen vergessen. Der junge Mensch versteckt das zweite Frauenzimmer in seinem Bett und deckt es zu, die dritte erscheint, wirft einen durchdringenden Blick auf das Bett, faßt Verdacht, und wirft sich unter dem Vorwand ohnmächtig zu werden, der Länge nach darauf hin; die, welche darin verborgen war, erhebt sich, um nicht zu ersticken, die darunter steckt, kriecht aus Schrecken über die Erschütterung des Bettes und des Geschreies hervor. — — Das sind doch Knalleffekte, (coup de théâtre!) Das sind doch Theaterplane, wie sie unsre Kdypse, welche Herr Dryden lustig und leichtsinnig nennt, nicht erfinden! In seinem in England sehr geschätzten Stück, der spanische Mönch, bringt der Dichter einen wirklichen Priester auf die Bühne, der sich von einem jungen

gen Menschen durch Geld bestechen läßt, ihm Zusammenkünfte mit einer verheiratheten Frau zu verschaffen, und dieser in der Weichte Liebesbriefe, und die schändlichsten Rathschläge giebt.

Die Engländer erlauben sich unaufhörlich unanständige Scherze über die katholische Religion, und die unmenschlichsten Verläumdungen gegen ihre Priester; wir hingegen beobachten gewissenhaft und treu die Achtung gegen fremde Nationen, wir würden, thäten wir anders, den Geschmack, die Wohlanständigkeit zu verletzen glauben. Unsere Nation, die man leichtsinnig und frivol schilt, ist dem un-erachtet die, welche die meiste Zucht und Schamhaftigkeit zeigt. Unser Publikum ist das einzige, welches sich Achtung zu verschaffen weiß; das einzige, welches sich, wenn man ihm sittenlose Bilder darstellt, für beleidigt hält; das einzige, welches strenge in seinen Belustigungen ist. Dieses Zartgefühl bei so viel Fröhlichkeit, bildet den liebenswürdigsten, den schönsten Nationalcharakter. Die Engländer, welche man aus vielen Gründen lobt, sind das Volk, welches alle Wohlanständigkeit auf das frechste verachtet, und die ekelhaften Schilderungen der schändlichsten Verderbniß für Meisterstücke hält.

Die Mode, nach der Mode seyn *), ist das

*) Das war also schon in den Jahren 1788 und 1792, wo Frau von Genlis England besuchte, der Fall — die waltende Gottheit von heute, Fashion und ihre hohe Priester, die Fashionables, können sich also schon einer Art von Geschlechtstafel rühmen, da sie ihre Thorheit schon von Vater und Großvater ererbt haben.

A. d. Uebers.

Ding, welchem man in London viel mehr Wichtigkeit beizumißt, als in Paris. Die übertriebensten, die gefährlichsten Moden sind in London erfunden: die hohen Whiskys, die Kutschbdöcke, auf denen der Kutscher, fiel er herab, denn Hals brechen mußte, dienen als Beweise. Was soll man von den unglücklichen Knaben sagen, die man unter dem Namen von Jockeys in wollne Decken hüllt, ihnen zu schwitzen eingiebt, um sie abzumagern und ihnen zum Wettjagen die erforderliche Leichtigkeit zu geben? Alle diese Erfindungen sind nicht sehr gescheut, vernünftige Engländer geben sich auch damit nicht ab, allein der leichtsinnigste Franzose hat nie einen ähnlichen Einfall gehabt. Nie sah man in unsern Journalen Beschreibungen neuer Moden *), weiblicher Kleidung — die geschätztesten englischen Zeitungen enthalten alle diese Geringsfügigkeiten, und nach jedem Hoffeste ist die Beschreibung der sämtlichen Anzüge des Gallatages darin zu lesen. Die frivolsten Künste

*) Dieses wurde vor der Revolution geschrieben.

Anm. der Verf.

(Und selbst während und nach der Revolution wurden die Moden in den französischen Blättern als Kunst- und Handels-Artikel gegeben. Ein paar der englischen, höchst politischen Zeitungen hatten von jeher die National-Eigenheit, nach jedem Gallatage den Anzug jeder bei Hof aufgefahruen Dame, jedes Herrn der ersten Familien mit Nennung des Namens im größten Detail zu beschreiben. Bei einigen Heirathen der königlichen Prinzessinnen befand sich in der letzten Zeit in diesen Blättern sogar die genaueste Beschreibung und Herzahlung der Aussteuer an Kleidern und Schawls.)

Anm. des Uebers.

werden in England am besten bezahlt: Sänger und Tänzer machen eigentlich nur in London ihr Glück. Der Geschmack an Romanen und Gespenstergeschichten ist in England gewiß lebhafter als in Frankreich; der englische Luxus endlich übersteigt den französischen bei weitem!

Man beurtheilt die Engländer und die Franzosen, wie man gewöhnlich einzelne Menschen in der Gesellschaft beurtheilt: nach dem Aeuern, das so oft trügt; fröhliche Menschen hält man leicht für unbesonnen, murrische erwerben wohlfeilen Kaufs den Ruf des Vernunftigseyns. Die Engländer erheben ohne Ende die Verdienste ihrer Nation; eine sehr ehrwürdige Eitelkeit, an der es uns fehlt; es wäre zu wünschen, daß wir uns etwas mehr Gerechtigkeit widerfahren ließen. Man warf Herrn Damesau einmal vor, daß er sich immer selbst rühme. „Das thue ich mit Fleiß, antwortete er, das ist immer eine Stimme mehr, und die, welche sich über diesen Punkt am besten ausdrückt.“ Stimmen nun alle Schriftsteller einer Nation in einer Sache überein, so macht das viele Stimmen mehr.

Endlich reiste ich wieder nach Frankreich zurück. Meine Ueberfahrt war sehr lästig, uns traf einer der heftigsten Stürme, die man je im Kanal erlebt hatte. Ich kehrte nach sechs wöchentlicher Abwesenheit nach St. Len zurück — die Freude meiner Boglinge, so wie die meine, war unendlich groß!

Kurze Zeit nach meiner ersten Reise ward die Heirath des Fräulein von Orleans mit dem Herzog von Angouleme beschlossen. Wir begaben uns nach Versailles, wo sie ge-

taufte ward; gleich darauf hatte sie mit dem Herzog eine Zusammenkunft, und es ward von der Heirath öffentlich gesprochen. Nach ausgewechselten Versprechen macht man aus, daß dieselbe vollzogen werden solle, sobald der junge Prinz das von dem Gesetz vorgeschriebene Alter, zu dem ihm noch drei Monate fehlten, erreicht haben würde. Man bestimmte die Damen, welche der Prinzessin zugegeben werden sollten; ich wurde mit vieler Güte zu Rathe gezogen, und beauftragt zu einigen untergeordneten Stellen zu ernennen, und noch zwei andere Kammerfrauen für die Prinzessin zu wählen. Monsieur (nachmaliger Ludwig XVIII.) ließ sich herab, mir in einem eigenhändigen Billet eine Frau, die bei seiner Erziehung behülflich gewesen war, zu empfehlen (das war sein Ausdruck), für die er einen Platz als Kammerfrau der künftigen Herzogin von Angouleme wünschte. Ich kann also jetzt wohl sagen, daß einer unserer Könige mir die Ehre erzeigt hat, einen Bittbrief an mich zu schreiben, (*lettre de sollicitation*). Die Revolution, welche plöblich ausbrach, zerstörte diesen, wie so manchen andern Plan. Der kurze Zeitraum weniger Monate reichte hin, um die bestbegründetsten Hoffnungen, so wie die vernünftigste Zuversicht zu vernichten, und dem grenzenlosesten und unerwartetsten Ehrgeiz ein unermessliches Feld zu eröffnen.

~~Ende des dritten Theils.~~



ROTANOX
oczyszczanie
lipiec 2008

KD.937.3
nr inw. 1458